This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

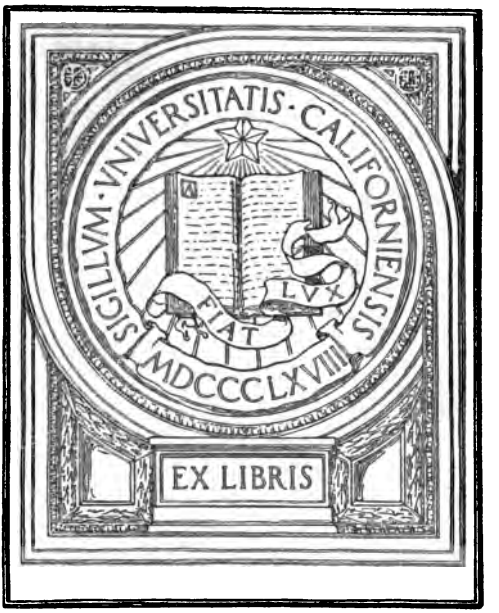
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 184 849

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·



Nachgelassene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Fünfter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1850.

Anhang
zu den
Briefen aus Paris.

Briefe aus der Schweiz.

1830. 1831. 1832. 1833.

Von

Ludwig Börne.

Herausgegeben
von den Erben des literarischen Nachlasses.

Erster Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1850.

PT1821
A1
1844
V.5-6

Inhalt des V. Bandes.

Anhang zu den Briefen aus Paris.

1830.

		Seite
Aus	Darmſtadt	3
„	Carlsruhe	4
„	Straßburg	6
„	Paris	7

1831.

Aus	Paris	25
„	Ferté-sous-Jouarre	41
„	Bar-le-Duc	42
„	Straßburg	43
„	Carlsruhe	43
„	Paris	46

1832.

Aus	Paris	133
„	Chalons	200
„	Verdun	204
„	Straßburg	205
„	Stollhofen	213

M84594

Seite

Aus Carlsruhe 216
„ Baden 223
„ Neuſtadt an der Haardt 233

Briefe aus der Schweiz.

1832.

Erſter Brief. Aus Freiburg im Breisgau 243
Zweiter Brief. „ „ „ „ 245
Dritter Brief. „ „ „ „ 248
Vierter Brief. „ „ „ „ 255
Fünfter Brief. „ „ „ „ 257
Sechster Brief. „ „ „ „ 262
Siebenter Brief. Aus St. Blaſien . . 265
Achter Brief. Aus Zürich 267
Neunter Brief. „ „ 273
Zehnter Brief. Aus Mariahalden. . 291
Elfter Brief. „ „ . . 298
Zwölfter Brief. „ „ . . 303
Dreizehnter Brief. Aus Zürich 307
Vierzehnter Brief. Aus Mariahalden. . 313
Fünfzehnter Brief. „ „ . . 316
Sechszehnter Brief. „ „ . . 324
Siebenzehnter Brief. Aus Zürich 328
Achtzehnter Brief. Aus Mariahalden. . 332
Neunzehnter Brief. Aus Zürich 338
Zwanzigſter Brief. Aus Mariahalden. . 341

		Seite
Einundzwanzigſter Brief.	Aus Zürich . .	344
Zweiundzwanzigſter Brief.	Aus Aarau . .	346
Dreiundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	354
Vierundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	361
Fünfundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	367
Sechsundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	372
Siebenundzwanzigſter Brief.	Aus Luzern . .	374
Achtundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	381
Neunundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	392
Dreißigſter Brief.	„ „ . .	400
Antikritiſche Beluſtigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-See's.		
I. Die Tiger-Brücke		408
II. Die Sokrates-Hütte		409
III. Der 21ſte Bogen		416
IV. Eratophilos		421

Anhang
zu den Briefen aus Paris.
1830. 1831. 1832.

Darmſtadt, den 4. Sept. 1830,
Samſtag Morgen.

Vive la Charte!

Guten Morgen liebe Seele. Das Geld liegt im Koffer, und ich werde alle Ihre zehn Gebote befolgen. Geſtern Abend ging ich in's Theater. Kaum ſaß ich auf meinem Platze, als zwei Herrn mich in ihre Mitte nahmen, die in einem fort von meinen Schriften ſprachen, und entzückt waren mich in ihrer Gewalt zu haben. Der Eine heißt ***, der will vor fünf und zwanzig Jahren mit mir in Gießen ſtudirt haben. Nach dem Theater mußte ich mit Herrn von Holtei nach Hauſe gehen, der einige Leute auf mich und Kartoffel eingeladen hatte. Die kannten meine Schriften im eigentlichen Sinne auswendig, und ennuyirten mich mit Citaten.

Haltei ſagte mir meine Schriften wären in Berlin ſehr beliebt. Er habe ſie in zwei gelehrten Geſellſchaften den ganzen Winter durch vorleſen müſſen.

Carlsruhe, Sonntag, den 5. Sept. 1830.

A bas les Rois!

Dieſer Brief geht erſt morgen Mittag ab. Ich bin nach der Poſt hier angekommen, was mich ärgert.

Ich reiſe morgen Mittag ab und werde erſt übermorgen in Straßburg ankommen. Ich denke nicht früher als den 15. dieſes in Paris zu ſein. Ich werde mit Bequemlichkeit reiſen. An Stoff und Zeit Ihnen große Briefe zu ſchreiben fehlt es mir gänzlich. Sie müſſen ſich damit begnügen, bis ich in Paris bin.

Das ſehe ich doch jetzt erſt, wie angenehm ein Bedienter auf Reiſen iſt. Ich wüßte nicht wie ich ihn entbehren könnte. Wäre nur unſer Conrad ſo

kein Hampel. Er thut aus Einfältigkeit und Gutmüthigkeit was ein anderer Bedienter aus Schelmerei. In Frankfurt im Engliſchen Hof, als ich mit meinem Kutſcher anfänglich über den Preis nicht einig war, ſah ich durch's Fenſter in den Hof, wie der Kutſcher den Conrad geſtreichelt und auf die Schulter geklopft, um ihn zu gewinnen, daß er mir zurede. Richtig kam er auch gleich herauf zu mir und ſagte, der Kutſcher habe nicht zu viel gefordert. Und doch ließ er noch drei Gulden ab. Auf meinen Vortheil iſt er gar nicht, ſo wenig wie auf ſeinen eignen. Welch ein Figaro! Aus Dummheit hat er etwas Kluges gethan. Er hat zwei Töpfchen Stiefelwichſe für acht Kreuzer mitgenommen, die mich in Paris zwei Franken gekoſtet hätten. Ein gewandter Bedienter wäre gar nicht auf ſo einen Einfall gekommen. Nichts auf dem ganzen Wege intereſſirte ihn mehr, als die Soldaten, die mir ein Dorn ſind. Uebrigens bin ich mit dem Conrad zufrieden.

Straßburg, den 7. Sept. 1830.

Es ist Abend, Zeit habe ich noch mehr als mir lieb ist, sie wird mir lang. Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich Ihnen schreibe, bitte tausend Mal um Vergebung, daß ich Ihnen so oft lästig falle.

Ich habe mir einen Miethwagen nach Nancy genommen, das ist kaum ein Drittheil des Weges nach Paris, und das kostet mich 100 Franken. Meine Reise nach Paris wird mich also von hier aus 300 Franken kosten, gerade so viel als Extra-Post. Es ist des Teufels zu werden, aber was will ich machen? Aut Rothschild, aut nihil, sei von nun an meine Devise. Hätte ich weniger Geld, wäre ich viel reicher als ich bin, dann fiele es mir nicht ein, nach Paris zu reisen. Mein Reichthum wird mich noch ruiniren.

Die erste dreifarbige Fahne hat mich unbeschreiblich aufgeregt. Ein Glück, daß ich nicht Nerven genug für mein Herz habe, ich wäre schon längst geköpft worden. Aber dumm war ich auf

dem ganzen Wege. Das ſpricht ſehr für mein Wohlbefinden. Adieu.

Paris, den 20. Sept. 1830.

Geſtern Mittag beſuchte ich die B. Ich wurde von ihr und den übrigen Mitgliedern der Familie ganz unbeſchreiblich artig und freundlich aufgenommen. Man lud mich auf den Abend ein. Ich fand dort faſt lauter Deutſche, Herrn und Damen. Zum Glücke, zum unerhörten Glücke, war ich zweimal in einem Tage geſprächig, witzig, liebenswürdig, ich kannte mich ſelbſt nicht. Es gefiel mir da ſehr gut, man iſt ungenirt, kömmt und geht wenn man will.

Den 12. Oktober.

.... Die deutſchen Gelehrten, die hierher kommen, betragen ſich überhaupt ſehr dumm, und ich habe von manchem ſchon manches erzählen hören. Sie ſind ſehr unbeſcheiden, ſagen den Franzoſen ins Geſicht, ſie wären Dummköpfe gegen die Deutſchen, und machen in ihrem franzöſiſchen Kauder-

welſch die größten Grobheiten. Der ***, der hier iſt, beträgt ſich auch ſo ſchlecht, und disputirt ſich mit den hieſigen Gelehrten auf ächt deutſche gemeine Weiſe herum. Der *** ſagt ihnen: vous vous trompez, vous ne comprenez pas cela, cela n'est pas vrai, was im Franzöſiſchen lauter Grobheiten ſind. Ich mache nie ſolche Fehler, und ich hüte mich wohl mit Franzoſen zu disputiren, ſobald ich merke, daß ich mich nicht verſtändlich machen kann.

Der Staatsmann, den man in Berlin anſtellen will, iſt nicht der Stein, ſondern Herr von Humboldt. Dieſer Letztere iſt gegenwärtig hier. „Il parle comme un moulin", hörte ich einen Franzoſen von ihm ſagen. So habe ich ihn in Berlin kennen lernen. Für mich iſt er ein unerträglicher Schwätzer. Wenn er im Zimmer iſt, kann kein Anderer zu Worte kommen.

Michel Beer „der Dichter" hat mich geſtern im Café de Paris mit einem köſtlichen Diner bewirthet. Er war ſehr verdrießlich, daß ich ſo wenig aß und gar nicht trank, und ſeufzte wohl im Stil-

len, daß mit mir gar nichts anzufangen ſei. Natürlich war es nicht Börne der Tugendhafte, nicht Börne der Humoriſt, nicht Börne der reiche Mann, nicht Börne der Liebling der Madame W., ſondern Börne der Rezenſent, dem der Dichter zu eſſen gab. Wahrhaftig, er dauert mich. Iſt das ein junger Menſch von kaum dreißig Jahren, der 50,000 Franken Renten, und einſt noch ein großes Vermögen zu erben hat, und macht ſich Sorgen, ob man ſeine Tragödien lobt oder tadelt! Er wartete immer darauf, ich würde über ſeine Schriften zu reden anfangen, aber ich ſchwieg und aß. Endlich als er méringues glacées, nehmlich mit Eis gefüllte, kommen ließ, die mir ſehr gut ſchmeckten, ward ich doch etwas gerührt, und fragte ihn wie die Rezenſenten ſein Trauerſpiel beurtheilt? Ich bekümmere mich nicht darum, antwortete er, ich laſſ' ſie bellen. Ich ſuchte das Lachen zu unterdrücken, aber darüber floß mir das Vanille-Eis aus dem Munde, und mein neuer Ueberrock bekam den erſten Fleck. Es wird nicht der Letzte ſein.

Der Beer iſt ſeit zwei Jahren hier, reiſt aber in einigen Tagen nach München. Paris, ſagt er, ob es ihm zwar gefiele, erſetze ihm doch Deutſchland nicht. Man verſtünde ihn nicht genug. Er wäre in jeder Geſellſchaft gern der „Ressort“, und das könnte er in Paris nicht ſein. Ich dachte: Was biſt du für ein Thor mit deinem Ressort! — So iſt der Menſch! —

Den 26. Oktober.

.... Ich werde zur Ergänzung meines achten Bandes (den der Teufel holen möge mit Herrn Campe!) Schilderungen aus Paris ſchreiben, gleich den frühern. Dieſe haben ja hier wie in Deutſchland allgemein gefallen, und ſogar meine Rezenſenten, ſelbſt die Uebelwollenden, haben ſie gelobt. Es iſt aber merkwürdig mit dieſem kritiſchen Lobe meiner Pariſer Skizzen! Die Rezenſenten die es mir alle übel genommen, daß ich Deutſchland und den Deutſchen in meinen Schriften derbe Wahrheiten geſagt, geben mir doch darin Recht, ohne daß ſie es wiſſen. Menzel ſagt: in Frankreich

wäre ich ein liebenswürdiger Laertes, in Deutschland aber ein ſchwermüthiger Hamlet. Neumann (in den Berliner Blättern) der meine Pariſer Schilderungen ſehr lobt, frägt: warum ich die Deutſchen nicht mit gleich guter Laune als die Franzoſen beurtheilt hätte? Aber — ſetzt er hinzu — es geſchieht oft ſo, daß man in ſeinem Hauſe knurre und mißmuthig ſei, und ſobald man den Fuß aus dem Hauſe ſetze, liebenswürdig würde. Iſt das dumme Geſchwätz nicht ſehr komiſch? geſtehen dieſe Herrn nicht ein, daß man in Deutſchland verdrießlich ſei, und daß man nichts dort zu loben finde? ....

Den 3. November.

Ach, Sie haben ganz recht, meine Briefe ſind ſehr leer, ob ich zwar überzeugt bin, daß ſie Ihnen die größte Freude machen.. Aufrichtig zu reden (aber zanken Sie mich nicht), ich führe mich ſehr ſchlecht auf — das heißt eigentlich, ich führe mich ſehr gut auf, und jeder Vater würde ſich glücklich ſchätzen, wenn ſein Sohn in Paris ſo ordentlich

lebte als ich. Aber für einen alten Kerl, der aus Büchern nichts mehr lernen kann, ist das keine Aufführung. Ich bin fast den ganzen Tag zu Hause. Bekanntschaften zu machen bin ich erstens zu faul, zweitens zu ungeschickt, drittens zu blöde, viertens zu bescheiden, fünftens zu eitel.. Meine unzureichende Kenntniß der französischen Sprache, macht mich etwas schüchtern. Allen Leuten von Kopf, allen die ihre eigenen Gedanken und Gefühle haben, fällt es schwer, sich in einer fremden Sprache auszudrücken. Junge Leute, Commis, unbedeutende Menschen, denen nur an den Worten liegt, lernen die Conversationssprache der Franzosen viel schneller als ein deutscher Philosoph. Dann möchte ich doch nicht als ein deutscher Hans erscheinen, und wenn man wortkarg ist, halten Einen die Franzosen für geistarm. Dann frage ich mich: was haben die Leute von mir? das sind aber alles keine Entschuldigungen. Mit einiger Ueberwindung und Mühe könnte ich doch nach und nach mich mit den bessern Gesellschaften bekannt machen, und ich

verſpreche Ihnen, mich zu beſſern. Trotz dem allem aber, und daß ich bis jetzt ſo eingezogen lebte, bin ich ſehr vergnügt und heiter, ja wenn ich unter Leuten bin, geſprächiger als je. Das Unglück iſt, daß der Sporn Bekanntſchaften zu ſuchen, der andere Leute treibt, mir mangelt: die Langeweile. Mir wird zu Hauſe die Zeit nicht lang. Jezt werden Sie mich wie gewöhnlich fragen, was haben Sie denn von Paris? Ich antworte Ihnen: Paris, und Deutſchland nicht.

Den 5. November.

.... Ich habe mich bei Gerard ſehr amüſirt.. Gerard, der von einem da anweſenden Deutſchen erfahren hat, was ich für ein merkwürdiges Thier bin, hat mich ſehr freundſchaftlich eingeladen wiederzukommen. Ich war ſehr geſprächig zu meiner eignen Verwunderung. Ich habe mich viel mit Ancelot unterhalten, einem bekannten dramatiſchen Dichter. Es war wirklich zum Lachen! Der Ancelot kannte mich nicht, ich wurde ihm nicht vorgeſtellt. Mir war er nur dem Namen nach bekannt,

ich hatte nie etwas von ihm geleſen. Aber ich kannte meine Leute. Ohne Scheu trat ich zu ihm, ſtellte mich entzückt ihn kennen zu lernen, ſprach mit dem größten Lobe von ſeinen Werken, und log ihm vor, ſie wären alle in's Deutſche überſetzt. Er lobte ſich aber ſelbſt noch viel mehr, als ich ihn. Er ließ ſich mein Taſchenbuch geben, ſchrieb mir zwei Seiten voll, das vollſtändige Verzeichniß ſeiner Werke, wo ſie zu haben wären, in welcher Ordnung ſie erſchienen ꝛc. Dann prahlte er, von der und der Schrift wäre die Auflage erſchöpft, und ſie ſei nicht mehr zu haben. Ich hörte dem Franzoſen mit Verwunderung, und aufrichtig zu reden, mit Neid zu. Ich dachte: möchte ich doch auch ſo ſein können, und das Talent haben, mich ſo herauszuſtreichen! Denn im Grunde, was verliert er bei mir durch ſein unverſchämtes Selbſtlob? Ich bin dadurch mit ſeinen Schriften bekannt worden, werde ſie holen, ſie leſen, und doch wahrſcheinlich einiges Gute darunter finden, dann vielleicht darüber ſchreiben, und den Ruhm des Verfaſſers ver-

breiten. Hätte er beſcheiden geſchwiegen, hätte ich vielleicht nie etwas davon erfahren. ....

Es thut mir leid, daß Sie ſich das mit meinen Briefen in den Kopf geſetzt haben. Ich kann dieſe für den 8ten Band nicht brauchen. Machen Sie ſich darum keine unnöthigen Sorgen, indem Sie vielleicht glauben, dieſer 8te Band mache mir Unruhe und ſtöre meinen Seelenfrieden. Kennen Sie mich denn ſo wenig? Und wenn ich bis zum Frühling auch kein Wort für den Campe ſchriebe, würde mir das Eſſen nicht ein bischen ſchlechter ſchmecken und mein Gewiſſen bliebe ganz ruhig. Uebrigens hoffe ich noch damit zu Stande zu kommen. Auch fürchten Sie nicht, ich möchte mich krank arbeiten. Habe ich das denn je gethan? Wer mich kennt und meine Faulheit, muß Sie ja auslachen, wenn er ſo etwas von Ihnen hört. Manchmal, wenn Sie mich vor gar zu großem Fleiße warnen, möchte ich faſt denken, Sie wollten ſich über mich luſtig machen. Ihr Frankfurter ſeid gewaltige Schelme! Mit Ihren Briefen ſeit einiger Zeit bin ich beſon-

ders vergnügt. Sie ſchreiben enger und mehr als ſonſt. Beſonders die Querzeilen die noch hinter den Briefen hergehen ſind meine Luſt und ich betrachte ſie als Deſſert.

Sie haben Recht, der Neumann ſpricht ſehr genirt von meinen Schriften. Das iſt ja eben, was ich in meiner Brochüre gegen die Berliner Zeitung voraus geſagt habe. Das iſt eine ganz erbärmliche Sklaverei, wo jeder Einzelne ſeine Meinung einer Geſellſchaft unterwerfen muß, und noch obendrein Einer die von der Regierung gelenkt wird. Im Lobe wie im Tadel iſt der Neumann affektirt, und man weiß nicht was ſein Ernſt iſt, und merkt, daß er manches unterdrückt.

.... Es iſt recht feige von mir und ich mache es mir zum großen Vorwurfe, daß ich meine Geſinnung gegen Göthe noch nicht öffentlich ausgeſprochen. Es wäre von der größten nationellen Wichtigkeit.

.... Wie viel koſten Ihnen meine Briefe? Das muß Sie ja ganz ruiniren. Soll ich ſeltner ſchrei-

ben? Im Jardin des plantes ſind zwölf neue Tiger und Löwen angekommen. Ich habe ſie geſtern beſucht und ich ſoll Sie grüßen. Sie haben keine Vorſtellung davon, wie vieles ſich hier ſeit unſerer Abreiſe geändert hat. So viele neue Brücken, Quais, Paſſagen, die zu unſerer Zeit glänzend genannt wurden, erſcheinen neben der Pracht der neuen wie Viehſtälle — und ſo in allem übrigen. Bei Paſſy führt eine neue Brücke über die Seine, die iſt ganz von Gerſtenzucker. In der Sonne glänzt ſie, daß es nicht zum aushalten iſt. Neulich habe ich mich bei Gerard wieder ſehr amüſirt. Es waren eine Menge Damen da — Schreckliche! Lauter Genies! Unter andern ***, die Sie dem Rufe nach vielleicht kennen. Was wurde die in den Zeitungen nicht geprießen! Ich ſah, hörte ſie, las den andern Tag ihre Werke — Wind! Wind! Wind! gar nichts.

Wiſſen Sie daß mich die Leute hier für reich halten? Ich ſpreche ſo leicht und vornehm von

vielem Gelde und das macht sie irre. Ich sage z. B., mit 20,000 Franken jährlich könne man nicht viel machen, und man glaubt, so viel hätte ich zu verzehren. Uebrigens schadet das gar nichts. Reich zu sein gibt einem hier ein Ansehen. Sie aber wissen, daß an mir nichts reich ist als mein Herz.

Den 1. Dezember.

Gott! Was die Zeit rennt! Es ist erschrecklich! Sie kommt mir vor wie ein Pferd, das mit seinem Reiter durchgeht. Vergebens schreie ich halt! halt! nimm den 8ten Band mit. Es hilft alles nichts, sie rennt und wird nicht eher stehen bleiben bis sie vor Ihnen steht. Was man doch grob wird wenn man in Bildern spricht! Eigentlich habe ich damit gesagt: die Zeit wird wieder ihren langsamen ruhigen Gang gehen, wenn ich bei Ihnen bin. Ich weiß wahrhaftig nicht wie das kömmt. Ich lebe doch wenig in Zerstreuungen, bin viel zu Hause

und habe bis jetzt noch nichts gearbeitet, und doch geht mir der Tag wie eine Minute vorüber. Ich glaube, die großen politischen Bewegungen sind es, die meine Einbildungskraft und die Stunden im Sturme vor sich herjagen. In Deutschland steht das Wetter unter Zensur, und man erfährt nicht eher vom Gewitter, als bis es herabschlägt. Hier aber sieht man sich die Wolken bilden und das unterhält mich.

Neulich ging ich in die große Oper und sah la muette de Portici, die ich noch gar nicht kannte. Ich habe mich entsetzlich gelangweilt, trotz der Pracht in Tanz und Dekorationen. Die Musik gefällt mir gar nicht. Aber um des Himmels willen, wie wird man denn in Frankfurt mit dieser Oper fertig, die so viel kostspieligen Spektakel hat? Ich kann Sie versichern, daß die Kleider der Neapolitanischen Bäuerinnen kostbarer sind als in Frankfurt die der Prinzessinnen auf dem Theater. Es ist eine tolle Verschwendung. Der Markt in Neapel ist ganz nach der Natur. Hunderte von Marktleuten mit großen Körben von Orangen, Blumen ꝛc.

Die Dekoration im letzten Akt ist bewunderungswürdig. Der Vesuv, der ganz natürlich Feuer speit, und die Lava strömt und die Steine werden umhergeschleudert. Das hat mich am meisten amüsirt, weil damit die Oper aus war, um drei viertel auf zwölf Uhr. Dann ging ich noch in ein Lesekabinet die Abendzeitung zu lesen, dann, halb ein Uhr zu Tortoni wo alles angefüllt war mit Menschen und aß Eis (café blanc), dann um ein Uhr nach Hause, wo ich den Conrad ganz gleichmüthig am Tische sitzend fand, eine Didaskalia vom vorigen Jahre lesend.

Die Deutschen die mich besuchen sind alle ziemlich unbedeutend. Es ist mir doch lieb, daß sie zuweilen kommen, weil ich von ihnen Neuigkeiten aus Deutschland erfahre. — Der Metternich hat jetzt zum drittenmale geheirathet und ein Mensch der so dumm ist, regiert die halbe Welt! Da läßt sich vorhersehen was kommen wird.

— .... Man erzählte mir, meine Werke würden übersetzt, ich weiß nicht von wem, ich weiß

nicht wie. Aus dummer Beſcheidenheit fing ich von etwas Anderem zu reden an, ſtatt mich genauer nach dem zu erkundigen, was mich doch eigentlich intereſſiren ſoll und darf. In ſolchen Fällen iſt ein Franzoſe ein anderer Menſch als ein Deutſcher. Dem Viktor Hugo erzählte man, ſein Hernani würde jetzt in Mailand als Oper gegeben, und er ruhte nicht eher mit Fragen, bis er genau von allem unterrichtet und ſeine Eitelkeit ſatt war.

Samſtag, den 4. Dezember.

Ich mußte lachen, daß Sie, wie ich aus Ihrem heutigen Briefe erſehe, ängſtlich waren, die Geduld hätte mich angegriffen. Ich habe ſie ſchon vierzig Jahre, ich bin gewohnt daran. Ich war durchaus in keiner wehmüthigen Stimmung als ich das ſchrieb, ſondern in einer ſpaßhaften. Wer in Paris wehmüthig bleibt, iſt ein Narr. In Deutſchland iſt es auch nur die Langeweile die mich wehmüthig macht. Es war auch dieſesmal in meiner gewohnten Weiſe gar nicht gemeint. Erinnern Sie ſich,

daß ich auf meiner Reiſe hierher (in Dormans) vier und zwanzig Stunden warten mußte bis ich Platz in der Diligence fand. Dort (fingire ich) will ich meine bisherige Reiſe, alſo auch meine Ungeduld beſchreiben. Daher das Gebet. An die Deutſchen dachte ich gar nicht. Da ich aber die Göttin Geduld ſchildern wollte, fiel es mir natürlich ein, daß ſie die Landesgöttin der Deutſchen iſt. Es iſt eine wehmüthige Göttin, und daher die Wehmuth. Sie war aber nicht in mir. Glauben Sie mir's, ſeit ich hier bin, lache ich über die Deutſchen. So viel Genie in der Dummheit habe ich ihnen nicht zugetraut. Sie mögen ſehen wie ſie fertig werden.

Den 8. Dezember.

.... Die Stelle über die Geduld, die ich neulich mitgetheilt, endigt wie folgt: „Und ſie erhörte „mich. O! es gibt noch Götter, man muß nur „an ſie glauben. Mein Blut ward ſüß und roth „wie Himbeergefrorenes. Ich zog die Uhr aus der „Taſche und ſagte: ſchon drei Uhr. Ich ſah zum

„Fenſter hinaus und rief: ein recht hübſcher Ort!
„dann trat ich an das Kamin und ſtreichelte freund-
„lich den chineſiſchen Wackelkopf, dem ich eine
„Stunde früher im Zorn die kleine Naſe abgekneipt,
„und ich hätte weinen mögen, daß ich den berühm-
„ten Rhinoplaſtiker Gräfe aus Berlin oder Herrn
„von Hohenlohe nicht herbeiſchaffen konnte, die
„Naſe zu erneuern. Wie mag ſich nur der ſterb-
„liche Menſch den Zorn anmaßen, dieſe himmliſche
„Leidenſchaft, die nur Göttern ziemt! O Eitelkeit!“

Ich leſe jetzt Chamforts Werke, fünf Bände, gefüllt wie meine. Aphorismen, Rezenſionen, Thea-ter. Aber ich gefalle mir beſſer.

Den 29. Dezember.

Wie hat mich heute Ihr lieber außerordentlicher, und Ihr außerordentlich lieber Brief erquickt! Und wie war ich beſchämt! denn ich geſtehe es, ich war mißmuthig und brummte den ganzen Tag wie ein Käfer. Ich ſagte bei mir: „Jetzt muß ich nun warten bis Samſtag und erfahre nicht, ob die Kiſtchen angekommen. Könnte ſie mir nicht gleich

antworten! Aber das geht so regelmäßig, als wären wir mit einander verheirathet. Es ist nichts mehr mit ihrer Freundschaft; sie findet nur noch, sie erfindet nichts mehr.“ So brummte ich immerfort. Und doch hätte ich darauf schwören sollen, daß Sie schreiben würden.

.... Ich bin viel zu sehr Philosoph, als daß ich schlechte Menschen so sehr verabscheuen könnte, als es Andere thun; im Gegentheil, da ich die Menschheit zu gut kenne, um große Menschenkenntniß zu haben, liebe ich alle ausgesprochenen Charaktere, weil sie mir die Mühe der Untersuchung und die Möglichkeit des Irrthums ersparen. Aber um so gefährlicher sind mir Meister-Schurken und ich sollte sie meiden. Aber das ist bei mir nur Sache der Ueberlegung und nicht Sache des Gefühls. Es gibt wenige Schurken in der Welt und viele langweilige Menschen und der *** amüsirt mich. Ich bin darin wie ein ächter Kunstfreund, Gott oder Teufel, gleichviel, wenn einer nur ist, wozu ihn die Natur bestimmt hat....

Den 15. Januar 1831.

.... Die Malibran ſoll durch und durch Genie ſein. Sie kennt alle Sprachen und ſpricht ſie auch, ſogar deutſch. Sie trinkt ſtark ſüdliche Weine. Ich verzeihe ihr das, ſie mag wohl frieren auf dieſer kalten Erde, die ihr fremd iſt. Denn die Sprache der Seeligen, wie ſie ſie ſpricht, ſo kann man ſie nicht lernen, man muß darin geboren ſein.

.... Zwar wendete ich den ganzen Abend kein Auge von ihr; aber im Barbier, wenn ich die Lorgnette rückte, ſie mir näher zu bringen, war es mir, als hätte ich den Himmel tiefer herunter geſchraubt. Auch hatte ich vorher bei dem verdammten italieniſchen Koch Ravioli gegeſſen, und der Magen liegt gleich unter dem Herzen. Sie wiſſen nicht was Ravioli iſt? Erinnern Sie ſich Potiers im ci-devant jeune homme? Und wie er erzählt, wie er von der wilden Stute herabgefallen — mais je me suis laissé tomber avec une grâce! Nun Ravioli iſt ſo ein unbändiges Thier, das meinen alten Magen, der in Paris oft den jungen

macht, jedesmal herabwirft.. Den Abend hörte ich auch zum erſtenmale zwei andere vortreffliche Sänger, Donizetti und Zuchetti. Ich ſage zum Erſtenmale, ob zwar der Eine im Barbier den Grafen, der Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte ſie damals nicht, es war die erſte taube Stunde meiner Liebe.... Soll ich denn von meiner Malibran kein Wort mehr ſagen? Trotz der ſchweren Ravioli und der leichten Muſik, hat ſie wieder mein Herz bewegt, nur etwas leiſer als das vorigemal. Sie war das gute liebe Aſchenbrödel, die um ihre neidiſchen Schweſtern nicht zu kränken, ſich Mühe gab, mir nicht gar zu ſehr zu gefallen. Aber ich wußte es auswendig, ſie iſt die Göttin der Freundlichkeit, und ſo eine liebreizende Creatur gibt es nicht mehr (in Frankreich). Wenn ſie ſich liebend dem Geliebten naht, dann kommt ſie ihm nicht blos mit dem Körper näher, ſondern man ſieht es, wie ihr Herz immer höher hinauf zu den Lippen, und höher hinauf in die Augen ſteigt. Als ihr der Prinz ſich zu erkennen gab und ſeine

Hand anbot, ſah man ſie in den Himmel fallen — fallen, ſie kann nicht anders.... Ich ſchäme mich faſt, daß ich über und wegen der Malibran ſo viele Worte gemacht. Ich bin ja eine leibhaftige Didaskalia! Und doch iſt noch mancher arme Teufel von Gedanken in mir, der nackt iſt, und für den ich noch keine Kleider habe finden können. Könnte ich nur muſikaliſch rechnen, um Ihnen von meinem Gefühle Rechenſchaft zu geben; aber richtig iſt es gewiß.

Den 29. Januar.

Da iſt Ihr Brief, aber es bleibt mir nur wenig Zeit. Heine's Reiſebilder kann ich hier zu leſen bekommen. Ueber die Briefe eines Verſtorbenen werde ich Ihnen meine Meinung ſagen, ſobald ich ſie fertig geleſen. Wenn Heine's Reiſebilder ſchlechter ſind, als die todten Briefe, dann müſſen ſie ſehr ſchlecht ſein.... Wenn auf einmal der Heine ſo in meine Stube träte, wie würde ich mich freuen. Ich fürchte aber ſehr, ich möchte ihn bald unausſtehlich finden. Er ſoll ſo eitel ſein. Und

mit froher Neugierde oder ſtiller Zufriedenheit, nicht mit dem lächelnden Vergnügen, mit welchem man ein ſchönes Mädchen oder ſonſt etwas wohlgefälliges betrachtet; ſondern ich ſehe mit einem Gefühle der Ehrfurcht, mit jener erhabenen Stimmung hinauf, die Shakeſpeare in meiner Seele hervorruft, oder die Bibel, oder der Moniteur, das dritte Teſtament. Und was ich ſtaunend betrachte, iſt nur ein Aushängſchild! In Paris iſt ein Aushängſchild von ſehr großem und ſehr kleinem Nutzen. Von großem — das begreift man; aber auch von geringem? Es iſt als wollte man eine Meereswelle bezeichnen, die, kaum erhoben, von der nächſten Welle verſchlungen wird. Das Auge des Beſchauers verſchlingt die Wellen alle und ſieht nur ein weites ungetheiltes Meer. Aber der Pariſer thut ſein Möglichſtes, Halt in die Fluth zu bringen, und macht ſein Schild darum ſo anziehend als möglich. Zuerſt Namen und Vornamen, dann Gewerbe oder Handel, dann die Nummer des Hauſes und zwar zweimal, rechts und links vom Namen. Dann

das ganze Schild zweimal, in einen Winkel zuſammengeſtellt, damit nach jeder Richtung der Straße eines ſichtbar werde. Aber das Schild meiner Ehrfurcht enthält nur das einzige Wort Staub. Staub, nichts als Staub! Kein Vorname, keine Hausnummer, kein Gewerbe, kein Handel. Und doch hängt es an einem großen Hotel, umringt und gedrängt von vielen andern, viel beredſamern, viel glänzendern Schildern. Wer in Paris durfte dieſe erhabene Einfachheit wagen außer Staub? Nicht einmal Gott. Denn wenn Gott auf einem Schilde ſtünde, wüßte man immer noch nicht, welcher Gott es iſt, und der beſte Chriſt würde am meiſten zweifeln. Iſt es Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geiſt? Iſt es der dreieinige Gott? Aber Staub durfte es wagen, denn es gibt nur einen Staub. Keiner iſt über ihm, keiner unter ihm, keiner ſteht ihm zur Seite. Es iſt der Schneidermeiſter Staub, und — bückt euch Ihr Völker der Erde — es iſt der deutſche Schneidermeiſter Staub! Fragt Einer, ob er

ſo berühmt ſei? Berühmt? Er iſt der Ruhm ſelbſt ... Staub ... Ewigkeit!

Hätte einer der andern großen Männer unſeres Jahrhunderts dieſe erhabene Einfachheit wagen dürfen? Keiner; nicht einmal Robert. Denn läſen wir Robert auf einer Tafel, würden wir nicht wiſſen, ob es der Robert iſt im „Robert, oder der Mann wie er ſein ſollte;“ oder der Robert im Liede „noch einmal Robert ehe wir ſcheiden;“ oder Robert le Diable; oder Robert, der Reſtaurateur im Palais-Royal; oder Robert, Graf von Paris; oder der Koch Robert, der die Sauce-Robert erfunden; oder Robert an der Oos, der nichts erfunden, der aber an der Spree einen großen Waldfrevel begangen. Liest man aber Staub, weiß jedermann ſogleich, es iſt der Schneidermeiſter Staub, ob es zwar viel Staub in Paris gibt.

Ich war lange in keinen Soirees. Ich habe Ihnen ſchon früher geſagt, wie ſich das verhält. Freude habe ich nicht daran, und wenn ich ſie beſuchte, geſchehe es mehr aus Wißbegierde als zum

Vergnügen. So warte ich es immer ab, ob mir eine Soiree in den Mund geflogen kömmt, aber ich gehe nicht darnach, und ſtrecke keine Hand darnach aus. Eine Soiree wird hier glänzend genannt, wenn man keinen Stuhl zum ſitzen und keinen Platz zum gehen darin findet. Es iſt ein glänzendes Elend. Den intereſſanteſten Menſchen die man da findet, kömmt man doch nicht näher, wenn man ja ſo glücklich iſt ſie im Gedränge herauszufinden; und mit ihnen zu ſprechen, bringt keinen weitern Vortheil als daß man erzählen kann, man habe mit ihnen geſprochen. Ich las eben in der heutigen Zeitung die Beſchreibung des Balles den die engliſche Geſandtin vorigen Freitag gegeben, der ſehr glänzend war. Tauſend Perſonen waren da. Was hätte ich nun mehr erfahren vom Balle, hätte ich ihn ſelbſt geſehen, als mich die Zeitung von ihm lehrt? vielleicht weniger. Ich hätte vielleicht dem Prinz Paul von Würtemberg auf den Fuß getreten, ohne es zu wiſſen, Admiral Codrington hätte mir einen Rippenſtoß gegeben, auf den

ich nicht geachtet, und hätte vielleicht mit dem Baron von Rothschild gesprochen, ohne ihn in seinem rothen Rocke zu erkennen und hätte ihn für einen großen Mann gehalten. Die Menschen hier verderben sich alle geselligen Freuden durch Modesucht und Eitelkeit. Eine Wirthin hier macht sich nichts daraus, ob man einen Tag nach der Fête erzähle, man habe sich bei ihr amüsirt oder nicht, sondern ihr Stolz ist, wenn man sich in ihrem Salon nicht rühren konnte, und wenn einige Damen in Ohnmacht gefallen. Es ist jetzt darin hier auf's Aeußerste gekommen, und die Mode wird gewiß bald wieder umkehren, und man wie in der guten alten Zeit kleine Zirkel versammeln.

Für die Polen hoffe ich viel. Es wird schon etwas für sie eintreten was ihnen hilft. Ich verlasse mich auf Gott. Gibt es denn etwas wunderbareres, etwas Schicksalvolleres wie der Himmel die Griechen gerettet, erst aus den Händen der Türken, dann aus den schlimmern der Diplomaten? Man wollte ihnen eine Constitution, einen euro-

päiſchen Lump von Prinzen aufdringen, die armen Griechen waren ſchon nahe daran ſich der Uebermacht zu ergeben, und jetzt kamen die Geſchichten der neuern Zeit, die ſie ganz wieder frei machen. Denn gewiß werden jetzt die Griechen ſagen, was Frankreich, Belgien, Polen vermocht, das können wir auch und beſſer. Wir geben uns eine Verfaſſung, wir wählen uns einen Fürſten, wie er uns gefällt. Und der ganze Aufwand von diplomatiſchen Pfiffen, der gegen die Griechen gemacht worden iſt, war vergebens.

Den 17. Februar.

Heute morgen kömmt Conrad in mein Zimmer, und meldet mir mit ſtotternder Ungewißheit einen Herrn Amerikan. Ich laſſe den unbekannten Namen hereintreten und es war — der Profeſſor Liſt aus Stuttgart, deſſen Sie ſich wohl noch erinnern werden; wir haben ihn auf unſerer Reiſe nach Paris 1822 in Straßburg getroffen. Seit zehn Jahren aus ſeinem Vaterlande verbannt, lebt er mit ſeiner Familie in Amerika, und hat ſich dort angeſiedelt. Er erzählte

Bankerott. An uns arme Schriftſteller kömmt ſo etwas gar nicht. Aber er dauert mich doch. So viel ich ihn kenne, iſt er ein ſehr hochmüthiger Mann, ſchon ſein Aeußeres verräth es. Was es aber Narren in der Welt gibt! Sich aus Geld, das nur ein Vergnügen ſein ſollte, eine Ehre zu machen! Da finde ich jene Menſchen noch klüger die ihre Ehre zu Gelde machen. Holt ſie auch am Ende der Teufel, ſo ſind ſie doch vergnügt ſo lange ſie leben, und erreichen ihr natürliches Alter. Was habe ich es eigentlich ſo gut, wenn ich mich mit vielen Andern vergleiche, ja ich habe es beſſer als ich es verdiene. Gott muß mich ſehr lieb haben. Ich bin glücklich durch das was ich beſitze, und noch glücklicher durch das was mir mangelt. Geld, gar nicht zu zählen, keinen Ehrgeiz, keine Habſucht und wenig Eitelkeit. Eine angenehme Phantaſie die mir ſchmeichelt, und keinen Verſtand, der mir die bittere Wahrheit ſagte. Viel Glauben, wenig Wiſſen. Eine geſchmeidige Geſundheit, die, ſo ſehr ſie auch geſchüttelt worden, wie eine Binſe, nach

jedem Winde wieder gerade ſteht. Wenige graue Haare, und ein ganz ſchwarzes Herz. Schwarzes Herz — verſtehen Sie mich recht — das iſt Poeſie, à la Houwald. Ich will damit nicht ſagen, daß ich ein ſchlechtes Herz habe, ſondern ein junges. Grünes Herz, wäre garſtig geweſen. Kann man es beſſer wünſchen? Und nach allem, im Hintergrunde — Sie. Erſchrecken Sie nicht vor dem Hintergrunde. Ich will damit nur ſagen, daß ich Sie bald wiederſehe; ſonſt nichts.

Geſtern beſuchte mich wieder der ***. Heiße Thränen kann ich vergießen, wenn dieſer Menſch zu mir kömmt, und ich frage murrend den Himmel, ob er denn nicht habe machen können, daß ich oder dieſer *** gar nicht auf die Welt gekommen. Er kömmt zwar ſelten, wenn er aber kömmt, ſpüre ich es ſechs Wochen in den Eingeweiden. Für jeden ſeiner Beſuche ein Glas Waſſer mit Arſenik trinken, das hielte ich für einen vortheilhaften Tauſch. Er könnte ganz Paris mit Langeweile verſorgen, und behielte noch genug davon übrig ſelbſt lang-

weilig zu bleiben. Neulich, da er mich besuchte, fragte er mich: wie heißen die Pariser Belletristen? Die sollte ich ihm in Kürze alle nennen! Als wären nicht alle Pariser Belletristen.

Den 1. März.

Mit dieser englischen eisernen Feder, die ich mir heute gekauft und die noch nie gebraucht worden, will ich mich etwas über Sie lustig machen. Ich kann sie nicht schöner einweihen. Nehmen Sie sich in Acht, die Feder ist verdammt spitz, und durchsticht fast das Papier.. Sie machen so dumme Fragen, daß sie der gescheideste Mensch nicht beantworten kann.. Ich muß die Feder weglegen, sie ist gar zu grausam.. Aber die Dummheit müssen Sie sich abgewöhnen.. Trotz Ihres Schreibfehlers wußte ich wohl, daß Sie von Casti sprechen. Und wie sollte ich Gli animali parlanti nicht kennen! Die habe ich doch oft genug gehört.

Den 19. März.

Gestern hat Saphir seine Vorlesungen angefangen. Es wurde viel gelacht. Der Inhalt war:

philoſophiſche Betrachtungen des mardi-gras-Ochſen. Es war von lauter Ochſen die Rede, und unter den Ochſen geſchah auch meiner einigemale Erwähnung. Das war ſehr komiſch und ſchmeichelhaft.

Den 31. März.

.... Da ich mich dabei wegen meines langen Eigenſinns geärgert, will ich den Aerger mit Ihnen theilen. Unter Freunden muß alles gemeinſchaftlich ſein.

Ferté-sous-Jouarre, Dienſtag, den 7. April, 16 Stunden von Paris.

Heute Mittag 12 Uhr bin ich von Paris abgereiſt, und Nachts hier zum Nachtquartier eingetroffen. Ich werde dieſes Briefchen Morgen auf dem Wege auf die Poſt legen.

Ich werde wegen Ihrer Abreiſe gar nicht zudringlich ſein und kein Wörtchen ſprechen, ſo lange Sie auch zögern. Aber ſchimpfen darf ich doch? Schimpfen heißt nicht ſprechen. Warum ſo lange aufſchieben? Können Sie nicht vor dem 15., könn-

ten Sie nicht wenigſtens den 15. abreiſen? Aber ich ſage kein Wort, thun Sie was Sie wollen.

Bin ſehr müde, muß mich ſchlafen legen. Von Nancy ſchreibe ich wieder.

Bar-le-Duc, Samſtag, den 9. April.

Ich habe das herrlichſte Reiſewetter, die Wege ſo glatt wie Zimmerboden. Alles grünt und blüht. Die Felder mit ihren Repsſaaten ſehen aus wie Jägerregimenter, grün mit gelben Ausſchlägen (Reiſebild à la Heine). Wenn Sie lange zaudern finden wir in Baden keinen blühenden Strauch mehr.

Ich habe dieſen Abend die Studenten bei mir gehabt, welche die Göttinger Revolution geleitet. Noch viele andere deutſche Studenten ſind hier, und hunderte von bairiſchen und preußiſchen Deſerteurs. Es wird eine deutſche Legion von ihnen gebildet.

Adieu. Gute Nacht. Ich bin ſehr vergnügt und ſehr müde.

Man hat mir hier Brief und Büchelchen von Herold in Straßburg eingehändigt. Der ſchreibt

mir „mein innerſtes Weſen verlangt nach Ihnen“. Ach! daß Sie auch ſo wären, dann kämen Sie ſchneller.

Straßburg, Dienſtag, den 18. April.

Dieſen Mittag bin ich hier angekommen, und werde Morgen nach Carlsruhe reiſen. Ihren Brief habe ich erhalten. Merkwürdig ſchönes Reiſewetter habe ich gehabt, es iſt als hätten Sie es für mich beſtellt. Sie ſchreiben mir alſo nach Carlsruhe im Erbprinzen. Theuerſte! den Taback kann ich Ihnen nicht erlaſſen. In Baden iſt kein guter zu haben. Gehorcht!

Carlsruhe, Mittwoch, den 19. April.

Warum habe ich keinen Brief von Ihnen hier gefunden? Und warum muß ich ſo lange auf Sie warten? Schon ſeit zwölf Uhr heute Mittag bin ich hier, und Sie ſind noch in Frankfurt. Das kann nicht länger ſo bleiben.

Ich muß es durchaus einen Tag vorher wiſſen, wenn Sie hierherkommen, daß ich in meinem Wirthshaus Logis für Sie beſtelle. Sie können ſonſt

Paris, Sonntag, den 25. September 1831.

Guten morgen. Heute ſo viel wie möglich, das heißt nur wenig. Geſtern Abend um 10 Uhr bin ich hier angekommen. Meine Reiſe wurde von dem herrlichſten Wetter begünſtigt. Ich logire im Hôtel des Princes, eigentlich in dem nebenbeiliegenden dazu gehörigen Hôtel de l'Europe, rue Richelieu. Als ich geſtern in's Haus trat, zeigte mir der Wirth das Verzeichniß der im Hotel logirenden Fremden, um zu ſehen, ob keine Bekannten darunter wären. Und da fand ich den Michel Beer und Heine.*) Aber meine Freude wegen

*) Die hier und in den nachfolgenden Briefen vorkommenden Stellen über H. Heine finden ſich ſchon in einer Brochüre zuſammengeſtellt, welche unter dem Titel: Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. (Ungedruckte Stellen aus den Pariſer Briefen) im J. 1840 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erſchienen iſt.

A. d. H.

des Letztern ſollte nicht lange dauern. Er hat geſtern gerade das Haus, und wie ich fürchte, Paris verlaſſen. Die Sache iſt mir noch dunkel. Der Wirth ſagt, Heine habe ſeinen Koffer zu Fould bringen laſſen. Er wiſſe aber nicht, um auf des Fould's Landhaus oder ganz weg zu reiſen. Den Michel Beer habe ich noch nicht geſprochen, vielleicht erfahre ich von ihm, wie es ſich mit Heine verhält. — — Ich habe den Beer geſprochen, mit dem Heine iſt es anders, der, welcher im Hauſe gewohnt, iſt ein Vetter von ihm. Der rechte Heine iſt in Boulogne, wird bald zurückkommen und den Winter hier bleiben. — Deutſche Blätter habe ich ſeit meiner Abreiſe nicht geleſen. Hier iſt alles ruhig. Adieu. Bald mehr.

Den 27. September.

Sonntag Abend war ich bei ***, welche meine unvermuthete Rückkehr ſehr erfreute und überraſchte. Ich traf da alte Bekannte und neue Freunde. Meine erſte Frage an Madame *** war, wie ihr Heine gefalle? Nun hat dieſe Dame etwas von

Ihrer Art, nicht gerne Böſes von den Leuten zu ſagen; ich merkte ihr aber doch an, daß er dort im Hauſe nicht gefallen. Doch tadelte ſie blos, er ſpräche ſo ordinär, und von einem Schriftſteller erwarte man doch auch in der Unterhaltung gewählte Worte. — — — Geſtern Vormittag kam ein junger Mann zu mir, ſtürzt freudig herein, lacht, reicht mir beide Hände — ich kenne ihn nicht. Es war Heine, den ich den ganzen Tag im Sinne hatte! Er ſollte ſchon vor acht Tagen von Boulogne zurück ſein, aber „ich war dort krank geworden, hatte mich in eine Engländerin verliebt“ u. ſ. w. Man ſoll ſich dem erſten Eindrucke nicht hingeben; aber mit Ihnen brauche ich mich nicht vorzuſehen, das bleibt unter uns, und wenn ich meine Meinung ändere, ſage ich es Ihnen. Heine gefällt mir nicht. Sollten Sie wohl glauben, daß, als ich eine Viertelſtunde mit ihm geſprochen, eine Stimme in meinem Herzen mir zuflüſterte: „Er iſt wie Robert, er hat keine Seele.“ Und Robert und Heine, wie weit ſtehen die auseinander!

Ich weiß ſelbſt nicht deutlich, was ich unter Seele verſtehe; es iſt aber etwas, was oft gewöhnliche Menſchen haben und bedeutendere nicht, oft böſe und nicht gute, beſchränkte und nicht geiſtreiche Menſchen. Es iſt etwas Unſichtbares das hinter dem Sichtbaren anfängt, hinter dem Herzen, hinter dem Geiſte, hinter der Schönheit, und ohne welches Herz, Geiſt und Schönheit nichts ſind. Kurz, ich weiß nicht. Dem *** traue ich Seele zu und dem Heine nicht! Und Sie wiſſen doch, was ich von ***'s Herzen halte! Es iſt aber etwas dahinter. Ich und meines Gleichen, wir affektiren oft den Scherz, wenn wir ſehr ernſt ſind; aber Heine's Ernſt ſcheint mir immer affektirt. Es iſt ihm nichts heilig, an der Wahrheit liebt er nur das Schöne, er hat keinen Glauben. Er ſagte mir offen, er wäre vom Juste milieu, und wie nun alle Menſchen ihre Neigungen zu Grundſätzen adeln, ſagte er, man müſſe aus Freiheitsliebe Despot ſein, Despotismus führe zur Freiheit, die Freiheit müſſe auch ihre Jeſuiten haben. Recht hat er, aber

der Menſch ſoll nicht Gott ſpielen, der nur allein verſteht, die Menſchen durch Irrthümer zur Wahrheit, durch Verbrechen zur Tugend, durch Unglück zum Heile zu führen. Wie ich hier von mehreren gehört, ſoll Heine ſich gefallen, eine Melancholie zu affektiren, die er gar nicht hat, und ſoll grenzenlos eitel ſein. Herrliche Einfälle hat er, aber er wiederholt ſie gern, und belacht ſich ſelbſt. Heine ſoll gemein lüderlich ſein. Er wohnt am Ende der Stadt, und ſagt mir oft, es geſchehe um keine Beſuche zu haben. — — Sonderbar — geſtern Abend hörte ich bei *** wiederholt etwas darüber ſpötteln: Heine ſpräche ſo oft und ſo viel von ſeinen Arbeiten. Was doch die Naturen verſchieden ſind! Wenn ich etwas in der Arbeit habe, iſt mir unmöglich, irgend einen außer Ihnen zum Vertrauten meines Geheimniſſes zu machen; mich hält eine gewiſſe Scham davon zurück.

Den 30. September.

Es iſt doch herrlich in Paris! Da ſitze ich Abends acht Uhr auf meinem Zimmer, rauche eine

Pfeife, leſe einen Band von Göthe, und bekümmere mich um die ganze Welt nicht, kann man das in Deutſchland auch haben? Heine habe ich ſeitdem nicht geſehen. Was ich von ihm höre, gibt mir von ſeinem Charakter keine gute Vorſtellung. Es iſt doch ſonderbar, daß ich immer eine Ahnung davon gehabt, und daß ich in ſeinen Schriften, ſo ſehr ſie mir auch gefielen, die unverkennbarſten Zeichen von Charakterſchwäche gefunden. Und Charakterſchwäche iſt das Gefäß für alle Leidenſchaften, und es wird von den Verhältniſſen, dem Zufalle, dem Temperamente abhängen, was alles hineinkömmt. Er ſoll von grenzenloſer Eitelkeit ſein. Er ſpielt und er könnte nichts thun, was mir größeres Mißtrauen gegen ihn einflößte. Er hat ſchon einmal 50 Louisd'or auf einmal verloren. Den etwas bornirten *** ſcheint er als ſeine Lobpoſaune zu gebrauchen, welches ich dieſem in Baden ſchon angemerkt.

Den 3. Oktober.

— — Heine hat mich dieſen Vormittag beſucht.

Er hat sich nach Ihnen erkundigt und gesagt, Sie wären eine sehr liebe Frau. Es ist merkwürdig mit dem Heine und mir. Der erste Eindruck den er bei mir gemacht, verstärkt sich immer mehr. Ich finde ihn herzlos und seine Unterhaltung selbst geistlos. Es scheint, er hat seinen Geist nur in den Schreibfingern. Er spricht kein vernünftiges Wort und weiß aus mir kein vernünftiges Wort hervorzulocken. Er affektirt Menschenhaß und Verachtung. Gegen öffentliche Kritik seiner Schriften ist er sehr empfindlich. Er sagte mir selbst, er ginge am liebsten mit unbedeutenden Menschen um. Er ist sehr verdrossen und unheiter. Ich sah es ihm deutlich an, daß er keine rechte Geduld bei mir hatte, und nicht erwarten konnte, bis er fort käme. Auch war ich froh als er ging, denn er hatte mich ennuyirt.

Den 8. Oktober.

— — Ich habe große Lust mein Journal zu Stande zu bringen. Man rathet mir, dicke Hefte von sechs Bogen erscheinen zu lassen. Ohne die

geringſte Anſtrengung könnte ich monatlich drei Bogen machen. Solche Hefte könnte ich den Winter wenigſtens drei zu Stande bringen. Am beſten wäre, es hier auf meine Koſten drucken zu laſſen, aber dabei wage ich zu viel. Das Drucken iſt hier noch einmal ſo theuer als in Deutſchland. Das Heft zu drei Franken verkauft, wäre den ökonomiſchen Deutſchen auch ſchon zu hoch. Das Unglück iſt, daß wie die Deutſchen überhaupt, ſo die Juden insbeſondere gar keinen Eifer haben, ſo ein Journal das doch zu ihrem eignen Beſten wäre, zu unterſtützen. Die Freiheit, wenn ſie einmal Deutſchland bekömmt, wird auch den Juden nicht entbleiben, es kömmt aber darauf an, ſie ſo wohlfeil wie möglich zu erkaufen. Während die Deutſchen nur mit ihren Regierungen um die Freiheit zu kämpfen haben, müſſen die Juden mit Regierungen und mit dem Volke ſtreiten, und haben zwei Feinde zu bekämpfen.

— — Ja mit dem Heine iſt es merkwürdig, wie ich mich getäuſcht habe. Ich werde Ihnen et-

was von ihm ſagen, was Sie wundern wird. Heine iſt ein vollkommener Bacher*). Wie er das geworden oder vielmehr als geborner Jude geblieben, iſt mir ganz unerklärlich. Er hat die regelmäßigſte Erziehung und einen viel geordnetern Schulunterricht genoſſen, als ich ſelbſt. Er hat ganz die jüdiſche Art zu witzeln, und opfert einem Witz nicht blos das Recht und die Wahrheit, ſondern auch ſeine eigne Ueberzeugung auf. Dann höre ich überall, er ſei von grenzenloſer Eitelkeit, und ſolchen Menſchen iſt nicht zu trauen. Sie wechſeln die Grundſätze wie die Kleider, um mit der Mode fortzugehen. Seine Neigung zur perſönlichen Satyre, ſowohl im Schreiben als im Sprechen, iſt mir auch zuwider. Sein Spott iſt ſehr hösartig, und man muß ſich ſehr vor ihm hüten, daß man in ſeiner Gegenwart von keinem etwas erzählt was er brauchen kann. So erzählte ich einem gemeinſchaftlichen

*) Schüler der bei den Rabbinern den Talmud ſtudirt. A. d. H.

Bekannten von uns beiden, Robert in Baden jammere, daß in dieſer Zeit ſein Talent zu Grunde ginge. Einen Tag darauf kömmt Heine zu mir und ſagt, er habe das erfahren und werde es bei der nächſten Gelegenheit drucken laſſen; aber nicht von Robert von dem er gut Freund ſei, ſondern er wolle es erzählen, als habe das Raupach geklagt.

Den 13. Oktober.

— — Es hat mir Jemand verplaudert, daß ihm Heine unter Gelobung der ſtrengſten Verſchwiegenheit, beſonders gegen mich, anvertraut, er arbeite an einem politiſchen Werke, ſo etwas über die franzöſiſche Revolution. Er fürchte meine Concurrenz. Was mir dieſe Art mißbehagt, kann ich Ihnen gar nicht genug ausdrücken. Wie iſt es möglich, daß ein Mann wie Heine, von ſo anerkannten großen Verdienſten, ſo kleinlich eitel ſein kann? Geſtern traf ich ihn bei Tiſche. Er verrieth mir, ohne es zu wollen, mit welchen literariſchen Arbeiten er jetzt beſchäftigt iſt. Er fragte mich:

was ich von Robespierre halte? Ich antwortete ihm: Robespierre und Lafayette ſind die einzigen ehrlichen Leute in der franzöſiſchen Revolution. Das ſchien ſeine Meinung auch zu ſein, er wollte mich aushören. So ein kleinliches Weſen kann mich ganz maliciös machen, und ich wäre im Stande, wenn ich einmal beſtimmt erführe, worüber Heine ſchreibt, den nehmlichen Stoff zu behandeln, nur um ihn zu ärgern. —

Geſtern habe ich bei Tortoni Ananas-Eis gegeſſen. Was ſagen Sie dazu, in Ihrem ordinären Vanillen-Frankfurt?

— — Ich komme wieder auf Heine. Sie müſſen aber nicht etwa denken, daß es mir Vergnügen macht Böſes von ihm zu reden, das nicht. Aber er intereſſirt mich als Schriftſteller und darum auch als Menſch. Ich ſammle alles, was ich von Andern über ihn höre, und ich ſelbſt über ihn beobachte. Da es mir nun langweilig iſt, für mich allein Buch und Rechnung über Heine zu führen, lege ich alles was mir von ihm zukömmt, nach

und nach in meine Briefe an Sie nieder. Ein schwacher Charakter wie Heine's, wie er mir schon aus seinen Schriften hervorleuchtete, muß in Paris völlig ausarten. Ich sehe ihn auf bösem Wege, und werde aus historischem und anthropologischem Interesse seiner Spur nachgehen. So müssen Sie das ansehen. Gestern Abend war bei *** von ***'s neuer Tragödie die Rede, die er in Baden meinem Urtheil unterworfen. Auf Verlangen sagte ich meine aufrichtige Meinung davon. Madame *** sagte mir: Vormittag sei Heine bei ihr gewesen und habe das Drama gelobt. Darauf bemerkte ich: dann habe Heine geheuchelt, denn er verstehe das so gut als ich. Madame *** erwiederte: ja, wenn man dem Heine tausend Franken gibt, lobt er das Schlechteste. Ich, das möchte ich nun gerade nicht glauben. Madame ***: Sie können es mir glauben, ich weiß es. — — Ein Deutscher erzählte mir, Heine habe ihm gesagt: Metternich könnte mich nur auf eine Art kaufen; wenn er mir alle Mädchen von Paris gäbe. (Ich sage

Mädchen; Heine aber gebrauchte den gemeinſten Ausdruck dafür.) Er hat eine Art von Lüderlichkeit, die mir nie weder in Büchern, noch im Leben vorgekommen iſt, und die ich mir pſychologiſch gar nicht erklären kann. Gemeine Sinnlichkeit trifft man häufig; aber doch ſelten wird ein junger Menſch von ſeinen gemeinen Ausſchweifungen, als von etwas Schönem, öffentlich ſprechen. Romantiſche Liebe iſt immer verſchämt und verſchwiegen. Heine aber läuft den gemeinſten Straßendirnen bei Tag und Nacht nach, und ſpricht in einem fort von dieſer häßlichen Gemeinheit, in welcher er ein äſthetiſches Vergnügen findet. Neulich kamen wir Abends vom Eſſen. Er ſagte mir, er ging in den Passage des Panoramas — was er dort zu thun habe? Ich will ſehen, ob keines von den Mädchen, die ich kenne, ein neues Kleid an hat — Heine iſt doch ſchon dreißig Jahre alt.

Den 19. Oktober.

Ich fange wie Frau *** an: ich weiß gar nicht was ich Ihnen ſchreiben ſoll. Ich habe Paris

nun völlig aufgegeſſen, es iſt zu meinem Fleiſche, zu meinem Blute geworden, und da es ſo nicht mehr außer mir liegt, ſehe ich es und ſchmecke es nicht mehr; ich verdaue es blos. Um mich deutlicher auszudrücken: Paris das ſonſt meine Geliebte war, iſt jetzt meine Frau, nur daß meine Flitterwochen nicht endigen werden wie in der andern Ehe.

.... Der Eſel bringt mich um 20 bis 30 Franken. Aber bin ich nicht ſelbſt ein Eſel, daß ich mit Leuten umgehe, die mir nichts einbringen, wie mit Ihnen und Ihresgleichen, weil ich das Böſe das ich von Ihnen ſagen könnte, nicht darf drucken laſſen? Ich rede von ***, leider meinem guten Freunde. Geſtern Abend wurde ſein Stück aufgeführt. Nun könnte ich zwar einiges Gute darin finden und das loben; aber was hilft mich das? Bedingtes Lob beleidigt gewöhnlich noch mehr als unbedingter Tadel; denn bei letzterm kann man ſich mit der Partheilichkeit oder dem Unverſtande des Kritikers tröſten.

Mein Werk: „Meine Flucht vor der Cholera“

wird ſehr ſchön werden. — Nach Frankfurt zu gehen hätte ich aber in keinem Falle die geringſte Luſt. Die dortige Philiſterei fürchte ich mehr als die Cholera. A propos Cholera und kaltes Waſſer. Ich habe Einen geſprochen, der den Waſſerdoktor Oertel perſönlich kennt. Er trinkt nie einen Tropfen Waſſer, ſondern nur Bier und Wein. Ich denke, daß darum ſeiner Empfehlung des Waſſers um ſo mehr zu trauen iſt. Sie iſt unpartheiiſch. — In Bockenheim mein Journal drucken zu laſſen finde ich nicht räthlich, am beſten iſt immer es wird in Paris gedruckt.

Den 22. Oktober.

Sie werden mit Verwunderung erſehen, daß meine Pariſer Briefe ſchon erſchienen ſind. Ein Reiſender, der vor vierzehn Tagen Hamburg verließ, ſagte mir, er habe ſie dort bei Campe geſehen. Nun wird es aber verdammt lange dauern, bis ich meine Frei-Exemplare bekomme, wegen der Wochenlangen Quarantaine. — Beſte, was ſagen Sie dazu, daß wir nach der Cholera als Deſſert die

Peſt bekommen werden? In Moskau iſt ſie ſchon, und nach dem geſtrigen Journal des Débats, haben ſich Peſtſpuren ſogar ſchon in Danzig gezeigt. Ich zweifle nicht, daß ſie ſich verbreitet, denn ſchon vor einem halben Jahre wußte man, daß die ruſſiſche Reſerve-Armee, die man aus Aſien gezogen um ſie nach Polen zu ſchicken, die aſiatiſche Peſt mit ſich führe. Die Peſt iſt noch ſchlimmer als die Cholera. Zwar in ſo fern iſt ſie weniger gefährlich als unſer lieber Gaſt, als ſie nur durch Anſteckung, nicht durch die Luft ſich verbreitet, man alſo durch ſtrenge Abſonderung ſich vor ihr hüten kann. Aber eben dieſe Möglichkeit ſich durch Abſperrung zu ſchützen, macht die Peſt in ihren moraliſchen und politiſchen Folgen, weit verderblicher als die Cholera. Land vertheidigt ſich gegen Land, Stadt gegen Stadt, Haus gegen Haus, alle Bande der Freundſchaft, der Geſelligkeit werden aufgelößt, aller Verkehr, aller Handel hört auf, und Hungersnoth, Armuth und Jammer aller Art, werden die Welt durchwühlen. Rußland überhäuft uns mit Wohlthaten!

O es iſt zu ſchrecklich! Es iſt die Büchſe der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Geſtern las ich etwas von der Cholera, worüber ich lachen mußte. Sie ſind ſchlau, Sie werden ſchon merken warum. Man hat nehmlich immer behauptet, daß große Furcht vor der Cholera zur Anſteckung beſonders disponire. Nun macht aber der bekannte Dr. Ruſt in der Berliner Zeitung bekannt, daß dem keineswegs ſo ſei. Es wäre in Berlin noch nicht ein Fall vorgekommen, daß Jemand durch Furcht ſich die Cholera zugezogen habe. Da nun aber in Berlin, wie bekannt, ſich die meiſten Menſchen vor der Cholera ſehr gefürchtet haben, ſo würde, wenn keiner der Furchtſamen die Krankheit bekommen, daraus folgen, daß nicht allein die Furcht zur Cholera nicht geneigt mache, ſondern daß ſie ſogar davor ſchütze. Ich kann mir das auch leicht erklären, denn die Furchtſamen hüten ſich. Darum beſchwöre ich Sie, daß, wenn die Cholera in Ihre Nähe kömmt, Sie ſich fürchten ſollen. Es wird Ihnen zwar ſchwer fallen, aber durch Fleiß und

Beharrlichkeit erlangt man alles. Ja Sie ſollen jetzt ſchon anfangen ſich zu fürchten, vor dieſen und jenen und allen möglichen Dingen, damit Sie in die Uebung kommen. Wollen Sie das thun? Es wird ſehr zu meiner Beruhigung gereichen. Nach beſeitigter Gefahr können Sie ja Ihren Heldenmuth immer wieder hervorholen.

In dem neueſten Hefte des Mercure de France, einem wöchentlich erſcheinenden Journal, ſtehen Aphorismen aus meinen Schriften, die recht gut überſetzt ſind. — Hat man denn in Frankfurt auch davon geſprochen, daß Paskewitſch in Warſchau auf der Straße ermordet worden iſt? Eine hieſige Zeitung gab geſtern die Nachricht. Unglaublich iſt es nicht. Wie dumm, unpolitiſch und grauſam war es vom ruſſiſchen Kaiſer, dem Paskewitſch den Titel eines Herzogs von Warſchau zu geben, und dadurch das Unglück der Polen zu verhöhnen, und ihren Haß gegen ihren Unterdrücker noch giftiger zu machen. Welch' ein ſchnöder Hochmuth!

Neulich kramte ich unter meinen Papieren und fand das Rheiniſche Wanderbuch*), wie es zu ſeiner Zeit im Morgenblatte abgedruckt war. Ich las es und es gefiel mir ſehr gut. Aber ſagen Sie mir, warum habe ich das nicht in meine Werke aufgenommen? Haben Sie denn damals gar nicht davon geſprochen, gar nicht daran gedacht? — Ihr Conrad lieſt ſchon ſeit vierzehn Tagen Iphigenia, Egmont, die natürliche Tochter, und das übrige Theater von Göthe mit dem größten Eifer. So oft ich nach Hauſe komme, finde ich ihn über den Büchern. Es iſt mir nicht lieb, ich will nicht, daß meine Unterthanen aufgeklärt werden, das führt zu Revolutionen.

Heine war bei mir und hat mir aufgetragen Sie zu grüßen. Er fragte mich, wie oft ich Ihnen ſchreibe, und als er hörte, wöchentlich zweimal, war er ſehr darüber erſtaunt. — Höchſt bedauernswürdig iſt der Heine, aber nicht blos zu beklagen,

*) S. nachgelaſſene Schriften, I. p. 1 ff.

ſondern auch anzuklagen, wegen ſeiner Geſundheit, die er durch Ausſchweifungen zerrüttet und täglich mehr verdirbt. Er hat ſich durch ſein lüderliches Leben ſolche Uebel zugezogen, welche die Nerven und den Kopf endlich ganz zerſtören, ſo daß dieſer ſo geiſtreiche Menſch noch einmal dumm, ja wahnſinnig werden kann, wenn er nicht ſo glücklich iſt, früher das Leben zu verlieren. Er iſt ſo erſchöpft, und das iſt der Ausdruck, womit er gewöhnlich ſelbſt klagt, daß er Abends 9 Uhr zu nichts mehr zu brauchen iſt, und ſich zu Bette legen muß. Er leidet beſtändig am Kopfe. Als er mir heute ſein Uebel klagte, mochte ich ihm freilich die gefährlichen Folgen desſelben, die er nicht kennt, nicht aufdecken, aber ich gab ihm mit dem wärmſten Eifer die beſten Verhaltungsregeln, wie er ſeine Lebensart einzurichten und ſich zu heilen habe. Es iſt aber nicht daran zu denken, daß er ſie befolgt; denn ſein Charakter iſt zu morſch, er hat nicht die geringſte Willenskraft mehr.

Den Brief muß ich heute ſchon ſchließen, ob

er zwar morgen erſt abgeht; denn morgen habe ich keine Zeit etwas hinzuzuſetzen. Ich muß nehmlich mich früh putzen, um von elf Uhr an, erſt auf der Mairie und dann in der Kirche zuzubringen. Der S. macht Hochzeit, und ich werde als Zeuge der bürgerlichen und kirchlichen Trauung beiwohnen. Heine iſt der andere Zeuge. Wenn mir die Ceremonie gefällt, denke ich ſie bald nachzumachen. — Glauben Sie nicht — wenn Sie das tröſten kann, daß die Polen durch Verrath untergegangen. An Verräthern wird es zwar nicht gefehlt haben, aber der Verrath des Glückes geht immer vorher. So iſt Napoleon auch untergegangen. Als ihn das Glück verließ, verließen ihn die Allertreuſten.

Den 27. Oktober.

Ich habe von Campe in Hamburg Nachricht erhalten. Das iſt ein Erzſchelm, und was zum lachen iſt, er theilt mir ſeine Schelmereien als etwas neues mit. Als hätte ich die nicht ſchon längſt gekannt! Nachdem er ſich immer angeſtellt, als wollte er die

Pariſer Briefe dem Publikum als den noch ſchuldigen achten Theil überlaſſen, rückt er jetzt damit heraus: er habe an meinen Schriften großen Schaden gehabt, es ſei daher billig, daß er ſich wieder auf andere Art zu erholen ſuche. Das hat der ehrliche Mann nun ſo angefangen. Aus den Pariſer Briefen hat er zwei Theile gemacht, die er als beſonderes Werk verkauft, und die als neunter und zehnter Theil meiner Werke hervortreten. Und der achte Theil? den achten Theil bildet das Tagebuch. Das wäre freilich ein magerer Band, aber er ſei ja dem Publikum nicht mehr ſchuldig! Die Briefe werden gewiß vier bis fünf Gulden koſten. Das Spaßhafteſte iſt aber, daß der neunte und zehnte Theil früher erſcheinen als der achte. Dieſer (das Tagebuch) wird erſt im Januar gedruckt. Die Abonnenten meiner Werke, die ſo lange auf den achten Theil gewartet, müſſen alſo jetzt noch länger warten, und wenn ſie die Briefe haben wollen, müſſen ſie ſie beſonders bezahlen. Campe ſchreibt: Die Pariſer Briefe würden ein Labſal für die

er zwar morgen erſt abgeht; denn morgen habe ich keine Zeit etwas hinzuzuſetzen. Ich muß nehmlich mich früh putzen, um von elf Uhr an, erſt auf der Mairie und dann in der Kirche zuzubringen. Der S. macht Hochzeit, und ich werde als Zeuge der bürgerlichen und kirchlichen Trauung beiwohnen. Heine iſt der andere Zeuge. Wenn mir die Ceremonie gefällt, denke ich ſie bald nachzumachen. — Glauben Sie nicht — wenn Sie das tröſten kann, daß die Polen durch Verrath untergegangen. An Verräthern wird es zwar nicht gefehlt haben, aber der Verrath des Glückes geht immer vorher. So iſt Napoleon auch untergegangen. Als ihn das Glück verließ, verließen ihn die Allertreuſten.

Den 27. Oktober.

Ich habe von Campe in Hamburg Nachricht erhalten. Das iſt ein Erzſchelm, und was zum lachen iſt, er theilt mir ſeine Schelmereien als etwas neues mit. Als hätte ich die nicht ſchon längſt gekannt! Nachdem er ſich immer angeſtellt, als wollte er die

Pariſer Briefe dem Publikum als den noch ſchuldigen achten Theil überlaſſen, rückt er jetzt damit heraus: er habe an meinen Schriften großen Schaden gehabt, es ſei daher billig, daß er ſich wieder auf andere Art zu erholen ſuche. Das hat der ehrliche Mann nun ſo angefangen. Aus den Pariſer Briefen hat er zwei Theile gemacht, die er als beſonderes Werk verkauft, und die als neunter und zehnter Theil meiner Werke hervortreten. Und der achte Theil? den achten Theil bildet das Tagebuch. Das wäre freilich ein magerer Band, aber er ſei ja dem Publikum nicht mehr ſchuldig! Die Briefe werden gewiß vier bis fünf Gulden koſten. Das Spaßhafteſte iſt aber, daß der neunte und zehnte Theil früher erſcheinen als der achte. Dieſer (das Tagebuch) wird erſt im Januar gedruckt. Die Abonnenten meiner Werke, die ſo lange auf den achten Theil gewartet, müſſen alſo jetzt noch länger warten, und wenn ſie die Briefe haben wollen, müſſen ſie ſie beſonders bezahlen. Campe ſchreibt: Die Pariſer Briefe würden ein Labſal für die

ſie, denn ich brauche ſie ſelbſt für mich. Ich habe doch auch ſeit meiner frühſten Jugend an Krankheiten gelitten, die mein Gemüth beunruhigten, aber völlig beherrſchen und umwerfen konnten ſie mich doch nie, und mein Stolz ſiegte immer noch über meine Nerven. Heine aber verſucht nicht den geringſten Widerſtand, und wie eine Wetterfahne gibt er jeder Laune des Windes nach. Zerriſſen, ausgefaſert, abgefärbt, wie ein alter ſeidner Weiberrock, verdroſſen, niedergebeugt, wehmüthig, wie einer der den Katzenjammer hat — ich möchte ſo nicht leben. Sollte einmal in Deutſchland eine politiſche Revolution eintreten, ſo würde Heine eine zwar kurze, aber für ihn und die Welt höchſt verderbliche Rolle ſpielen. Er wäre wie alle ſchwache Menſchen, der blutigſten Grauſamkeiten fähig. Er iſt von der größten Feigheit, und er hat mir offen geſtanden, daß er in Italien mit Florenz ſeine Reiſe beſchloſſen, weil er ſich gefürchtet nach Rom zu gehen, denn er habe Feinde dort, die ihn gewiß hätten ermorden laſſen (wahrſcheinlich Graf Platen). Chri-

ſtenthum, Religion überhaupt, iſt ihm nicht blos ein Gräuel, es iſt ihm ein Ekel. Und als er unter ſolchen Geſprächen mich auf der Straße verließ und ich ihm eine Weile nachſah, kam er mir vor wie ein welkes Blatt, das der Wind umher treibt, bis es endlich durch den Schmutz der Erde ſchwer geworden, auf dem Boden liegen bleibt, und ſelbſt zu Miſt wird.

Weil wir gerade von Schmutz reden, muß ich Ihnen noch folgendes von meiner Heirathsgeſchichte erzählen. Als ich um zehn Uhr von zu Hauſe wegfuhr, dachte ich, in einer Stunde wäre alles vorüber, und ich ſah mich daher mit keinem Frühſtücke vor. Mein Hunger ſtieg und ward endlich ſo heftig, daß ich es nicht länger mehr aushalten konnte. Kurz vor der Ceremonie eilte ich aus der Kirche, um ſchnell etwas zu eſſen. Aber in dieſem finſtern, engen, armſeligen, mir gänzlich unbekannten Theile der Stadt, war weit und breit kein Kaffehaus, kein Bäcker, kein Patiſſier zu finden, und ich ſollte ſchnell zurück ſein. Endlich gab mir

mein guter Genius den Gedanken ein, mir bei einem Epicier eine Tafel Chokolade zu holen. Mit dieſer eilte ich zurück, ſtellte mich unter der Kirchthüre neben den Kirchendiener, und aß mit dem größten Heißhunger. In meiner Eile, denn ich fürchtete die Trauung zu verſäumen, und in meinem warmen Eifer, bereitete ich mir im Maule ohne Topf und Feuer eine ganz natürliche Trinkchokolade. Da aber der Mund nicht zum Topfe eingerichtet iſt, lief die Chokolade heraus, und über meinen guten ſchwarzen Rock, und eine noch ganz neue ſeidne Weſte. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Nicht etwa als hätte ich mir aus den verdorbenen Kleidern viel gemacht; aber mit Schrecken dachte ich daran, was es für Zank abſetzen würde, wenn wir zuſammen kommen, und Sie das Unheil entdeckten. Ich hatte mir feſt vorgenommen mich in die Seine zu ſtürzen, wenn die Flecken nicht herausgingen. Aber Conrad brachte alles wieder in's Reine. Sie ſehen alſo was dieſe Heirath eines Andern mir für Langeweile, Zeitverluſt

und Betrübniß verurſacht. Ich beſchwöre Sie alſo, theuerſte Freundin, mir nie wieder von Heirathen zu ſprechen.

Den 28. Oktober.

Mit Ihrem Briefe hatte ich heute große Freude. Er überraſchte mich, da ich ihn erſt Morgen erwartete. Recht ſchön, daß Sie nach Rüdesheim gehen. An ſchönem Wetter wird es nicht fehlen. Hier iſt es fortwährend herrlich. Die Wärme faſt täglich 18 Grad... Da mir Campe geſchrieben, daß der Druck der Briefe erſt dieſe Woche beendigt wird, können Sie das Buch in Frankfurt vor Ende Novembers nicht erhalten. Was werden aber die Leute jammern, wenn ſie erfahren, daß ſie das Buch beſonders bezahlen müſſen, und nicht als achten Theil meiner Werke unentgeldlich erhalten. In Frankfurt werden nun manche die Schuld auf mich werfen. Sie müſſen mich daher rechtfertigen, den Leuten ſagen, daß ich den achten Theil früher als die Pariſer Briefe abgeliefert, und daß Campe ihn nur aus Spekulation zurückhält. Daß die Briefe

gefallen werden, werde ich ſo lange bezweifeln, bis die Erfahrung mich vom Gegentheile belehrt. Daß ..... ſtehen geblieben, iſt Ihre Schuld. Ich habe es ſtreichen wollen, Sie haben ſich aber dagegen geſetzt. Und wenn man ſich darüber beklagt, werde ich mich in einem Journale vertheidigen, und alle Schuld auf Sie werfen. Ich freue mich ganz unbändig wie die Rezenſenten über Sie herfallen werden. Sie dumme, dumme, dumme Perſon, ſich ſo von mir zum beſten halten zu laſſen!

Neulich war ich in der Opera-Comique. Dieſes Haus, das an die Stelle des von Ihnen gekannten Theatre Feydeau kam, welches abgeriſſen worden iſt, hatte ich noch nie geſehen. Es iſt eines der ſchönſten und größten Theater hier. Drei Opern wurden an einem Abende gegeben! fünf Akte! Fra Diavolo und noch zwei einaktige. Ich war froh, als der Spaß ein Ende hatte. Nach den Italienern kann Einem das franzöſiſche Singen nicht gefallen. Und Auber nicht nach Roſſini. Morgen über acht Tage tritt meine geliebte Malibran wie-

der auf, und ich habe ſchon geſtern mein Billet zur Vorſtellung holen laſſen.

Mit meiner Wäſche habe ich große und wichtige Reformen vorgenommen. Die Goliaths-Halstücher die Sie mir einſt gekauft, habe ich theilen, und die langen, weiten Kragen an meinen guten Hemden, kürzer und enger machen laſſen. Die Näherinnen gehen den ganzen Tag bei mir aus und ein. Aber ſein Sie ruhig, Conrad läßt mich nie mit einer nur einen Augenblick allein. Ich muß den Eſel einmal einem jungen Menſchen auf vier Wochen zur Bildung überlaſſen, damit er bei ſolcher Gelegenheit Prügel bekomme und Sitten lerne. Geſtern kam eine neue Ouvrière zu mir (ich hatte die Erſte wegen ihrer Saumſeligkeit abgeſchafft) die ſehr ſchön war. Der Conrad blieb ihr nicht allein immer zur Seite, ſondern lachte auch dabei ganz ſonderbar. Was er Gutes im Sinne, hatte möchte ich wiſſen; denn an etwas Arges dachte er gewiß nicht. Das ſchöne Mädchen gerieth, wie ich ganz deutlich bemerkte, über das verdammte Lächeln

meines Schelms von Figaro in die peinlichſte Verlegenheit.

Gegen voriges Jahr ſpare ich monatlich vierzig Franken an Hausmiethe. Dagegen brenne ich jezt Wachslichter, zur ſprachloſen Bewunderung aller armen Deutſchen die mich beſuchen, und zum Entſezen des *** der, als er die Wachslichter ſah, gewiß die lezte Hoffnung aufgab noch einmal eine günſtige Rezenſion von mir zu erkaufen.

Den 30. Oktober.

Guten Morgen.... Ich will noch ein wenig ſatiriſiren und dann mit einigen Worten über die Cholera dieſen langen Brief auf eine angenehme Weiſe ſchließen. Der Herzog von Mortemart, franzöſiſcher Geſandter in Petersburg, hat dort alle Erfahrungen über die Cholera ſammeln, und in einer im populären Vortrage abgefaßten Brochüre bekannt machen laſſen. Die Blätter der Regierung empfehlen die Schrift dem Volke. Daraus ſchließe

ich, daß man die Hoffnung, die Cholera von Frankreich entfernt zu halten, aufgegeben hat. Ich weiß nicht ob ich nicht lieber in Paris bleiben ſoll. Aengſtlich bin ich gar nicht, denn ich würde mich durch zweckmäßige Diät ſchon zu bewahren wiſſen. Was meinen Sie? Reden Sie nur ohne Scheu; ich thue doch was ich will, und Sie übernehmen gar keine Verantwortlichkeit — Sie irdiſche Vorſehung! .. In der Hamburger Zeitung werden in den Kranken- und Todtenliſten auch die Verhältniſſe der Geſchlechter angegeben. Auf 4 Kranke und 4 Todte kömmt immer nur eine Frau, was werden die Männer im Preiſe ſteigen, die Weiber im Preiſe ſinken! .. Merkwürdig iſt das Zahlenverhältniß der abnehmenden Verderblichkeit der Cholera, wie ſie in den cultivirten Ländern weiter vorſchritt. In Lemberg ſind geſtorben von 1000 Einwohnern 51 Perſonen; in Mitau 34; in Riga 31; in Poſen 16; in Petersburg 12; in Königsberg 11; in Elbing 9; in Danzig 8; in Stettin 5; in Berlin 4. Alſo im De-

ſterreichiſchen, in dieſem glücklichen Reiche, wo die meiſte Unwiſſenheit herrſcht, ſind auch die meiſten geſtorben! In Wien ſoll die Sterblichkeit weit größer ſein, als in den dortigen Zeitungen angegeben wird.

Mittwoch, den 2. November.

Ueber eine Menge Dinge bin ich dieſen Morgen vergnügt! Ich möchte gern mein ganzes Glück mit Ihnen theilen, aber ich zweifle, daß Sie die ganze Hälfte annehmen. Erſtens: über das rauhe, kalte, regneriſche, winterliche Wetter. Ich habe zum erſten Male Feuer gemacht, und an dieſem Tage, wenn die Natur abtritt, und der Menſch die Regierung des Jahres beginnt, fühle ich mich immer etwas königlich geſtimmt. Zweitens: Ueber die Frankfurter Revolution. Drittens: hat mir Herr von Haber geſtern Abend köſtlichen Taback geſchickt, aber vom beſten Holländiſchen. Viertens: habe ich beim Frühſtück mich und meine Lage mit Heine und der ſeinigen verglichen und geſehen, wie viel beſſer und glücklicher ich bin

als er. Endlich — aber das glauben Sie mir nicht, es iſt eine Idylle — bin ich nach dem Frühſtücke plötzlich um einige vierzig Jahre jünger, in meine früheſten Kinderjahre zurückgezaubert worden. Ich habe .....! Götter! — — Das bringt Glück. Da kömmt Ihr Brief, den ich nicht erwartet, von dem ich nicht geträumt. Sie waren etwas zerſtreut, Madame, als Sie Ihren Brief anfingen, Sie haben ihn vom 9. Oktober datirt, ſtatt vom 28. Oder wollten Sie ſich um 19 Tage jünger machen? Dem S. danke ich auf's freundlichſte für ſeinen umſtändlichen Bericht über die drei glorreichen Frankfurter Tage. Daß „nur Kinder und Diplomaten die Thorſperre nicht bezahlen," werde ich einmal drucken laſſen. Es ſind fünfzehn Sylben, die mir 11 Kreuzer 1 Pfennig Honorar einbringen. Paſſen Sie recht auf, daß Sie mir noch mehr Sylben verſchaffen; man braucht hier erſchrecklich viel Geld. — Es iſt doch ſchade, daß Sie nicht am Rhein waren. Die Erinnerung eines im Herbſt genoſſenen Vergnügens kann einem den ganzen

Winter warm machen. Möchten Sie dafür Erſatz finden.

Sonntag habe ich mit Heine bei *** zu Mittag gegeſſen. Wir trafen uns zufällig vor dem Hauſe und traten zugleich ein. Als wir in's Zimmer kamen fragte ich Madame ***, iſt denn der Boden ſtark genug, kann er zwei große Männer wie wir zugleich tragen? Es war das erſte Mal, daß ich mit Heine in Geſellſchaft war. Mit mir ſprach er wenig, ja er blieb immer von mir entfernt, und ſuchte ſich einen eignen Mittelpunkt. Abends, da mehrere Leute zur gewöhnlichen Sonntags-Geſellſchaft kamen, bemerkte ich, daß Heine mit keinem der bedeutendern, gebildetern ſprach, ſondern ſich gerade dem Jüngſten in der Geſellſchaft, faſt noch ein Knabe, zur Seite ſetzte, und ſich mit ihm unterhielt. Er war gerade bei beſſerer Laune als gewöhnlich, ich kann ihn alſo nicht einmal mit ſeiner Hypochondrie entſchuldigen. Seit kurzem iſt eine Schauſpielerin vom dritten Range, mit ihrem Manne, einem Theaterdichter, hier. Bei dieſen

Leuten iſt Heine zu allen Zeiten des Tags. Und das ſind nicht etwa genialiſch-joviale — lebensluſtige Menſchen, ſondern ganz ſolid-bürgerliche, aber auch ſehr gewöhnliche Menſchen. Was halten Sie von einem ſolchen eiteln Charakter, immer gemeine Umgebungen zu ſuchen, um überall der Erſte zu ſein? Man merkt es dem Heine deutlich an, wie er immer gern was beſonders Auffallendes ſagen möchte, und lieber ſchweigt, als etwas gewöhnliches ſpricht. Beſonders ärgert mich an ihm ſeine Sucht immer Lachen zu erregen. Lachen iſt eine der unterſten Seelenbewegungen, und ein Mann von Geiſt ſollte auf höhere Wirkung ausgehen. Er hat mir neulich geſagt, daß er ſpiele, und ich habe ihm ganz freundſchaftlich den Text darüber geleſen. Was ich gegen das Spiel vorgebracht, ſchien ihm alle neu zu ſein. Ueberhaupt mag er ſich um die Moral nie viel bekümmert haben. Der arme Heine wird chemiſch von mir zerſetzt, und er hat gar keine Ahnung davon, daß ich im Geheim beſtändig Experimente mit ihm

mache. — — Philoſoph iſt Heine nicht und wird nie einer werden, und da bedenke ich dann freilich trotz meines argen Tadels, daß wenn man Heine ſeine Täuſchungen, ſeine Verirrungen, ſeine Gedankenloſigkeit nähme, der Duft und Nebel, der ſo reizend und zauberiſch über ſeine Schriften verbreitet iſt, ſchwinden, und dann wenig an ihnen und an ihm ſelbſt übrig bleiben würde.

Neulich beſuchte ich *** zum Erſtenmale, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Ich ennuyirte mich eine qualvolle Stunde lang mit der Frau allein. Sie hat etwas im Geſichte was mir gefällt, aber ſie wußte mich gar nicht zu unterhalten und ſchien mir betrübt. Wenn die zufrieden iſt, dann muß ich mich wenig verſtehen auf den Ausdruck des Mißmuths, und das Glück muß eine Farbe haben, die ich gar nicht kenne.

Sie ſind ungeduldig auf meine Pariſer Briefe. Ich zittere um ihre Erſcheinung, weniger wegen Deutſchland als wegen Paris. Sie werden mit ſolcher Ungeduld erwartet, daß ſie der Erwartung

nicht entſprechen könnten, auch wenn ſie beſſer wären als ſie ſind. Aber Sie beleidigen mich, wenn Sie vom 8ten und 9ten Bande meiner Werke ſprechen. Bin ich denn ein ſolcher Lump, daß ich nur neun Bände geſchrieben? Zehn habe ich gemacht. Der 9te und 10te kommen jetzt, der 8te Krüppel hinkt ſpäter nach. Verboten werden ſie gewiß, und ich erwarte daß ſie ſogar mich verbieten.

Freitag, den 4. November.

Wird ſich diesmal wieder eine gute Seele (um aus Höflichkeit nicht Narr zu ſagen) finden, meine Briefe abzuſchreiben? — Auf jeden Fall theile ich Ihnen mit, wie ich die Briefe abgeſchrieben zu haben wünſche, damit die Fehler des vorigen Mals, die mir ſo viel Beſchwerlichkeiten verurſacht, vermieden werden. Erſtens: Zu jedem Brief muß ein neuer Bogen genommen werden. Zweitens: Wenn der Brief mehrere Daten hat, muß mit jedem Datum ein neuer Abſchnitt gemacht werden. Drittens: Nach jedem Gedankenſtrich wird in

der Regel ein neuer Abſchnitt gemacht. Der Herr Abſchreiber oder die Frau Abſchreiberin werden aber zu unterſcheiden wiſſen, wenn Sätze, ob zwar durch einen Strich getrennt, zuſammen gehören, in welchem Falle kein Abſchnitt gemacht wird. Viertens: Abbreviaturen ſind bei Gefängniß, germaniſirte lateiniſche oder franzöſiſche Worte mit lateiniſchen Lettern zu ſchreiben, bei Brandmarkung, und ß (wie jetzt ſtatt jezt) bei Todesſtrafe verboten. Uebrigens wird alles abgeſchrieben. Mit Ausnahme deſſen was a. gegen die beſtehende Staatsverfaſſung, b. gegen die Religion, c. gegen die Sitte, d. gegen den Adel, e. gegen den hohen deutſchen Bund, f. gegen die auswärtigen Mächte, g. gegen die innern Angelegenheiten gerichtet iſt.

Wer hat mir denn die ſchönen meteorologiſchen Beobachtungen mitgetheilt? Ihr Revolutionärs habt aber ein miſerables Klima in Vergleichung des hieſigen. In den Tagen von dem 15.—21. Okt. war eure höchſte Wärme um 3 Uhr Nachmittags 15 Grad und hier 19, eure kleinſte Wärme um Mittag 8 Gr. und hier 15.—

Freitag, den 4. November.

Ich habe heute wieder einen Brief von Campe erhalten. Der nimmt die Backen voll! Es iſt doch ſchön, daß jeder Schriftſteller wenigſtens einen guten Rezenſenten findet — ſeinen Verleger. Er ſchreibt mir: „.... Der Drucker, würde er bekannt, wäre unglücklich;“ alſo darüber geſchwiegen. „.. Die Verſendung in entfernte Gegenden iſt „durchweg ſeit dem 21. (Oktober) vollendet, hier „geſchieht ſie den 12. November... C. der mich „entſetzlich um einige Bogen nur plagte, hat aus „Vorſicht nicht einen Buchſtaben zu ſehen bekommen, „weil die Confiskation nach meiner Erfahrung, ſo„fort nach Bekanntmachung erfolgt. Geſchieht es „nicht, ſo iſt es aus Rückſicht gegen Sie, da man „Sie nicht unter die Wandelbaren: Witte, Maltitz, „Heine u. ſ. w. zählt, ſondern etwa aus Reſpekt „für Ihren konſequenten Charakter unterläßt. Denn „beim deutſchen Publikum ſind Sie als ein be„dächtiger, zu einer gewiſſen Reife gekommener, „redlicher Mann bekannt, den man alſo mit der

„Jugend nicht in einen Topf werfen kann. Auf „dieſe Rückſicht baue ich etwas, ſo daß nicht augen„blicklich das Verbot da iſt, ſondern mir Zeit ge„laſſen wird, mein Geſchäft damit möglichſt zu „ordnen . .". Sie ſehen aus Campe's Aeußerungen, beſonders aus den Complimenten, die er mir macht, wie vergnügt er iſt, und daß er ſich goldene Berge von dem Buche verſpricht.

— — Von Heine ſtehen jetzt die erſten Artikel eines langen Aufſatzes über die letzte Pariſer Gemälde-Ausſtellung im Morgenblatte. Ich bin heute mit der größten Begierde darüber hergefallen, aber nicht befriedigt worden. Schöne Sachen ſind darin, das verſteht ſich. Man ſieht es ihm an, daß er ſich nicht frei gefühlt. Er hat ſich zwar den Gegenſtand gewählt, aber man wird freiwillige Dienſtbarkeit noch überdrüſſiger als aufgezwungene. Man frägt ſich: warum war ich ein Narr? Ueberhaupt glaube ich, daß Paris kein geſundes Klima für Heine's Geiſt iſt. Man kann auf Paris anwenden, was er ſelbſt ſo wahr von London geſagt: es iſt ein

Ort für Philoſophen aber nicht für Dichter. Auch hier liegt der Stoff zu hoch und dick auf allen Wegen, und der Dichter kann ſelbſt mit den Flügeln ſeiner Phantaſie nicht darüber hinaus. Auf die andere Seite zu kommen, muß man ein philoſophiſches Ungeziefer ſein, wie ich, das ſich durch die kleinſte Ritze einer Mauer windet. Sehr ergötzt in Heine's Artikel hat mich, was er bei Gelegenheit eines Gemäldes von Talleyrand ſagt. Gerade das Gegentheil von dem was ich, auch bei Gelegenheit eines Gemäldes über ihn geäußert. An dieſem Beiſpiele zeigt ſich am deutlichſten der Unterſchied zwiſchen einem Dichter und einem Philoſophen. Heine ſah nur die vordere Seite von Talleyrand, die ich ſelbſt auch am frühſten wahrgenommen. Aber als philoſophiſcher Wurm bohrte ich mich endlich durch die Scheidewand und erkannte auch Talleyrand's Rückſeite. Gewinn iſt freilich dabei nicht für den alles durchdringenden Philoſophen; er weiß mehr als der Dichter, und weiß darum endlich gar nicht was er weiß. Es iſt zu wieder-

holen, Heine's Aufſatz hat mich angezogen, aber nicht gefeſſelt, ich las ihn zerſtreut, und was mir zum erſtenmale mit ſeinen Schriften begegnete, ich war nicht verdrießlich, als ich mit dem Leſen fertig war. Der Eindruck auf mich iſt ſo, daß ich in Verlegenheit ſein werde, wenn er mich um meine Meinung fragt. Zum Glücke kann ich in Paris lange die ausweichende Antwort geben: ich hätte die Blätter noch nicht zu ſehen bekommen. Leſen Sie den Aufſatz und ſagen Sie mir Ihre Meinung.

Den 10. November.

Sie wollen mir nicht eher ſchreiben, als bis dieſer mein Brief ankömmt? Wiſſen Sie denn aber auch, daß mir dann eine Faſtenzeit von zehn Tagen aufgelegt wird, von heut an gerechnet? Aber immerhin, thun Sie was Sie wollen, wie es in den Wald hineinſchallt, wird es herausſchallen.

Den 11. November.

Von Campe erhielt ich heute folgendes Schreiben. „Hamburg, 5. November. Heute habe ich

„Ihnen, geehrter Herr, zu melden, daß ich Ihre „Briefe vor drei Tagen ausgegeben habe und daß „heute Nachmittag um drei Uhr, der ganze Vorrath „davon confiscirt iſt, und zwar wie der Befehl „wörtlich lautet .... „Abſeiten der Polizei-Behörde „„wird bei hundert Thaler Strafe für jeden Contra„„ventionsfall verboten, das bei Herrn Hoffmann „„und Campe hieſelbſt erſchienene Buch betitelt: „„Briefe aus Paris von Ludwig Börne, „„1832, 2 Bände, zu debütiren, und ſind die vor„„handenen Exemplare einſtweilen in Beſchlag zu „„nehmen, mit Vorbehalt anderweitiger Verfügung. „„Ampl. Senatus. Hamburg d. 5. Nov. 1831 ....“ „So weit ſind wir, was weiter folgen wird ſteht „dahin. Jedenfalls hat man es ernſtlich im Sinne, „mir etwas am Zeuge zu flicken; ich erſuche Sie „daher, wenn es nöthig wird vor der Welt meinen „Advokaten zu machen“.. Wenn ſchon der Campe für ſich fürchtet, er möchte eingeſteckt werden, was hätte ich ſelbſt nicht erſt zu fürchten? Ich dürfte es wahrhaftig jetzt nicht wagen nach Deutſchland zu kom-

men. Ich habe dort zwar einen tapfern Husaren, der mich vertheidigen würde; aber was hilft ein Husar gegen die ganze preußische und österreichische Armee? Sorgen Sie nur dafür, daß man nicht Sie am Kragen faßt — oder vielmehr an der Halskrause. Revolutionäre Briefe machen nicht allein den straffällig der sie geschrieben, sondern auch den an welchen sie gerichtet sind. Ganz gewiß hat der Hamburger Senat nicht aus eigenem Antriebe meine Werke konfiscirt, sondern einer der dort befindlichen Geschäftsträger wird geklagt haben. Uebrigens wird das der Verbreitung des Buches keinen großen Eintrag thun. Der Campe scheint sehr vergnügt über sein Unglück zu sein.

Dienstag, den 15. November.

Wenn Sie Wort halten und mir nicht eher wieder schreiben, bis Sie meinen heutigen Brief erhalten, es wäre zu schrecklich! Ich werde es nicht eher glauben bis ich es erfahren, und wenn ich es erfahren, werde ich es immer noch nicht glauben.

Haben Sie mir denn gar nichts Intereſſantes zu ſchreiben, nichts woran mir und Ihnen beſonders viel gelegen iſt? Beſinnen Sie ſich. Ich weiß, daß wenn Sie ſchweigen, es nicht aus Mangel an Vertrauen geſchieht, ſondern aus Aengſtlichkeit. Es gibt Dinge die Sie keinem Briefe anvertrauen. Aber wozu ſo beſorgt? Außer mir bringt nur noch der gräuliche Eſſig in das Inwendige Ihrer Briefe, und dieſer geht ſchnell durch und bekümmert ſich um keinen ſüßen Inhalt. — — Abends. O ich Eſel! Kaum hatte ich obige Worte ausgeſchrieben, da kam Ihr Brief. Daß ich Sie noch nicht kenne, und mich vor Ihren ſchlimmen Vorſätzen fürchte! Sie werden zu jeder Zeit einen Vorwand finden mir öfter zu ſchreiben, und ich werde Sie ſchon durch Fragen und Aufträge im Gange erhalten. — — Wie lange bin ich wieder geſtört worden! Noch eine ganze Seite gedachte ich zu ſchreiben. Jetzt muß ich ſchließen.

Samſtag, den 19. November.

Die Kraft meiner Philoſophie muß mir vor-

züglich in den Füßen ruhen. Sie haben eine Art philoſophiſcher Elektrizität, die ſich durch Berührung mittheilt. Das ſehe ich an Conrad, der Abends ſo oft er mir die Strümpfe auszieht, zu philoſophiren anfängt, wenn er auch den ganzen übrigen Tag ein vernünftiger Menſch geweſen. Hätte ich mir nur jedesmal gemerkt, was er dann mit mir ſpricht, es wäre eine ſchöne Blumenleſe geworden! Geſtern Abend fragte er mich: „Iſt denn die Urne ein Sinnbild der Vergänglichkeit?“ Ich war ganz verblüfft, und fragte, warum? Ja, ein Freund von ihm habe ſich ein Pettſchaft mit einer Urne ſtechen laſſen, weil das ein Sinnbild der Vergänglichkeit ſei! Dieſer Freund Conrad's und der Vergänglichkeit iſt ein Schreinergeſell von zwanzig Jahren und ſehr rothen Backen. Was ſo ein deutſcher Handwerksburſch gemüthlich iſt, und es ſelbſt in dem Faubourg St. Antoine bleibt. Was wir, ich und Conrad für herrliche Menſchen ſind, das wiſſen Sie eigentlich gar nicht. Die Sklaverei verdirbt die edelſten Seelen, und erſt von Ihnen

entfernt, tritt unſere Vortrefflichkeit hervor. — — Da iſt der gute Brief! Mein Buch bringt mir den Vortheil, daß Sie mir öfter ſchreiben, welchen Gewinn ich zum kleinen Honorar ſchlage, das ich dafür bekomme, wodurch es ſehr groß wird. Gegen eine Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich iſt gar nichts einzuwenden, und die wenigen Einwendungen die Sie machen, ſind von keinem Gewichte. Was erſtens die Cholera betrifft, ſo iſt's ja eben die Cholera weßwegen ich Paris verlaſſen möchte, denn ſo lange ſie Paris nicht bedroht, würde ich mich nicht von hier entfernen. Aber im unglücklichen Falle, was ſoll ich hier machen? Ich glaube zwar nicht, daß hier die Cholera auf das öffentliche und geſellige Leben einen ſo ſtörenden Einfluß haben würde, als es in Berlin und Wien der Fall war. Die Franzoſen ſind leichtſinniger, grübeln weniger, und ſcherzen leicht alles weg. Da ſie indeſſen auch lebensluſtiger und ſelbſtſüchtiger als wir Deutſche ſind, kann es doch kommen, daß die geſellige Heiterkeit durch die Cholera getrübt wird.. Daß das

Reiſen meiner Geſundheit ſchaden könnte, darüber mögen Sie ſich beruhigen. Ich würde nur kleine Tagereiſen machen.. Kann man auch nicht berechnen wo man vor der Cholera ſicher iſt, ſo iſt mir doch nur daran gelegen, nicht in Paris zu ſein, ſondern an einem kleinen und ſeines Klimas wegen günſtigern Orte. Avignon, Montpellier, Hyères, man hat nur zu wählen; das ſind lauter Frühlingsgegenden. Ich werde die Schauplätze von Thümmel's und Sterne's Empfindungen aufſuchen, doch nicht um zu heucheln wie ſie, ſondern um zu genießen. Ich verſpreche Ihnen eine empfindſame Reiſe, worüber alle Staats-Papierhändler in Thränen zerfließen ſollen.

Dienſtag, den 22. November.

Geſtern Abend wurde die Oper: Robert der Teufel, von Meyer-Beer, zum erſtenmale aufgeführt. Der dritte Akt war von dem Componiſten ſelbſt, als der beſte angekündigt. So fand ich es auch. Es waren Geiſterchöre, Beſchwörungen, Teu-

felsgeſchichten. Der Landsmann Webers und überhaupt der Deutſche, war da in ſeinem Hauſe. Es iſt eine Art Fauſt- und Mephiſtophles-Geſchichte. Aber der Teufel der ſeinen Freund (Robert le Diable, Herzog der Normandie) verderben will, will es nicht aus Bosheit, ſondern aus Liebe. Robert war ſein Sohn. Er ſelbſt der Vater, iſt auf ewig verdammt — ich weiß nicht warum. Weil er ſich nun in der Hölle ennuyirt, will er ſeinen eigenen Sohn zum Böſen verleiten, damit dieſer ihm Geſellſchaft leiſten müſſe. Er ſteigt alſo aus der Unterwelt herauf, nimmt die Maske eines Freundes Roberts an, iſt ihm immer zur Seite, und ſucht ihn zu ſchlechten Streichen zu verführen. Endlich kömmt der Augenblick, wo Robert den bekannten Höllen-Contrakt unterzeichnen ſoll. Aber die Tugend rührt ſich in ihm und er zaudert. Da weiß ſich der Teufel nicht anders zu helfen, als daß er Robert bekennt, er ſei ſein verdammter Vater, und er würde ihn unglücklich machen, wenn er aus Liebe zu ihm ſich nicht auch wolle verdammen laſſen.

Die kindliche Liebe ſiegt, und Robert will eben unterſchreiben, als ſein guter Engel, der ihm in Geſtalt eines Bauernmädchens zur Seite ſteht, ihn noch zurückhält. Er iſt gerettet, und der Vater muß allein in die Hölle zurück. Im vierten Akte kömmt der Begräbnißplatz eines Nonnenkloſters vor. Auf einmal erheben ſich die Deckel aller ſteinernen Särge und die todten Nonnen (wohl ihrer fünfzig) kommen heraus, und fangen in ihren Leichenhemden zu tanzen an, ihre Aebtiſſin (die Taglioni) an ihrer Spitze. Dabei trinken ſie Wein aus goldnen Bechern und ſind ſehr vergnügt. Nach Endigung des Ballets legen ſie ſich wieder in ihre Särge. Das Alle iſt zu gräßlich um nicht lächerlich zu ſein.

Die Oper hat fünf Akte; das iſt ſchon zu viel. So breit und hoch zugleich, iſt ſelten eine Phantaſie. Die beiden erſten Akte haben mich gelangweilt, bis auf einige Trinklieder, mit welchen jedes Ohr vertraut iſt, und mit denen man es darum auch nicht ſo genau nimmt. Ob aber die Muſik,

die mir und andern gut geſchmeckt, wirklich vortrefflich, ob ſie reiner Wein geweſen, oder ob nicht vielleicht den Geſchmack zu verbeſſern, Branntwein und Zucker darunter gekommen — kann ich nicht entſcheiden, da ich kein Kenner bin. In den beiden lezten Akten waren auch ſchöne Sachen. Die Handlung iſt ſchleppend.

In Dekorationen, Coſtüms und in der ganzen Ausſtattung war eine tolle Verſchwendung. Man hat ſo etwas ſelbſt in Paris noch nicht geſehen. Es wurden drei neue Vorhänge blos zu dieſer Oper, für die Zwiſchenakte verfertigt. Einige Unglücksfälle fanden ſtatt. Ein Theil der Kouliſſen ſtürzte auf das Theater, und hätte beinahe eine junge Sängerin erſchlagen. Dann fiel einmal der ganze Himmel zur Erde, im wörtlichen Sinne. Es war nämlich ein finſterer Wolkenhimmel, und während ſich dieſer langſam verzog, ſollte eine dahinter befindliche herrliche Dekoration aufgedeckt werden. Der Himmel fiel aber in Stücken ſo nahe beim Orcheſter nieder, daß er einen Theil der Pulte

und der Muſiker bedeckte. Endlich am Schluſſe, als der böſe Geiſt in die Erde ſinken ſollte, ſtürzte er zu früh hinab, und Robert der oben bleiben ſollte, aber dem Loche zu nahe gekommen war, ſtürzte nach. Es war ein fürchterlicher Lärm im Hauſe. Man fürchtete Robert (der erſte Sänger, Nourrit), hätte den Hals gebrochen, und das Publikum beruhigte ſich erſt, als er wohlbehalten wieder auf's Theater trat, und bewillkommte den Geretteten mit freudigem Händeklatſchen. Da kamen mir die Pariſer wieder gut und liebenswürdig vor. Ein Franzoſe im Theater ſagte mir, jene unglücklichen Störungen wären wahrſcheinlich berechnete Folgen boshafter Intriguen. Das Haus war ſo glänzend wie noch nie beſetzt. Von dem reichen Bankier bis zu Börne und dem Herzog von Orleans, alles hatte ſich den Abend eingefunden. Es war in der That ein herrlicher Anblick und der Hauptſtadt ganz würdig.

Eben erhalte ich Briefe aus Hamburg. Adieu. Ihr verfolgter, aber unerreichbarer B.

Sonntag, den 27. November.

.. Ich habe herzlich darüber lachen müſſen, daß mir Campe jetzt den Antrag macht, ich ſollte doch noch etwas zur Vergrößerung des Tagebuchs ſchreiben, wozu er mir bis zum Januar gern Zeit laſſen wollte. Der wäre es zufrieden, daß ich abermals ein paar Bände ſchriebe das magere Tagebuch fett zu machen, die er dann abermals beſonders verkaufte, worauf er dann zum drittenmale käme und ſagte: das Tagebuch wäre immer noch mager, und ich ſolle es doch dicker machen — und ſo immer fort.

Beſte, machen Sie ſich doch nicht lächerlich, indem Sie den Arzt fragen, ob ich reiſen ſoll oder nicht. Wahrhaftig, Sie verdienten wegen Ihres Glaubens an Aerzte, in Molière's médecin malgré lui zu figuriren. Muß ich ſelbſt denn nicht beſſer wiſſen, was meiner Geſundheit förderlich oder ſchädlich iſt? Was kann denn der Arzt entſcheiden, der mich ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen hat? Verlaſſen Sie ſich nur auf mich; ich

bin nur zu vorsichtig und ich werde nichts thun, was mir schaden könnte. Warum erschrecken Sie denn, so oft ich meinen Brief plötzlich schließe? Warum soll denn plötzlich eingetretene Krankheit Schuld daran sein? Sie sollten doch wenigstens Ihre eigene Aengstlichkeit zu deuten wissen, und sich nicht mehr von ihr beunruhigen lassen. Ich werde künftig so oft ich gestört werde, ein munteres Wort hinzu fügen, einen Fluch gegen den Störer, oder Hurrah, Juchhei! Oder soll ich schließen mit: Ihr gehorsamer Diener? Wählen Sie, was Ihnen am besten gefällt. Gegen *** haben Sie mich gut vertheidigt. Sie sind ein treues ministerielles Maul, und ich werde es bei Gelegenheit dafür stopfen. Wenn Pfarrer Kirchner gegen mich loszieht, so müssen Sie das gerade nicht für Ernst nehmen. Der ist ein Schelm, und hat gewiß heimliche Freude an meinem Buche. Aber aus Heuchelei und um die Leute aufzuhetzen schilt er mich. Doch mag immer sein, er habe es im Ernste übel genommen, daß ich mehreremale in

den Briefen gegen die Pfaffen losgezogen, wozu er freilich auch gehört. Und ***! Ich bedauere ihn.

Wollen Sie denn nicht daran denken, mit der Abschrift meiner Briefe den Anfang zu machen? Es kömmt wenn Sie lange warten, gar zu viel zusammen, und dann wird die Arbeit um so verdrießlicher. Ihre kritischen Blätter erwarte ich mit Ungeduld.

Den 28. November.

Die Cholera ist jetzt auch in Holland. In England soll sie keine großen Fortschritte machen, wenn die Berichte aufrichtig sind, woran man zweifelt. Die Aerzte dort fürchten sich die Wahrheit bekannt zu machen, denn sie stehen unter der Censur des Volks, das sie durchprügelt, wenn sie von der Bösartigkeit der Cholera sprechen. Es ist recht komisch.

Hiller gibt nächsten Sonntag Conzert. Er spielt unter anderm ein von ihm componirtes doppelhändiges Conzert mit Kalkbrenner. Er erzählte mir, sein Bruder habe ihm von Frankfurt

geschrieben werde, in meinen Briefen vortheilhaft erwähnt. Ich erinnere mich nicht. Nun sei es ihm Hiller auffallend, daß sein Vater, den es sonst ganz glücklich mache, wenn er öffentlich gelobt werde, kein Wort darüber gesprochen. Wahrscheinlich müßten meine Briefe sehr arg sein. Ich mußte sehr darüber lachen. Ich kann mir wirklich denken, daß der alte ängstliche Hiller aus meinen höllischen Briefen mit Schrecken wahrgenommen, daß seines Sohns erwähnt werde, und es ihm schaden könnte, wenn die Leute erführen, daß er mit dem Teufel gut Freund sei. — — Eben erhalte ich die mir geschickten Zeitungen. Sie haben gar kein Porto gekostet, Sie können mir also öfter solche Zusendungen machen. Die Post läßt mir keine Zeit mehr, und neugierig auf die Blätter bin ich auch. Darum schließe ich plötzlich. Der Schlag hat mich nicht gerührt.

Mittwoch, den 30. November.

.... Wir Philosophen lachen aber darüber, ob ein Rock neu oder alt ist. Jung oder alt, es muß

jeder ſterben. Heute roth, morgen todt. — O Gott, o Gott! Was iſt das Leben? Ein Sprung über den Graben, der die Wiege vom Sarge trennt; ein Moment, zu kurz für die Freude, aber den Hals zu brechen lang genug. Was iſt das Glück? Eine demie-tasse im Café de la bourse. Von außen iſt die Taſſe groß, und man glaubt, es werde uns viel eingeſchenkt. Trinken wir aber, erfahren wir, daß man uns keine fünfzig Tropfen gegeben, ſo ſpitzbübiſch dick ſind Boden und Wände des Gefäßes. Was iſt die Tugend, was iſt die Liebe, was Freundſchaft, was Treue? Es ſind zweiſilbige Worte, und das Ganze iſt eine Lüge. Schöne Charade!

Sie haben mir bis jetzt immer nur davon geſchrieben, was die Leute von meinem Buche ſagen; aber noch kein Wort, wie es Ihnen ſelbſt gefällt. Sie haben ja die Briefe geleſen, finden Sie ſie noch gut wie früher? Und was ſagen die Leute von dem nicht-politiſchen Theile, von Vespertinchen und dergleichen? Auf jeden Fall mögen die Briefe großes

Aufſehen machen. Nach einer Zeitungs-Nachricht ſind ſie in Berlin von der Polizei in Beſchlag genommen worden. Man glaubt aber, ſie würden wieder frei gegeben werden. Eine doppelte Schmeichelei — Anſchuldigung und Freiſprechung!

Freitag, den 2. Dezember.

Ueber die Unverſchämtheit des Campe, von mir zu verlangen, ich ſolle ihm den Schaden erſetzen, den er wegen des Druckes meiner Schriften erleiden könnte, habe ich mich erſchrecklich geärgert. Der nähme es an, daß ich ihm das Wenige was er mir für die Briefe bezahlt, zurückgäbe. Ich habe ihm aber auch grob geantwortet. Ich ſchrieb ihm: „Wenn „ich Sie recht verſtanden, erwarten Sie, daß ich „Ihnen den Schaden vergüte, den Ihnen der „Druck meiner Briefe zuziehen könnte. Nun weiß „ich zwar gewiß, daß Sie als Geſchäftsmann in „Ihrem Herzen über dieſe romantiſche Zumuthung „ſelbſt lachen; aber eben weil ich das weiß, muß ich „mir es für die Zukunft ernſtlich verbitten, daß

„Sie mir nicht mehr in das Geſicht hinein ſagen,
„für welchen Dummkopf Sie mich halten.“

Samſtag, den 3. Dezember.

Da iſt Ihr Brief, der wie ein Dreieck ewig nur drei Seiten hat. Ich finde das ſehr einſeitig. Zuerſt von ***'s Vorhaben, damit ich die größten Narren zuerſt abfertige. Darunter verſtehe ich aber nicht etwa den ***, ſondern Sie Madame. *** war niemals in Paris und hat von den hieſigen Verhältniſſen keine Vorſtellung. Sie aber waren zwei Jahre hier, und ſollten beſſer wiſſen wie die Sachen ſtehen.

Campe hat mir geſchrieben, daß die Bücher auf dem Wege nach Frankfurt ſind. Ich werde mit dieſem Menſchen gewiß nichts mehr zu thun haben; denn ganz ſicher hat er die Frei-Exemplare aus gemeiner kleinlicher Krämerei zurückgehalten, weil er gefürchtet, es möchte dadurch ein Exemplar weniger verkauft werden.

Donnerstag, den 8. Dezember.

Seit Sonntag habe ich wegen des Rauchens des Kamins keine Feder in die Hand nehmen können. Vier Tage habe ich geweint und ich weine noch. Es ist zum Verzweifeln. Die Freiheit hat vier Tage verloren. Wenn ich mir eine andere Wohnung nehmen wollte, das würde mich nichts helfen. Die Leute versichern Einem immer, der Kamin rauche nicht. Und die Mühe eine Wohnung zu finden, und die Beschwerlichkeit des Ausziehens bei diesem schlechten Wetter. Dieser Brief wird nur kurz werden, denn alle paar Minuten muß ich mir die Thränen trocknen.

Verflossenen Sonntag hat Hiller sein Conzert gegeben. Im Komponiren und im Spielen habe ich das löbliche bemerkt, daß er auf deutsche Art, treu und gewissenhaft seine Kunst übt, nicht nach Effekt jagt, daß also Paris nichts an ihm verdorben. Er spielte auch ein Doppel-Conzert mit Kalkbrenner, von diesem komponirt. Kalkbrenner hat eine Art Glasglockentöne, die sehr gefallen. Ist

das aber die richtige Anwendung des Klaviers? Iſt es nicht ein angenehmer Mißbrauch? Hiller kann zufrieden ſein. Das Conzert war ſehr beſucht, und an lautem Beifall fehlte es nicht. Alle öffentlichen Blätter loben Spiel und Kompoſition. Auch iſt er ganz glücklich, und wie berauſcht von dem allgemeinen Beifalle. So etwas ſchmerzt mich mehr als es mich rührt. Das dumme Ding, die Ehre, das jedes Lebensglück verſüßt und ſchön färbt, wie Schwefel den Wein, aber ihn verdirbt, ja vergiftet. Meyer-Beer iſt ſchon gar nicht mehr zufrieden mit dem Lorbeerkranze, den ihm der Teufel auf den Kopf geſezt. Die hieſigen Journale enthalten jezt ſeine vollſtändige muſikaliſche Biographie, von ſeiner Lehrjungen-Zeit, bis zu ſeiner jezigen Meiſterſchaft, von Darmſtadt bis Paris. Heine ſaß in Hillers Conzert neben mir. Der iſt ſo unwiſſend in Muſik, daß er die vier Theile der großen Symphonie für ganz verſchiedene Stücke hielt, und ihnen die Nummern des Conzert-Zettels beilegte, wie ſie da auf einander folgen. So nahm er den 2ten Theil der

ſtimmen. Seitdem hatte ich aber die Blätter im Hauſe, und habe eine beſſere Meinung davon bekommen. Die Kunſtſeite der beurtheilten Gemälde iſt natürlich am wenigſten berührt, denn dafür hatte er kein Intereſſe, weil er davon keine Kenntniſſe hat. Die Gemälde ſind blos benuzt, deren hiſtoriſche Stoffe hiſtoriſch zu beſprechen. Es iſt dieſes eine ſehr gefällige Art, ſich über Geſchichte und geſchichtliche Perſonen zu äußern. Neulich fiel mir ein altes Buch der Frau von Genlis in die Hände betitelt: les tableaux de Mr. de ... (Ich habe den Namen vergeſſen.) Sie hatte ebenfalls eine Gallerie hiſtoriſcher Gemälde benuzt, die dargeſtellten merkwürdigen Geſchichten und Perſonen biographiſch und poetiſch zu behandeln. Eine ſolche Gelegenheit mich auszuſprechen, würde ich vielleicht ſelbſt benuzen. Es iſt eine leichte und angenehme Art, Geſchichte zu lernen und zu lehren.

— — Schade iſt es um Heine, daß ſeine ſchönſte dichteriſche Begeiſterung ihm aus dem Tranke ſinnlicher Liebe kömmt, und ich habe ihm das geſtern

ſelbſt geſagt. Zehn Jahre reifern Alters werden ihm viel von ſeinem Werthe nehmen. Zwar ſind Heine's erotiſche Poeſien mehr Eingebungen einer nach- und vorſchwelgenden Phantaſie, als eines gegenwärtigen Genuſſes, mehr Papiergeld als baare Münze der Liebe; aber mit den reifern Jahren verliert man zugleich mit dem Credit auch die Kraft zu heucheln, und dann wird Heine's poetiſcher Strom ſeichter und niedriger fließen. Mir fiel das ein, bei ſeinen Betrachtungen, die er über ein Gemälde von Judith und Holofernes macht und die er mit den Worten endigt: „Ihr Götter, ſoll ich ſterben, laßt mich wie Holofernes endigen."

Freitag, den 9. Dezember.

Dieſen Morgen erwachte ich mit dem frohen Gedanken, daß ich heute einen Brief bekomme, und weil es auch in meinem Zimmer nicht rauchte, wollte ich dieſe beiden ſchönen Ereigniſſe feſtlich begehen, und ließ mir (zum Erſtenmale ſeit Baden) Kaffe zum Frühſtücke bringen. Wenn ich aber kei-

nen Brief erhalte? (Nur noch eine viertel Stunde kann ich hoffen.) Nun, da mag der Kamin nur immer zu rauchen anfangen, weinen thäte ich doch. — — Ich werde nicht weinen, es wird nicht rauchen; da ist der Brief. — — Der Artikel im Morgenblatte ist nicht von Menzel. Es ist sein Styl nicht. Auch hat man mir den Verfasser genannt, ich habe aber seinen Namen vergessen. Den Schluß der Rezension habe ich noch nicht gelesen. Es kam mir komisch vor, wie sich der gute Mensch dreht und windet, und sich und mich selbst klein macht, um mich durch die Censur zu schmuggeln. Wie er die Dame Censur karessirt! Hätten jene Menschen nur etwas Scham, solche Schmeicheleien müßten sie mehr beleidigen, als alle Grobheiten. Als ich den Artikel in der Börsenhalle gelesen, fiel mir auf, daß dessen Verfasser Auszüge der Briefe mitgetheilt, die mit seiner feindlichen Gesinnung gar nicht in Einklang stehen — Auszüge die ihm schienen wohlgefallen zu haben, und da kam ich auf den Gedanken, daß er nur auf mich

geſchimpft, um jene Stellen durch die Cenſur zu bringen. Indeſſen äußerte ich das hier gegen Niemand. Nun ſagte mir neulich der Depping, der den Artikel geleſen, das wäre die Art in Deutſchland, auf liberale Schriftſteller zu ſchimpfen, um ungehindert Stellen aus ihren Schriften drucken laſſen zu können. Ein Anderer bemerkte mir das Nämliche. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß jener Herr Wurm in Hamburg ein junger Mann von vielem Talente ſei, und daß er ſich ſtüher als wüthender Demagog ausgezeichnet. So mag es denn wirklich ſein, daß es die Börſenhalle gut gemeint. Iſt das ſo, dann bewundere ich den Herrn Wurm als einen ſeltenen Schauſpieler, der ſeinen berühmten Namensvetter noch übertrifft. Er ſchimpft ſo natürlich, daß keiner errathen würde, daß alles nur Kunſt ſei.

Die Briefe ſind geſtern bei einem hieſigen Buchhändler angekommen, die Meinen habe ich noch nicht erhalten. Ein Deutſcher hier, der ſie geleſen, bewundert am meiſten den Styl; er ſagte, ſo gut

Samſtag, den 10. Dezember.

.... Ich werde bald und plötzlich ſchließen, ich ſage es Ihnen vorher. Von der Revue Germanique, von welcher Sie ein Heft worin Ueberſezungen aus meinen Schriften enthalten, in Baden geleſen, habe ich ein anderes Heft mit fernern Auszügen erhalten. Es ſind von meinen Pariſer Skizzen darin mitgetheilt. Alles ganz vortrefflich überſezt. Ich hätte nie gedacht, daß man das im Franzöſiſchen ſo treu wiedergeben könnte. Wenn einmal Jemand von hier nach Frankfurt reist, werde ich ihm beide Hefte für Sie mitgeben. — Campe hat vor einigen Tagen an Heine geſchrieben, es wären unterdeſſen wieder fünf bis ſechs neue Artikel gegen mich in Hamburg erſchienen. Hätte ich ſie nur ſchon! Adieu, theure Galgenhälfte.

Donnerſtag, den 15. Dezember.

Heute bin ich gar nicht mit Ihnen zufrieden. Es war ein Brieftag und Sie haben ihn verſäumt. Ich hoffe, daß es morgen beſſer geht. Meine Frei-

Exemplare habe ich immer noch nicht erhalten, und Sie die Ihrigen vielleicht auch nicht. Es iſt ganz infam von Campe. Heine war eben bei mir, nachdem er heute die Briefe geleſen. Er iſt ganz außer ſich vor Entzücken. Er ſagt, es wäre beſſer als alles was ich früher geſchrieben und der Styl wäre unvergleichlich. Daß ich ihn einigemale ſo ſehr gelobt, mag freilich ſein Urtheil etwas exaltirt haben. Heine iſt zugleich der eitelſte und der feigſte Menſch von der Welt. Meine Briefe werden auf ſeine künftige politiſche Schriftſtellerei einen ſehr ſchädlichen Einfluß haben. Furchtſam wie er iſt, wird er künftig nicht den Muth haben, ſelbſt mit ſeiner frühern gemäßigtern Kraft zu ſchreiben. Das ſagt er ſelbſt, nicht in meiner Gegenwart, aber es wurde mir wieder erzählt, und daß er dabei über meinen Uebermuth ſich ſehr tadelnd ausgelaſſen. Mit dieſem Grunde ſeiner künftigen Mäßigung täuſcht er Andere, vielleicht ſich ſelbſt. Der Hauptgrund iſt die Eitelkeit. Sich weder die Kraft noch den Muth zutrauend, mit mir in Politik an Ta-

pferkeit zu wetteifern, wird er freiwillig unter ſich ſelbſt herabſinken, nur um ſich von mir zu entfernen, und nicht mit mir verglichen werden zu können. Er gefällt mir alle Tage weniger, ob er mich zwar ſehr hoch ſtellt, und ſein Urtheil, als das eines Kenners, mir ſehr ſchmeichelhaft ſein muß. Er iſt ein Lümpchen, hat keine, und hält auf keine Ehre. Die Parthei der Liberalen iſt aber noch ſo ſchwach in Deutſchland, daß nur die ſtrengſte Rechtlichkeit ihr Gewicht geben kann. Wie alle furchtſame Menſchen, hat auch Heine ein Grauen vor dem Volke, und er kann ſich gar nicht darin finden, wie ich dem Pöbel ſo zugethan ſein, ihn ſo warm vertheidigen mag. Ich habe ihm erſt heute geſagt: laßt uns unſern künftigen Herrn ehren.

.... Ich werde doch recht behalten, ob Sie mir zwar es abſprechen, daß alles darauf angelegt iſt, in Frankfurt Unruhen zu erregen, um einen Vorwand zu haben, es mit dem Mainzer Ueberfluß zu überſchwemmen. — Ich will Sie darauf aufmerkſam machen, daß wenn Sie die Frei-Exemplare

meines Buches erhalten, und ſie an die beſtimmten Perſonen herumſchicken, Sie dem Träger anempfehlen, die Bücher in der Taſche, oder eingewickelt zu tragen, daß man auf der Straße den Titel nicht ſehe. Unſere dumme ſpizbübiſche Polizei wäre wahrhaftig im Stande, den Leuten das verbotene Buch unter dem Arme wegzunehmen. Vorſicht kann nicht ſchaden. Denken Sie daran.

Eben erhalte ich Ihr ſchönes Quadrat von Brief. So iſt es recht. Aber ich möchte auch einmal das fünfte Rad am Wagen ſehen. Auf mehrere Punkte Ihres Briefes einzugehen, muß ich auf mein Nächſtes verſchieben. Ich erwarte Einen der mich zu Lelewel führen will. Das iſt der berühmte Pole, einer der Hauptſtifter der Revolution. Adieu.

Samſtag, den 17. Dezember.

— — Geſtern war, zum Erſtenmale ſeit er meine Briefe geleſen, der tragiſche *** bei mir. Sie können ſich vorſtellen, daß der Poet, als beſchränkter Kopf, als reicher Mann, Stock-Miniſte-

vieller, als zitterndes Schaf vor meiner Wolfskritik, das jeden Augenblick fürchtet verſchlungen zu werden, beſonders aber als neidiſcher Schriftſteller, mir im Herzen ſehr feindlich geſinnt iſt. Auch erfuhr ich es von Andern, mit welcher Wuth er gegen meine Briefe loszieht. Doch mir gegenüber zwang er ſich zur Mäßigung, und brachte ſeinen Tadel nur behutſam vor. Der Heine iſt durchaus nicht beſſer; er hat freilich mehr Geiſt, aber ſein Herz iſt ganz ſo eng, ganz ſo dürre, ganz ſo eingeſchrumpft und kleinlich ſelbſtſüchtig als ***'s. Von der öffentlichen Meinung, von ihrer Würde, von der Art auf ſie zu wirken, von der Weiſe wie dieſe zurückwirkt, haben beide keine Vorſtellung. Einen Streit zwiſchen Welten möchten ſie geführt ſehen, wie einen Prozeß um eine Erbſchaft: pfiffig, rabuliſtiſch, ſchikanös, jeſuitiſch. Von einer Perſönlichkeit die ſich aufopfert der allgemeinen Sache, haben ſie keine Vorſtellung, und noch weniger von einer Perſönlichkeit die ſich ganz vergißt und gar nicht daran denkt, daß ſie ein Opfer bringt.

Was ich gelobt, was ich getadelt, das leiten ſie alle aus perſönlichen Neigungen und Abneigungen ab, und dann rechten ſie mit ihnen und verurtheilen meinen ſchlechten Geſchmack. Daß ich den Saphir „als einen geiſtreichen Mann hingeſtellt“ (was ich doch übrigens weder gewollt noch gethan) können ſie mir gar nicht verzeihen. Er, Heine, ſei mit Witt-Döring umgegangen, es ſei ſein beſter Freund, aber um keinen Preis würde er ſeinen Namen drucken laſſen und verrathen, daß er ihn kenne. Heine iſt ein geborner Ariſtokrat, ein geſchworner Feind jedes öffentlichen Lebens. Er iſt zu feige ſich ihm auszuſetzen, zu kränklich es zu ertragen. Ein Volk macht ihn ſeekrank, ſein Sturm jagt ihm Todesangſt ein. Er iſt ein niedriger, verächtlicher Sklave, der an ſeinen eigenen Nerven gekettet liegt, Feſſeln der wunderlichſten Art, die um ſo ſtärker binden, je ſchwächer ſie ſind. In einer Revolution könnte Heine einen Robespierre machen, einen halben Tag; den ſtarken Mann der Freiheit keine Stunde. Was aber meinen *** betrifft, ſo mag

er ſich die größte Mühe geben, es gelingt ihm nie mich zu langweilen und zu ärgern. Nach ſeiner Meinung hat Gott blos die Welt geſchaffen, um ihm „Stoffe“ zu Tragödien zu geben, und wenn er, blind und dumm, nichts ſieht und nichts findet, nennt er Gott einen Stümper und ſeine Schöpfung eine Pfuſcherei. Ich meine es ganz wörtlich, wie ich es geſagt; denn wer in Paris keinen Stoff findet, welches doch eine Welt iſt, ja mehr als die Welt, weil dort in einem beſchränkten Raume zuſammengehäuft, was die weite Welt nur ſpärlich zerſtreut darbietet — wo will er denn ſonſt noch welchen ſuchen?

Wegen des künftigen Druckes meiner Briefe bin ich in großer Verlegenheit. Ich geſtehe es Ihnen, daß mir das viele Sorge macht, doch ſuche ich es mir ſo viel als möglich aus dem Kopf zu ſchlagen. Nachdem ich mich jezt überzeugt, welche ungeheure Wirkung dieſe Briefe machen, und ferner machen würden, liegt mir alles daran, daß ſie erſcheinen im Frühling. Wie aber dieſes ausführen? Kein Buchhändler wird es wagen ſie zu drucken.

Und jezt kömmt noch die Rückſicht des Geldes dazu. Ich will nicht zum zweitenmale mich prellen laſſen. Auch iſt mir Geld nöthig. Das was ich jezt habe reicht bis zu Ende Mai. Von dem was ich dann einnehme kann ich mich höchſtens noch ein paar Monate weiter ſchleichen; dann aber bin ich auf dem Trocknen. Und was weiter anfangen, zumal wenn es wirklich bedenklich für mich wäre, nach Deutſchland zu gehen, mich in die Höhle des beleidigten Tigers zu wagen? Der Druck auf eigene Koſten und Subſcribenten-Sammlungen hat zwar Schwierigkeiten, die aber zu überwinden wären, und ich glaube auf guten Erfolg rechnen zu können. Es würden ſich doch Leute finden, die eine Subſcriptionsliſte unterzeichneten. Die Liſte dürfte aber nicht öffentlich aufgelegt werden, ſondern müßte ſtill von Hand zu Hand gehen. Einen ſichern Druckort in Deutſchland habe ich ſchon gefunden, den ich aber geheim halte, auch Ihnen ſelbſt. Ich wünſchte, daß Sie ſchon einen Theil der Abſchriften fertig hätten, und dann die Gelegenheit eines Reiſenden

benuzten, ſie mir zu ſenden. Beſonders die erſtern Briefe von Nr. 1 bis 9, die wieder wie der Anfang im vorigen Winter, ohne Vorſaz der Bekanntmachung geſchrieben, möchte ich bald haben, weil ſie ganz umgearbeitet werden müſſen.. Antworten Sie mir nach genauer Ueberlegung auf alle dieſe Punkte.

Ich freue mich ſehr, daß der Dr. *** ſo entzückt iſt von meinem Buche. Indeſſen, ſo oft ein Anderer mit Ihnen ſpricht, der auch entzückt iſt, vergeſſen Sie nicht, daß dieſes eine Liſt ſein kann, Sie zu Vertraulichkeiten zu verleiten und Ihnen Geheimniſſe abzulocken, von denen man vielleicht glaubt, daß ich ſie Ihnen mitgetheilt. Alſo Vorſicht, Treue, Verſchwiegenheit, und denke daran, Schweſter Judith, daß Gift und Dolch den Verräther unſeres Bundes treffen! — — — Eben ſo vorſichtig ſeien Sie gegen jeden, der gegen meine Schriften loszieht, (wie wenn etwa der *** zu Ihnen käme) hören Sie alles ruhig an, antworten Sie zu nichts und lächeln Sie zu

allem. Ich hätte ſehr gerne, Sie ſuchten einmal den Dr. Döring zu ſprechen. Der wird wüthend ſein! Laſſen Sie ſich aber nicht aus der Faſſung bringen, was er auch ſagen mag. Seien Sie ein Satan, ein Diplomat, und lächeln Sie zu allem.

Samſtag, den 24. Dezember.

Campe hat mir auf den kurzen und groben Brief, den ich ihm neulich geſchrieben, ſehr freundſchaftlich, ja zärtlich geantwortet. Sie können ſich nichts lächerlicheres denken, und was er mir alle ſagt mich zum zweitenmale zu prellen! Ein lieber nach dem Andern. Er rechnet mir her, was er aus Liebe zu mir alle ſchon gethan. „Die Differenzen die wir hatten ſind beſeitigt, und ſo ſteht mein lieber alter Liebling wieder an meiner Seite.“ So ein Buchhändler hat ganz eine beſondere Seele. Er will mir weiß machen, der Prozeß, die Confiscation brächten ihm großen Schaden, und es iſt gerade das Gegentheil, das alle gereicht zu ſeinem Vortheile. Auch leuchtet ſeine Zufriedenheit und

ſeine Freude über den großen Gewinn den er bei dem Buche gemacht, troz ſeiner Lügen aus jedem Worte hervor. Es gibt nichts komiſcheres, und beim Leſen des Briefes brach ich darüber zehnmal in das herzlichſte Lachen aus, als die Anſicht die Campe von mir hat; und das iſt immer bezeichnend, denn Campe ſtellt ein großes Publikum vor. Er meint, die ſchlechten Rezenſionen, die über meine Briefe erſchienen, müßten mich unglücklich gemacht, mich ganz niedergeſchmettert haben. Damit erklärt und entſchuldigt er auch die Härte, mit der ich ihm geſchrieben. „Ich ſchiebe es auf den Unmuth „der Sie beſchlichen haben möchte; Ihnen kam auf „einmal mehr vom lieben Vaterlande wie Sie er„warteten.“ Jezt ſpricht er mir Muth ein, erzählt von den neuen Anhängern die er mir verſchafft, von den guten Rezenſionen die er mir beſtellt. Er arbeitet wie ein Satan, läuft mit tauſend Füßen, ſchreibt mit tauſend Händen. Der Komet, der Eremit, die Hebe, die Dorfzeitung, Gott weiß wer noch, werden ihr Contingent zu meiner Verthei-

digung ſchicken; auch Saphir. „Ueberhaupt werden „Sie ſehen, ob ich Einfluß habe. Mein Gefühl „für Recht und Billigkeit zwingt mich mit aller „Macht thätig zu ſein.“ (Sie! Schämen Sie ſich. Thäten Sie das auch alle für Ihren alten Liebling?) „Von Frankfurt ſind mir, von ***, zwei „infame Briefe gegen Sie und mich geſandt; dieſe „ſollen von Ihren Freunden ſein! Herrn *** habe „ich aber als miſerabeln Kerl kennen lernen, „und gab ich ihm das zu verſtehen, daher traue „ich ihm zu, daß er einigen Antheil daran hat. „.... Mein Verdruß iſt überſtanden, denn ich „ſtehe nicht mehr allein. Ich muß mich vertheidi„gen, und das ſoll als Mann geſchehen.“ Der edle Campe! Das alle thut er für ſeinen Liebling!

Die Revue germanique und die Briefe eines Verſtorbenen ſchicke ich Ihnen, ſobald ſich eine Gelegenheit darbietet. Die Gemälde-Sammlungen von welchen Sie wünſchen, ſie möchten mir Stoff zu ſchönen Betrachtungen geben, ſind nicht ſo leicht zu ſehen, werden nicht oft und lange genug geöff-

net, und hat man daher, besonders im Winter, wo die Säle nicht geheizt sind, nicht Zeit genug, sie mit gehöriger Aufmerksamkeit zu betrachten. Das ist eine Sommerarbeit. Uebrigens wäre mir lieb wenn Sie mich darauf aufmerksam machten, welchen Stoff ich noch benuzen könnte, meinen Briefen mehr Abwechslung zu geben. —

X. ist der unglücklichste Mensch unter der Sonne. Ich würde ihn tief verachten, wenn ich je einen Menschen verachtet hätte. Aber ein verächtlicher Mensch ist mir wie todt und meiner Abneigung ganz entzogen.

Ob ich dem *** antworten werde, weiß ich nicht, auf jeden Fall thue ich es spät, nachdem ich meiner Ueberlegung Zeit gelassen, das Recht und den Grund meiner Leidenschaftlichkeit zu untersuchen; auf keinen Fall thue ich es, ehe Sie mir geantwortet.

.... Das wird mich vielleicht stören, und darum mein nächster Brief vielleicht länger ausbleiben oder kürzer werden als gewöhnlich. Es ver-

ſteht ſich von ſelbſt, daß wenn ich etwas Eilendes zu berichten, oder auf etwas Dringendes Ihnen zu antworten hätte, ich auf der Stelle ſchriebe, wie Sie es ſelbſt für ſolchen Fall mir auch zugeſagt. Noch andere Beſchäftigungen werden bis nach Neujahr meiner Correſpondenz Schaden thun. Erſtens habe ich dem Campe einen langen und überlegten Brief zu ſchreiben, worin ich mich bemühen werde, dem Herrn zu zeigen, daß ich ſo geſcheit bin als ein Buchhändler, und daß ich vielleicht durch meine Aufrichtigkeit leichter zum Zwecke komme, als er durch ſeine Lügen. Dann habe ich ſchon Billets zu drei Theater-Abenden, die nahe auf einander folgen. Morgen tritt die Mars, nachdem ſie ein ganzes Jahr wegen Krankheit nicht ſpielen konnte, zum erſtenmale wieder im Theater Français auf. Uebermorgen gehe ich zu Franconi, wo ein neues Mord-Schauſpiel les Polonais aufgeführt wird. Gleich darauf an einem noch unbeſtimmten Abend, iſt ein ſchönes Conzert im Italieniſchen Theater, wo die beſten Sänger

und Sängerinnen auftreten, und der Violinſpieler Berriot ſich hören läßt. Der letztere iſt der niederträchtige, abſcheuliche, heilloſe, vermaledeite Böſewicht, der meiner Malibran ihre ſchöne Stimme geraubt, und ich gehe blos in das Conzert den Elenden auszupfeifen, ob er zwar herrlich ſpielen ſoll; man nennt ihn den franzöſiſchen Paganini.

Geſtern war ich zum erſtenmale bei ***, ſeit ſie meine Pariſer Briefe geleſen. Nun muß ich Ihnen ſagen, daß ***, der Herr vom Hauſe, der abſoluteſte Miniſterielle iſt, den es gibt, und von dem ausſchweifendſten juste milieu. Sie können ſich denken, daß ein ſolcher Mann meinen Grundſätzen auf's feindlichſte gegenüber ſteht. Indeſſen iſt er geſcheit, und klar und gerecht genug, die Ehrlichkeit meiner Geſinnung zu erkennen. In den Briefen aber, das fühlte ich, hatte ich ihn zu tief verlezt. Als ich nun hinkam, war ich auf einen Sturm gefaßt und ich hatte mir feſt vorgenommen, jede unbeſcheidene Aeußerung mit Ernſt zurückzuweiſen. *** war aber nicht zu Hauſe, und die

Weiber waren ganz entzückt über meine Briefe. Und ich glaube es iſt nicht Verſtellung. Da wurden nun alle meine Wize hergezählt, Friedens-Späſſe, an welche in dem Kriege den das Buch erregt hat, noch keiner gedacht, weder einer meiner Gegner, noch ich ſelbſt. Mein Friſiren à la Franz Moor, meine Tanzpas ꝛc. Der Dr. K. kam dazu, der war noch entzückter. Er ſagte, ſpät Nachts im Bette läſe er mich noch, und da müſſe er in ſtiller Nacht ſo oft laut auflachen, daß geſpenſtiſcher Schauer über ihn komme. Der rühmt meine Blutigelgeſchichte und eine Menge anderer Späſſe. Er macht dem Talleyrand den Hof, und dieſem hat er auf der Stelle meine Charakteriſtik ſeiner Perſon nach London geſchickt. Wenn Talleyrand lieſt, daß ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, wird er glauben, ich ſei ein Schriftſteller aus der romantiſchen Schule.

Dienſtag, den 27. Dezember.

Ich erhalte Ihren Brief und beantworte ihn gegen die Regel heute noch, weil ich morgen mit

der Schilderung der Mars, die ich heute sehe, beschäftigt sein werde. —

Ich habe Dekrete über meine Pension, aber Gott weiß, wo sie liegen. Nicht allein auf dem städtischen Archiv, sondern auch in der Bundestag-Kanzlei, könnten die Aktenstücke nachgesehen werden; denn nicht durch Senatsbeschluß, sondern durch Entscheidung einer dazu angeordneten Bundestag-Kommission habe ich die Pension erhalten. Uebrigens glaube ich selbst, daß man sie mir wieder ausbezahlen wird. Der feige Senat hatte keine andere Absicht, als der Diplomatik seinen guten Willen zu zeigen; jezt da diese erreicht, wird er sich durch die öffentliche Meinung gern zwingen lassen, von seinem Vorhaben zurückzukommen. Ich dachte es mir gleich. Eine solche Ungerechtigkeit liegt eigentlich nicht in ihrem Charakter. Es sind doch mehr Philister als böse Menschen.

Der Artikel aus der Neckarzeitung war mir willkommen, ich hatte ihn noch nicht gesehen. Meine Abende bringe ich größtentheils zu Hause

zu. Paris iſt ein einziger Ort! Aber wahrhaftig, ich ſcherze dieſesmal nicht. In Deutſchland hatte ich keine Geduld zu Hauſe. Das Gefühl des Zwanges, des Gefangenſeins trieb mich hinaus. Sie verſtehen mich. Die Briefe eines Verſtorbenen im Morgenblatte, werde ich zu leſen bekommen. — Heine's Charakter als Menſch und Dichter ſehr bezeichnend iſt die Bemerkung die er mir gemacht: daß er den Muth bewundere, mit welchem ich meine Blutigelgeſchichte in Dortmans erzählt. (Die ihm übrigens ſehr gefallen.) Er hätte es nie gewagt, ſich ſo der Gefahr, lächerlich zu werden, auszuſezen. Wie ich von der Taglioni geſprochen, gefällt ihm und allen ſchönen Geiſtern hier ganz beſonders. „Sie umgaukelte ſich ſelbſt und war zugleich Blume und Schmetterling" — das wäre einzig!

Dienſtag, den 3. Januar 1832.

So traurig fing noch in meinem Leben kein neues Jahr für mich an! Heute ſind es acht Tage, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten. Und

heute wieder keinen, wurde wieder meine Hoffnung ſchmerzlich getäuſcht.. Was ſoll ich davon denken, was kann vorgefallen ſein? Es iſt nicht möglich, daß Sie freiwillig ſo lange geſchwiegen. Wie wird ſich das aufklären? Ich wollte dieſen Brief ſchon Sonntag wegſchicken, da ich aber keinen von Ihnen erhielt, ſchob ich es auf bis heute. Mein Brief iſt kurz und langweilig. Sie werden Nachſicht mit mir haben. O, ich bin betrübt, ich kann nicht ſagen wie .... Halleluja! Da iſt der Brief. Hätte ich nur noch eine Viertelſtunde gewartet, und Ihnen mein Klagelied erſpart. Ich bin ein ſchwacher Menſch, das iſt wahr. Aber acht Tage iſt zu lang. „Was zu arg iſt, iſt zu arg", wie mein Eduard ſagt. Heute bekommen Sie nur eine Seite. Ich habe Ihnen das vorhergeſagt. Aber erheben Sie ſich nicht über mich; dieſe eine Seite beträgt ſo viel als Ihre fünf.

Von Heine ſchreiben Sie jedes Wort ab. Ich ſage Ihnen ſpäter die Urſache. Adieu Ungeheuer! Was haben Sie mich ſeit drei Tagen gequält!

Bald ſchreibe ich wieder und mehr. Ich habe Stoff zu hundert Bogen. Ich kann es gar nicht alle benuzen. Auf die einzelnen Punkte Ihres Briefes komme ich zurück. — Hurrah!

Mittwoch, den 4. Januar.

Zuerſt will ich Sie noch einmal um Verzeihung bitten, daß ich in meinem lezten Brief ſo unglücklich geweſen. — Von meinen Geldſorgen machen Sie ſich eine zu ängſtliche Vorſtellung; das greift mich nicht mehr an, als das Addiren und Dividiren. Mein Herz hat nichts dabei zu thun. Aber ich müßte ja ſehr leichtſinnig ſein, wenn ich gar nicht daran denken ſollte. Bis Mai iſt mein ganzer außerordentlicher Schaz, von dem ich ſeit vier Jahren geſchwelgt, aufgezehrt, und dann bin ich auf die Lumperei eines gewöhnlichen deutſchen Gelehrten zurückgebracht und kann keinen Wind mehr machen. Ich habe es mir feſt vorgenommen und werde mit dem unbiegſamſten Eigenſinn darauf beſtehen, mich weder von Campe noch von einem andern Buch-

händler noch einmal prellen zu lassen. Campe hat von den Briefen gewiß drei tausend Exemplare verkauft, vielleicht mehr. Jezt berechnen Sie seinen Gewinn. Da Sie nun meinen, daß ich keine Subscribenten finden würde, bin ich fest entschlossen die neuen Briefe lieber irgend einem jungen braven Buchhändler, dem ich damit aufhelfen kann, zu schenken, als mich übervortheilen zu lassen. Ich habe eine grenzenlose Wuth gegen den Campe, weil er die Frei-Exemplare nicht geschickt. Ich werde ihm auch auf seinen lezten Brief gar nicht antworten; das ist die einzige Art ihn möglicher Weise noch kirre zu machen. Ihrer Verzweiflung wegen des Tagebuchs muß ich Sie also überlassen, denn ich schreibe dem Campe nicht mehr.

Montag, den 9. Januar.

— Mit meiner Gesundheit geht es sehr gut. Ich war einmal unwohl, mein Befinden wand aber darauf besser als es lange nicht gewesen.

Ich will Sie auf etwas aufmerksam machen.

Von der Tyrannei der deutſchen Regierungen, von ihrem durch den bisherigen Sieg der Freiheit gereizten Haſſe, hat man nirgends eine gehörige Vorſtellung. Sie haben keine Vorſtellung was ſie in ihrer Wuth zu thun fähig ſind. Nun gibt es unter den jungen Leuten in Deutſchland, vielleicht auch unter den Deutſchen in Paris, geheime Verbindungen, die einen politiſchen Zweck haben. Sie wiſſen, daß ich meinen Grundſäzen gemäß nie an ſolchen Theil genommen. Indeſſen ſtehe ich doch mit dieſen und jenen in Bekanntſchaft. Es könnte ſpäter einmal eine Verſchwörung ausbrechen, einer meiner Bekannten könnte da in Unterſuchung kommen, und man würde dann einen ſehr willkommenen Verdacht auch auf mich werfen. Man würde meine vertraute Correſpondenz, um Geheimniſſe zu finden, ſelbſt bei Ihnen in Beſchlag nehmen. Darum ſehen Sie ſich vor. Sobald Sie einen Theil meiner Briefe abgeſchrieben haben, geben Sie ſie einem Menſchen dem Sie vertrauen können verſiegelt in Verwahrung, und das thun Sie nach und

nach mit allen. Das müſſen Sie aber gegen Jedermann ohne Ausnahme, ſtreng geheim halten. Ich wünſchte, daß bis Ende März alles abgeſchrieben ſei. Und wenn unter dieſer Zeit eine ſichere Gelegenheit nach Paris ſich findet, wäre es gut, wenn Sie das ſchon Abgeſchriebene gleich ſchickten. Ich werde mich, ſo lange ich in Paris bin, keineswegs mit Ordnen und Verbeſſern der Briefe beſchäftigen, ſondern dieſes bis zum Frühling aufſparen. Adieu Galgenſchweſter. Wer von uns wird zuerſt die Leiter hinauf ſteigen? Sollten wir das nicht ſchon jezt unter uns ausmachen?

Freitag, den 13. Januar.

.... Aber guter Gott, warum ängſtigen Sie ſich denn ſo ganz ohne Noth um meine Geſundheit? Ich ſchwöre Ihnen, daß ich wohler bin als ſeit langer Zeit, und viel wohler als verfloſſenen Sommer, wo Sie mich doch unter Ihren Augen gehabt. Ich bin in dieſem ganzen Winter nie länger als zwei Tage wegen Uebelbefinden zu Hauſe geblieben.

Und ſelbſt dabei war das Uebelbefinden mehr Vorwand, und meine Faulheit der eigentliche Grund. Dr. S. hat mir gerathen, meine tägliche Bewegung nie auszuſezen, und ſeit ich das befolge, befinde ich mich auch beſſer. Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß ich nicht ausgehen kann? Spreche ich denn nicht faſt in jedem Briefe von Dingen, die ich nur außer dem Hauſe bemerkt haben kann, wie Theater, und dergleichen? Und daß Sie immer Angſt haben, ich möchte zu viel arbeiten! Ich thue gar nichts als Briefe an Sie ſchreiben; denn Zeitungen und Komödien leſen, werden Sie doch nicht arbeiten nennen. Die ganze Woche durch ſind es höchſtens ſechs Stunden, daß mich das Briefſchreiben beſchäftigt, ſo daß auf jeden Tag kaum eine Stunde kömmt. Kann man davon krank werden? Wollen Sie ſich denn Ihre Aengſtlichkeit niemals abgewöhnen? Ach mein Gott! Ich ſehe den Splitter in Ihrem Auge, aber nicht den Balken in meinem. Als neulich einmal einer Ihrer Briefe zu lange ausblieb, redete ich mir ein Sie hätten ſich ſo ge-

ärgert über ***'s Brief an mich, daß Sie krank geworden. Ich bin eigentlich so ängstlich als Sie. Aber der große Unterschied ist zwischen uns, daß ich nur Einen liebe, Sie aber alle Welt lieben, und darum immer fort eine Welt von Besorgnissen haben. — Schreiben Sie mir alles ab; das wegen Campe, wegen Heine. Vielleicht zerfalle ich einmal mit diesen Herrn, und dann ist immer gut, ein kleines Zeughaus vorgerüstet zu haben.

Dienstag, den 17. Januar.

Gestern habe ich bei Eichthal gegessen. Felix Mendelssohn war auch da. Er ist ein sehr liebenswürdiger junger Mensch. Er soll einen äußerst ernsten Charakter in seiner Musik haben, und ihn auch von Andern fordern. Sie ist ihm eine heilige Sache. —

..... Weil wir von Narren sprechen, muß ich Ihnen noch folgendes erzählen. Neulich sagte ich zufällig dem ***: „hören Sie, der Robert muß verrückt geworden sein!" Ich dachte nämlich an

das dumme Zeug, das er gegen mich geſchrieben. Worauf er mir ins Wort fiel: „nein, er nicht, das iſt ***.“ Und da erfuhr ich denn, daß ***, ein Bankier in ..., den ich kannte, und der ein witziger, höchſt jovialer Menſch iſt, wirklich den Verſtand verloren. Er war ein Haupt-Theilnehmer des polniſchen Anleihens, und hat durch die polniſche Revolution großen Verluſt erlitten! Welch eine Welt der Thorheit und des Jammers, weil keiner unvermeidliche Uebel, weder zu mildern noch zu ertragen weiß! Neulich kam Jemand zu *** und fand die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder in Thränen ſchwimmen, wegen des Betragens des Simoniſten ***. Und doch hätten dieſe Leute alles erträglicher machen können, (und das habe ich dem Alten ſchon deutlich zu verſtehen gegeben) wenn ſie, ſtatt den Glauben ihres Sohnes zu verſpotten, die Sectenhäupter als Spizbuben zu ſchelten, und ſo ihm in allem wehe zu thun, ihn beſſer gelenkt, das Gute in der Lehre anerkannt, und nur das Ausſchweifende verdammt hätten. Das

bischen Freiheit, das der Staats-Absolutismus den Menschen läßt, zerstören sie sich durch häuslichen Absolutismus.

Mittwoch, den 18. Januar.

Schon wieder ein Brief! Ist denn das schicklich für ein Frauenzimmer so zudringlich zu sein? Aber nicht wahr, ich weiß wie man die widerspänstigen Damen kirre macht? Mit hundert Briefen müssen Sie das Versäumniß des Einen am Neujahrstage abbüßen. Ach! ich weine noch wenn ich daran denke. Hi, hi, hi! — Den Tabak durch K... habe ich erhalten. Wie komisch! Gestern erzählte mir Einer, einige Polen wären auf dem Postwagen mit einem Frankfurter Kaufmann gereist, der kenne mich, und habe mir etwas zu bringen und ich wäre ein Misanthrop. Das war dieser K... Wo zum Teufel hat er das Wort Misanthrop her? Heißt eine Art Tücher so? Das ist sein Handel. — Sagen Sie dem Reinganum, daß ich die Vollmacht noch nicht bekommen, das ist hier alle mit vielen Umständen verknüpft. Sobald ich

ſie erhalte, ſchreibe ich ihm. Ich war gleich anfänglich Ihrer Meinung, daß man in Frankfurt nur gerichtlich gezwungen ſein will mir meine Penſion zu bezahlen. Aber iſt es nicht um ſo erbärmlicher, ohne Macht eine Ungerechtigkeit durchzuſezen, ja ſelbſt ohne Vorſaz es zu thun, blos den Schein der Tyrannei annehmen, um den Tyrannen Frankfurts zu ſchmeicheln? Ich danke Gott, daß ich in Frankfurt als Jude geboren, ſonſt würde ich mich ſchämen, dort geboren zu ſein.

Es iſt zum Todtlachen mit dem Campe! Er ſchreibt dem Buchhändler ſeinem Neffen hierher: er hätte den größten Schaden mit den Briefen, er verkaufe keine, ſie würden ihm alle zurückgeſchickt. Das ſoll ich nun erfahren und zahm werden. Die Wahrheit iſt, wie ich neulich aus Berlin geleſen, daß nicht allein die ganze Auflage vergriffen iſt, ſondern daß er auch in Sachſen heimlich eine zweite Auflage hat drucken laſſen, die er auch ſchon verkauft.

Donnerstag, den 19. Januar.

Ich habe eben erst einen Brief auf die Post geschickt und fange gleich einen neuen an. Lesen Sie diesen als die Fortsezung. Campe schrieb auch seinem Neffen hierher, er wünsche die neuen Pariser Briefe auch zu drucken, aber gar nicht des Vortheils wegen, denn er habe Schaden dabei; sondern nur aus Troz, um zu zeigen, daß er sich von der guten Sache nicht abschrecken lasse. Das alle erfahre ich von einem Dritten, dem es der hiesige Campe mittheilt; denn ich selbst bin so maliciös, daß ich gar nicht mehr in den Buchladen des Campe komme, welches sonst täglich geschah, damit er nicht Gelegenheit finde, mir die Lügen seines Onkels aufzubinden. Ich werde nun dabei bleiben dem Campe gar nicht zu schreiben, und den Erfolg abwarten. Meine Frei-Exemplare sind immer noch nicht angekommen. — Ich mußte lachen, daß Sie Bedenken tragen, Dinge die ich vom König von Baiern gesagt und deren ich mich übrigens nicht mehr erinnere, abzuschreiben. Ich habe noch ganz andere

Sachen in meinem Magazin. Was verliere ich dabei? Höher als an den Mond kann man meinen Galgen doch nicht bauen.

In der deutschen Tribüne (Nr. 16 v. 19. Januar), steht ein guter Artikel „über Börne's Briefe und deren Aufnahme in Deutschland." Vielleicht können Sie sich das Blatt verschaffen.

Samstag, den 28. Januar.

Zuerst vom Wichtigsten. Wie können Sie daran zweifeln, daß ich noch immer mit der größten Pünktlichkeit Morgens und Abends die Strümpfe wechsle? Wäre ich auch niederträchtig genug dieses zu versäumen, würde Conrad meine Pflichtvergessenheit nicht dulden. Mir die Strümpfe anziehen ist seine Lebensfreude, das Meisterstück seiner Kunst. Nichts gleicht seinem Glücke, wenn es ihm gelungen, die lezte Falte aus dem Strumpfe zu verbannen, und ihn am Fuße so glatt anzulegen, daß zwischen Haut und Strumpf kein Floh durch-

kriechen kann. Mögen auch die Zehen darüber krachen, das kümmert ihn nicht. Glatt muß alles sein, mag die Welt darüber untergehen. Aber auch wo ich frei und unabhängig bin, vernachläſſige ich die Regeln der Reinlichkeit nicht. Wäre ich nicht glücklicher Weiſe ein Philoſoph, dem keine Reue nahen darf, ſo würde es mir den größten Verdruß machen, daß ich früher durch eigene Schuld einen Theil meiner Zähne ſchon verloren habe. Auch habe ich dieſen Winter noch keine Zahnſchmerzen gehabt. Aber dieſes verdanke ich nicht blos der Reinlichkeit, ſondern dem Verfahren Oertels, das ich befolge. Seit vielen Jahren hatte ich noch jeden Winter Zahnſchmerzen, und war oft genöthigt mir einen Zahn ausreißen zu laſſen. Auch dieſen Winter hatte ich ſchon vier- bis ſechsmal leichte Anfälle von Zahnweh, die aber nie ſehr heftig geworden ſind. Sobald ich ſie ſpürte, nahm ich einen Schwamm voll eiskalten Waſſers, wuſch mir das Geſicht und hinter den Ohren, und nach fünf Minuten waren die Zahnſchmerzen wie weggezaubert. Ich wollte,

daß ich den Muth hätte Oertels kalte Waſſerkur allgemein anzuwenden, es würde mir gewiß gut thun. Fragen Sie in Frankfurt einen Arzt, ob man bei Zahnſchmerzen ſich des kalten Waſſers bedienen ſoll, wird er laut aufſchreien. Und doch habe ich ſelbſt ſchon mehreremal deſſen Heilſamkeit erprobt. Die Anwendung des kalten Waſſers in der Cholera hat ſich überall heilſam gezeigt. Wie triumphirt aber auch Oertel! Er hat zwei Broſchüren herausgegeben; die eine heißt: Victoria, Kaltwaſſer hat die Cholera beſiegt; die andere: Mediciniſche Böcke. Von Aerzten, welche ſich für infaillible Herrn über Leben und Tod halten, in der Cholera geſchoſſen. XXXX — weniger I. Bocksdorf und Schußbach, Verleger Simon Treffer und Compagnie. Auf dem Titelblatte ſteht ein großer Bock und auf beiden Seiten zwei Jäger, welche nach ihm ſchießen. Jezt werden nun die Böcke aufgezählt: erſter Bock, zweiter Bock, bis 39 Bock. Hätte der Mann ſo viel Wiz als geſunden

Menſchenverſtand, die Satire wäre köſtlich geworden. Aber an Wiz fehlt es freilich.

Es iſt im Ernſte nicht recht von Ihnen, daß Sie mir die alte Narrheit mit Ihrem Hierherkommen von neuem in den Kopf ſezen. Sie thun es doch nicht. Ich bin ſchon glücklich genug wenn Sie mir die Zuſicherung geben, im nächſten Frühlinge mit mir zuſammenzukommen, wo es auch ſei. Ohne Sie könnte ich doch die Briefe nicht ordnen, ich würde dumme Streiche machen. Wenn es wirklich für mich Gefahr haben ſollte nach Deutſchland zu kommen, ſo könnten wir ja in Baſel zuſammentreffen, wohin man von Frankfurt mit dem Eilwagen ſehr bequem in 48 Stunden reist, und von dort könnten wir uns einen hübſchen Sommeraufenthalt in der Schweiz ſuchen. Wären Sie denn im Stande mit *** und ſeiner Frau nach Paris zu kommen? Es wäre himmliſch; aber einer Philiſterin, wie Sie, traue ich ſo etwas nimmer zu. — Ich möchte wiſſen, wenn Sie eigentlich meine Briefe bekommen, am vierten oder am fünften Tage,

Morgens oder Abends, um wie viel Uhr? Ich erhalte die Ihrigen erst am sechsten Tage, Mittags zwölf Uhr. — Wenn Ihnen das Ausschreiben der Sachen von Heine Umstände macht, unterlassen Sie es. Sollte ich es, was nicht wahrscheinlich, gebrauchen wollen, kann ich es ja immer später aus den Originalbriefen entnehmen. Aber das von Pittschaft, Robert und dergleichen, was noch folgen könnte, schreiben Sie ja ab. Ihre Bemerkungen darüber, die ich erwartet, sind zwar ganz richtig, aber ich werde mein Verfahren in meinen nächsten Briefen vertheidigen. Die Namen müssen Sie alle ausschreiben. Da wo ich sie weglassen und Sternchen setzen will, kann ich sie ja wieder ausstreichen. — Bitten Sie doch den S. oder sonst Einen der sich dazu paßt, einmal wenn er durch die Judengasse geht, mein elterliches Haus aufzusuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimer Straße kömmt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten

Pfoſten getrennt werden. Wenn man in die erſte Thüre (von der Bornheimer Straße kommend) eintritt, iſt rechts am Pfoſten die Jahreszahl 1791 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wiſſen, ob die Inſchrift noch leſerlich, und ob auch ein Monattag dabei ſteht? Daran knüpft ſich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich ſprechen werde. Darum möchte ich die Sache wiſſen. — Wenn Sie Gelegenheit haben, ſchicken Sie mir Schnupftabak, aber nur ein viertel Pfund. Daran habe ich lange. Eben der Geſundheit wegen möchte ich ihn haben, der hieſige iſt weniger geſund. Uebrigens ſpüre ich keinen Schaden davon. Wie freue ich mich auf ***'s, beſonders wenn ſie mir etwas Schönes mitbringen. Eine große Puppe ſollen ſie mir mitbringen, die ſchön ſprechen und ſchreiben kann, aber viele orthographiſche Fehler macht. Ein ſchlechter Maler iſt hier, der die ausgezeichneten Polen zeichnet und lithographirt und gelegentlich auch mich. Ein Maul hat er mir gemacht ſieben

Ellen breit, und ich ſehe aus wie der leibhaftige Mephiſtopheles. Nein, ſo ein Teufelsgeſicht iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Sie hätten Ihre Freude daran.

Samſtag, den 4. Februar.

Geſtern Abend, wo ich dieſen Brief fortſezen wollte, bin ich durch Polenbeſuch geſtört worden. Doch wenn Ihr Brief, den ich erwarte, etwas Dringendes enthält, werde ich wohl noch Zeit haben das zu beantworten. — Der *** ließ mir vor einigen Tagen ſagen, er reiſe nach Frankfurt zurück, und wenn ich etwas zu beſorgen hätte, möchte ich es ihm ſchicken. Nun brachte ich ihm geſtern ein Paketchen für Sie, fand ihn aber nicht zu Hauſe.. Das Paketchen enthält den Cormenin, zwei Hefte der Revue Germanique, und zwei Bände Lafontaine's Fabeln, die ich früher ſchon beſaß. Sie verlangten auch die Briefe eines Verſtorbenen; aber das Paket wäre zu groß geworden. Unter den Papieren worin die Bücher eingewickelt, befinden ſich zwei Blätter des Entreacte, wo zwei

mit Rothſtift angeſtrichene Artikel ich Ihrer Aufmerkſamkeit empfehle. Von dem einen überſchrieben.... brauchen Sie nicht mit mir zu ſprechen. Doch um mir auf eine feine Art zu verſtehen zu geben, daß Sie den Artikel geleſen, können Sie mir ſchreiben, Sie hätten ihn nicht geleſen. Sobald Sie es nicht geleſen, theilen Sie es der P... mit, die ſich für ihre alte gute Freundin Marie Louiſe wohl noch intereſſiren wird. Von dem zweiten Artikel une histoire dürfen Sie mit mir ſprechen. — Eben kömmt ihr dreibeiniger Brief hergehinkt. Ich antworte darauf. Erſtens ſind Sie dumm. Sie berechnen gar nicht, daß zwiſchen jeder Beantwortung Ihrer Briefe vierzehn Tage verfließen, daß ſich immer mein Brief auf Ihren vorlezten bezieht, und jezt klagen Sie, wie heute, daß ich nicht auf alle Punkte Ihrer Briefe antworte. Konnten Sie denn als Sie Ihren heutigen Brief ſchrieben, ſchon Antwort haben auf Ihre Frage wegen der Art des Abſchreibens? — Alles ſchreiben Sie ab, jedes Wort über Robert

und Pittſchaft. Sie fürchten dieſe Herrn möchten über Sie herfallen? Nun, Gott ſei Dank, daß Sie wieder ein Lebenszeichen von ſich geben. Ich dachte Sie wären geſtorben, weil Sie ſich ſeit ſo lange nicht gefürchtet. Wie? Sie können ernſtlich fürchten, der Robert würde über Sie herfallen, oder der Pittſchaft? Glauben Sie mir, ſie laſſen mich künftig in Ruhe. Und was vermöchten ſie? Die Leidenſchaft die beſſere Menſchen erhebt, bringt die Gemeinen gar herunter. Das Bischen Verſtand das meine Gegner noch hatten, wird ihnen die Leidenſchaft vollends rauben. —

Ueber die Wiener Gedichte ſchreibe ich noch. Nachdem ich ſie flüchtig geleſen, mußte ich ſie wieder abgeben, und habe ſie ſeit wenigen Tagen zurückbekommen. Gegenwärtig bin ich noch mit dem Häringſalat beſchäftigt. Das ſtrengt mich nicht an; ich ſchreibe ja nicht zwei Briefe zu gleicher Zeit, mit beiden Händen und zwei Federn, ſondern abwechſelnd, und die Mühe wird dadurch nicht größer. — Noch einmal, ſchreiben Sie alles ab.

Donnerſtag, den 9. Februar.

Heute Mittag bekomme ich Ihren Brief. Es geht mir immer damit wie mit dem Eſſen. Vor dem Eſſen bin ich hungrig, nach dem Eſſen bin ich ſatt, und zu beiden Zeiten habe ich keine Luſt zu arbeiten. So habe ich auch an dem Tage wo ich Ihren Brief erhalte, am wenigſten Luſt zu ſchreiben. Ich wollte der Teufel hätte mich geholt, ehe ich mich in Sie verliebt hätte; aber es geſchieht mir nicht wieder. —

Vielleicht kömmt bald ein gewiſſer *** zu Ihnen, ein guter Bekannter, der von hier nach Deutſchland reist und dem ich Ihre Adreſſe gegeben. Er war früher in .., hat ſich mit einigem Gelde aus dem Geſchäfte gezogen, und lebt ſeitdem in Paris. Er iſt ein wüthender Jakobiner, ſpielt in der revolutionären Welt eine Rolle, glaubt aber eine große zu ſpielen. Seine Gegner nennen ihn hier aus Spott: die proviſoriſche Regierung von Deutſchland. Er iſt ein leidenſchaftlicher Menſch, in der Leidenſchaft roh, in der Ruhe ohne Bildung.

Doch meint er es aufrichtig mit der guten Sache. Ihre und meine Geſinnungen brauchen Sie ihm nicht zu verhehlen. Aber wenn Sie Geheimniſſe beſitzen, eigene oder meine, die theilen Sie ihm nicht mit. Auf mich hält er viel als treuen Bruder Jakobiner. Den Heine ſchlägt er gewiß noch einmal todt. Reden Sie vorher mit keinem von ſeiner Ankunft, auch, kömmt er an, nicht von ſeiner Anweſenheit. Ich begreife nicht, wie er es wagt nach Deutſchland zu reiſen, denn er hat einen gefährlichern Namen als er verdient. — Ihr Brief bleibt lange! Mich hungert ſehr. — Da iſt er! Und ob ich zwar wenig Zeit mehr habe, und Sie wollen, daß ich erſt den folgenden Tag antworten ſoll, weiß ich als ſchlauer Diener doch, wo man ſeinem Herrn gehorchen ſoll oder nicht. Ich ſchicke heute den Brief ab. Was zu beantworten übrig bleibt, hat im nächſten auch noch Zeit. Es iſt ja nicht ſo dringend. Sie halten ſich an das Schreibmuſter, und laſſen Sie mich ungeſchoren. — Der Herr von *** verläßt mich eben, und hat

mich lange gestört. Er kömmt zuweilen mich auszuspioniren. Er hält sich für gewaltig schlau. Aber ich schicke ihn heim.

.... Die ***. Ihr Herz? Ihr Geist? „Ja, da sizen sie und haben Hütchen auf!“ Es kann sein daß sie eine gute Frau ist, aber Gemüth hat sie nicht; Geist noch weniger; Bildung noch weniger. Sie hat viel gelesen, viel Kunstwerke beschaut, hat aber jene geistige Auszehrung welche alles Lernen und Erfahren vergebens macht, weil die Verdauungskraft fehlt, und alles nur durchgeht. Das Talent, was selbst gewöhnliche Frauenzimmer haben, einen Mann, eine Gesellschaft geistig anzuregen, zum Wiz, zur Fröhlichkeit zu ermuntern, hat sie nicht im geringsten. Sie trocknet ihre ganze Umgebung aus .... Mit dummen bürgerlichen Personen bin ich häufig umgegangen. Das ist aber ein ganz Anderes mit der Frau von ***. Bei Jenen ist die Geistesbeschränkung, die engherzige Weltansicht nicht ein Mangel, sondern ein Auswuchs, etwas Positives. Es ist eine Art zu

ſein, die Einem zum beobachten, und einem Humoriſten ſogar zur Beluſtigung Stoff gibt. Bei der Frau von *** aber, als einer vornehmen Perſon iſt ihr unbedeutendes Weſen nicht eine Art zu ſein, ſondern ein Nicht ſein, etwas negatives, eine reine Leere. Als Perſon von Erziehung hält ſie ein gewiſſer Inſtinkt ab, von Dingen zu reden, die ſie nicht verſteht, nicht fühlt; ſie ſpricht alſo nie dumm. Und das iſt die Verzweiflung! Die feine Erziehung ſolcher vornehmen Weltleute macht die geiſtige Trockenheit noch widerlicher. Bei bürgerlichen Perſonen iſt ſchlechte Unterhaltung wie ein ſchlechtes Gericht, wie Hirſenbrei etwa. Aber das wird auf gemeiner irdner Platte vorgeſetzt und mit zinnernem Löffel gegeſſen. Da iſt Harmonie. Bei *** kömmt der Hirſenbrei in feinen Porzellanſchüſſeln und er wird mit vergoldeten Theelöffelchen gegeſſen. Auch das Aeußere der Frau von *** mißfällt mir .... Und die Hände! Rauh, nicht reinlich. Aber die Hand iſt ein Stück von der Seele eines Frauenzimmers.

— Es kann mir diesmal mit dem Verkaufe der Briefe sehr schlimm gehen. Die Buchhändler werden Angst haben, nicht sowohl es in Verlag zu nehmen, als es zu verkaufen. Wer weiß, was bis dahin der tyrannische Bundestag noch für Gesetze gegen den Verkauf verbotener Bücher geben wird. — Gott weiß wo der 8te Band bleibt. Meine Frei-Exemplare habe ich auch noch nicht erhalten. — Die spätern Exemplare der Briefe, welche an hiesige Buchhändler geschickt worden, sind von der neuen Auflage. Man erkennt sie am schlechten Druck. Papier und das Aeußere sonst ist ganz gleich. — In dem Morgenblatte stehen Xenien von Menzel auf mich, auf Heine und Andere. Ich habe das Blatt nicht bekommen können und sie also nicht gelesen.

Der Heine ist ein verlorener Mensch. Ich kenne keinen der verächtlicher wäre. Nicht die Verachtung die sich mit dem Hasse paart kann man gegen ihn hegen, sondern die Verachtung die sich mit Bedauern verbindet. Meine Briefe aus Paris

haben ihn zu Grunde gerichtet. Von nichts getrieben als von der Eitelkeit, von nichts angezogen als von der Hoffnung Aufſehen zu machen, haben ihm meine Briefe die liberale Schriftſtellerei ganz verleidet, weil er verzweifelt mehr Lärm zu machen als ich. Er iſt ganz ohne Gemüth und liebt nichts und glaubt nichts. Seine Feigheit würde man keinem Weibe verzeihen. Neulich ſchrieb er einmal einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin er Louis Philipp ſehr verächtlich behandelte. Dieſer Artikel wurde in einem der hieſigen revolutionären Blätter überſezt, und das Blatt in Beſchlag genommen. Jezt hätten Sie nur Heine's Todesangſt ſehen ſollen, bei der Unterſuchung möchte auch er in Anſpruch genommen werden. Und doch ließ ihn ſeine Eitelkeit nicht ſchweigen, und er erzählte überall, daß der Artikel von ihm ſei, was man ohne ſein Geſtändniß gar nicht erſehen hätte. Es iſt ihm nur wohl wenn er mit Menſchen zuſammen iſt, die er unter ſich fühlt; meine Gegenwart drückt ihn ganz zu Boden. Auch meidet er mich ſo viel

er kann. Er hängt ſich an das ſchlechteſte Volk, geht mit bekannten Spionen um, macht den Zuträger und das ganz gewiß für Geld. Neulich ſchrieb er einen zweiten Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin er ſagt: er ſei aus Neigung ein guter Royaliſt. Und ſo iſt es auch. Seine ganze Natur und Geiſtesrichtung, ſeine Liederlichkeit, ſeine Nervenſchwäche und weibiſche Eitelkeit, macht ihn zum gebornen Ariſtokraten. Er macht kein Geheimniß daraus, daß er ſich bei Preußen einzuſchmeicheln ſucht. Auch weiß man es dort. In meinem Häringsſalat (den ich acht Tage liegen laſſen, aber jezt bald endigen werde) habe ich zwei Artikel aus Berliner Berichten die Heine betreffen mitgetheilt, und daraus werden Sie ſehen, wie man es darauf angelegt, ihn durch die gröbſten Schmeicheleien in die ſchlechte Parthei hinüber zu ziehen. Es gibt doch für einen Mann keinen größern Fluch als Charakterſchwäche. Man kann in jeder Parthei ein achtungswerther Mann ſein, und Heine könnte durch ſeine Talente die Zierde jeder Parthei ſein,

hätte er nur die Kraft irgend ein Intereſſe ganz zu umfaſſen. Aber da ſchwankt er immer von Einer zur Andern, wird auf beiden Seiten als feiger Flüchtling verachtet, und wird auf beiden Seiten Prügel bekommen, was ich ihm ſchon oft vorhergeſagt.

Der Menſch der mich ſo garſtig gezeichnet iſt ein armer Jude, der etwas damit verdienen will. Ich konnte es ihm daher nicht abſchlagen. — Darf ich denn jezt ſchon von unſerer Zuſammenkunft im Frühlinge ſprechen? Ich glaube wirklich nicht, daß ich wagen darf nach Deutſchland zu kommen. Alſo nach der Schweiz. Und Sie kämen wirklich nach Baſel? Das müſſen Sie ja jezt ſchon wiſſen. Aber ſein Sie nur nicht Angſt, ich übereile Sie nicht, wie das vorige Mal, ich will mich ſehr gut aufführen und in Baſel ganz geduldig Lebkuchen eſſen bis Sie kommen. Welches Frauenzimmer werden Sie mitnehmen? Wieder die Marie? Das wäre mir recht. Ach, ich kann es nicht erwarten, bis ich wieder des Morgens an Ihre Zimmerthüre

klopfe, mich dann von Ihnen verſuchen laſſe ein bischen Kaffe zu trinken und Mittags auf das ſchlechte Eſſen zu ſchimpfen. Das iſt meine größte Seeligkeit.

Donnerſtag, den 15. Februar.

Heute geht der Brief ab, und ich habe noch nicht eine Seite herunter. Dieſesmal werden muntere Worte nöthig ſein. Seit drei Tagen war ich aber auch dumm und faul, und das kömmt blos vom viehiſchen Eſſen. Ich gehe jezt viel ſpazieren und davon bekomme ich ſtarken Appetit, und da eſſe ich viel und davon werde ich dumm. Ich will mich aber beſſern. Sie aber ſchreiben mir gewiß: eſſen Sie lieber ſo viel Sie vertragen können und Ihnen ſchmeckt und arbeiten Sie lieber nichts.

Ich brenne vor Begierde auf Ihren heutigen Brief, und ob Sie mir die wichtige Nachricht beſtätigen werden, welche die heutige Zeitung enthält, daß in Caſſel und Hanau eine Militär-Revolution geweſen. O wie will ich jubeln, wenn dieſe lezte Stüze der Tyrannei kracht! — Die offi-

zielle Nachricht iſt eingegangen, daß die Cholera in London ausgebrochen iſt. Jezt kömmt ſie gewiß auch ſehr bald hierher, und das könnte meine Abreiſe nach der Schweiz beſchleunigen, worauf ich Sie jezt ſchon vorbereite. Sobald ich erfahre daß die Cholera an der franzöſiſchen Küſte iſt, verlaſſe ich Paris. Die Krankheit wird hier beſtimmt ſchlimmer als irgendwo. Die Unreinlichkeit, die Armuth, die heillos ſchlechten Medizinal-Anſtalten laſſen das mit Sicherheit erwarten. Dazu kömmt für den Fremden die eintretende Theurung und Prellerei in vielen Dingen.

.... Man knüpft jezt die Halsſchleife: en bec-de-lièvre. Was Haſen-Maul iſt, weiß ich nicht. Ich will den Heine fragen, der alles was ſich auf Haſen bezieht, ſehr genau kennt.

Sonntag, den 19. Februar.

Sie ſchreiben mir in Ihrem lezten Briefe von einem Manne, der vielleicht blos weil er harthörig geweſen den Zuruf der Mauth nicht ver-

ſtanden und darum ganz jämmerlich erſchoſſen wurde, und bei der Gelegenheit von einem Anfalle Ihrer Furcht. Ich dachte anfänglich an gar nichts, als ich das las; erſt ſpäter fiel mir ein, ob Sie nicht etwa dabei an mich gedacht, und Angſt geworden ich möchte bei einer ähnlichen Gelegenheit, weil ich harthörig bin, auch todtgeſchoſſen werden. Hi, hi, hi, hi, hi! Ha, ha, ha, ha, ha! He, he, he, he, he! Ho, ho, ho, ho, ho! Hu, hu, hu, hu, hu! O, wie muß ich lachen! Nun, Gott ſei Dank, Sie leben noch. Ich werde wenn ich an einer deutſchen Mauth vorbeikomme, einen Haarbeutel anhängen. So gaben vor der Revolution die tauben Menſchen in Paris ihre Taubheit zu erkennen, damit ſie nicht überfahren wurden.

Mittwoch, den 22. Februar.

Auf Ihren heutigen Brief folgendes. Daß Sie mich anbeten, wundert mich gar nicht. Dieſes Schickſal haben alle Frauenzimmer. Aber beweiſen Sie mir Ihre Liebe und kommen Sie ſobald als

möglich. Ich freue mich ſehr auf die Abreiſe, beſonders da ich jezt einen neuen Theil Frankreichs und die Schweiz kennen lerne. Der alte langweilige Weg nach Deutſchland hat mich immer mit Schrecken erfüllt, ſo oft ich nur daran dachte. — Wie können Sie nur ſo dumm ſein — nehmen Sie mir es nicht übel, aber das iſt meine Art, wie ich mit allen Frauenzimmern ſpreche, die mich anbeten — und fragen, wer mit Rothſchild Recht habe, ich oder der Temps? In den Temps kann man für Geld alles hineinbringen. — Freilich hat der Robert den Artikel im Morgenblatte gegen mich geſchrieben. Das haben Andere, die ſeine Art kennen (wie Heine) auch erkannt. Und wenn auch nicht, was läge daran? Hat er die Züchtigung nicht ohnedies verdient? Daß er gegen mich geſchrieben, war ja nicht der Grund, es war nur der Vorwand ihn zu züchtigen.

Was? Sie wollen um mir Porto zu ſparen, kein Couvert gebrauchen, alſo mir eine Seite weniger ſchreiben? Sie ſind nicht klug, Anbeterin.

Ich, der eine Million reich bin, und einen ſo koſtbaren Ueberrock habe! — Sobald ich Paris verlaſſe und meine Briefe in Ordnung gebracht, ſchreibe ich für die Tribüne und unentgeltlich. Wenigſtens werde ich nichts dafür fordern. — Eben kömmt ein Beſuch, der mir aber willkommen iſt. Was ſind Sie geprellt durch mein größer ſchreiben, das Sie verlangt haben. Wenigſtens ein Drittel Seite weniger bekommen Sie jezt. Da wird ihre Anbetung etwas kleiner werden. — Ich habe dem jungen Demagogen, der eben auf meinem Sopha ſizt, zwar einige Zeitungen zum Leſen gegeben, daß ich weiter ſchreiben kann. Indeſſen ſtört mich ſeine Gegenwart doch, und ich muß ſchließen. Adieu, angebetete Anbeterin. Der Ihrige.

Sonntag, den 26. Februar.

Mit Entzücken habe ich heute ſo unerwartet einen Brief von Ihnen erhalten. Was das wohl thut! Auch habe ich di tanti palpiti geſungen. Ich hatte Ihnen zwar verboten mir am Sonntage zu

ſchreiben; doch diesmal noch will ich es Ihnen verzeihen. An dem S. habe ich meine große Freude. Der hat Feuer; hätten wir nur viele ſolche! Ich werde ihm in ganz wenigen Tagen den Brief nach Zweibrücken ſchicken. Dieſen Brief muß er allein nur ſchreiben. Auch wenn die Andern mit unterzeichnen wollen, wäre das nicht paſſend. Er ſpricht in dem Namen aller. Die Abſchrift der Liſte*) wird mitgeſchickt. Dieſe Namen kommen natürlich in die Tribüne. Doch wenn Einer ängſtlich iſt, braucht er nur mit Buchſtaben oder mit einem Motto zu unterzeichnen. Ich werde einige Mottos zur Auswahl mitſchicken. Das Geld für den Monat Februar muß zugleich mit abgeſendet werden, baar oder durch Wechſel: an Herrn Schüler, Deputirten in Zweibrücken. Ob die Leute viel oder wenig unterſchreiben, darauf kömmt es nicht an. Jeder nach ſeinem Vermögen. Ich werde in dem

*) Subſcriptionsliſte für den deutſchen Preßverein in Zweibrücken. A. d. H.

Briefe ſagen, daß die Liſte aus lauter Juden beſteht, und bemerken, was dabei zu bemerken iſt. Von dem Briefe ſoll er den Subſcribenten gar nichts ſagen, ſie brauchen nichts davon zu wiſſen. Iſt er gedruckt, werden ſie ſchon damit zufrieden ſein. Auch ſpäter ſoll er nicht ſagen, daß ich den Brief gemacht. Es thut mehr Wirkung, wenn man glaubt, er wäre von einem Andern. Unterdeſſen, bis mein Brief kömmt, ſoll er nur fortfahren, Unterſchriften zu ſammeln, daß die Liſte ſo groß als möglich werde.

.... Wenn ich pekuniäre Vortheile von dem Buche erwarte, wird es mir ſchlimm gehen. Viele ſind ängſtlich wegen des Verbots, oder ſtellen ſich doch ſo an, um wenig zu bezahlen. Denn das Verbot nützt eigentlich. Sauerländer in Aarau ſchreibt mir, er habe kein Exemplar mehr, denn wegen des Verbots ſei der Vorrath ſchnell aufgekauft worden. — Ich habe vor einigen Tagen dem Campe einen ſehr groben Brief geſchrieben, wegen der Frei-Exemplare die ich noch nicht erhalten.

Von dem Buche natürlich kein Wort. Der Sauerländer ſchrieb mir, wenn meine neuen Briefe ſo arg wären als die vorigen, würden ſie in der Schweiz auch verboten werden. Ich glaube das gerne, dort ſind ſie noch ärgere Philiſter als in Deutſchland. Der Wirth räth mir natürlich auch das Buch in Zweibrücken drucken zu laſſen. Er dringt ſehr in mich an der Tribüne zu arbeiten, und ich thäte es gern, ſelbſt unentgeltlich, denn das iſt von der größten Wichtigkeit, hätte ich nur erſt meine Briefe aus dem Kopfe. Auf jeden Fall, muß ich in dieſen Tagen ein Paar Aufſätze für das Blatt machen, und meine Briefe darüber zurücklegen. Es kömmt gar zu viel darauf an. Die Briefe einzeln in der Tribüne drucken zu laſſen iſt nicht thunlich. So zerſtückelt würden ſie allen Werth verlieren, und keine Wirkung machen. Ich bleibe auf jeden Fall nur noch ſo lange hier als ich brauche zwei Bände Briefe fertig zu machen. Dann arbeite ich für die Tribüne; denn jetzt gilts. Dieſe Woche werde ich Ihnen wenig mehr ſchrei-

ben, denn ich habe außer dem Brief für S., einen Aufruf für die hieſige deutſche Geſellſchaft zu machen. Doch werde ich auf jeden Fall Ihre Briefe, wenn auch kurz, beantworten.

Montag, den 27. Februar.

— Es intereſſirt mich ſehr zu wiſſen, wer im Gelehrten-Verein ja, und beſonders wer nicht unterſchrieben. Daß es *** gethan iſt ein gutes Zeichen, denn es beweist, daß die Sache Mode iſt. Die Nemeſis werde ich Ihnen ſchwerlich ſchicken, Sie müßten denn ein beſonderes Heft verlangen. Die ganze Sammlung käme zu theuer und iſt das Geld nicht werth. Schön ſind die Sachen eigentlich nicht, nur manchmal intereſſant wegen der derben Satire. — Machen Sie ſich keinen Verdruß, daß Sie mir keine Handarbeit ſchicken konnten. Die ſchönſten Handarbeiten ſind Ihre Briefe, und die ſchicken Sie mir oft genug, nur zu oft; ſogar am Sonntag habe ich keine Ruhe.

Dienstag, den 28. Februar.

— Dieſer Brief koſtet Ihnen erſchrecklich viel Porto. Ich thue es durchaus nicht anders, als Sie müſſen, wenn Sie Geld für mich einnehmen, fünfzig Gulden für Porto, Zeitungen ꝛc. behalten. Es wäre ja unverantwortlich von mir, wenn ich, ein Millionär und Beſizer eines Ueberrocks mich noch mit dem Pfennig der armen Wittwe bereicherte. Schreiben Sie mir, ob Sie es gethan. — Was habt Ihr für Wetter? Wir zehn Grad Wärme. Alle Stühle in den Tuilerien, auf den Boulevards von alten Weibern beſezt und wir jungen Leute puzen unſere Lorgnetten. — Heute eſſe ich mit mehreren Andern in der Rue tirechape, wo es wie in einer Mördergrube ausſehen ſoll, um die deutſchen Schneidergeſellen aufzuwiegeln. Als geſtern Conrad dort war, und man einigen Geſellen die Liſte*) vorlegte, ſagten ſie: man wird uns doch darum den Kopf nicht abſchlagen? Eigentlich

*) Für den Preßverein in Zweibrücken. A. d. H.

kann ich's nicht erwarten von hier wegzukommen, ich habe eine ſehr große Reiſeluſt. Das Wetter iſt ſo ſchön. Schreiben Sie mir ſo viel als möglich von dem Fortgang der Aſſociation in Frankfurt. Wie viel haben Sie unterſchrieben, wie viel ***, der Gelehrtenverein überhaupt?

Donnerſtag, den 1. März.

Ich ſchicke Ihnen den Brief für Straus und beſchwören Sie ihn, ſolchen ja gleich abzuſchreiben und nach Zweibrücken zu ſchicken. Er ſoll ſeinen Namen darunter ſezen, und nur keine Furcht haben, und ſich von nichts abſchrecken laſſen, was etwa unterdeſſen der Bundestag oder die einzelnen deutſchen Regierungen in dieſer Sache feindlich beſchließen möchten.

Freitag, den 2. März.

Wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, ich habe dieſe Woche wenig Zeit viel zu ſchreiben, da ich eine Adreſſe an die hieſigen Deutſchen arbeiten muß. Doch werde ich auf jeden Fall, was Ihre Briefe Drin-

gendes enthalten gleich beantworten. Sollte in der Frankfurter Poſtzeitung ein Bundestagbeſchluß über Preßfreiheit und dergleichen erſcheinen, ſchicken Sie mir's gleich am nämlichen Tage.

Montag, den 5. März.

Tauſend Dank für Ihr Geſchenk ..... Nachdem ich der Zärtlichkeit meinen Tribut bezahlt, will ich auch der Grobheit meine Schuld abtragen. Sie ſind erſchrecklich dumm! Als ich Ihren Brief geöffnet, da ſchien es mir als wäre etwas herausgefallen, es war wie ein leiſes Geräuſch, wie wenn ein Vogel durchs Gebüſch huſcht. Ich ſah auf die Erde und fand nichts, und da vergaß ich es wieder. Als ich aber Ihr Poſtſcript las, worin Sie mir ſchrieben, ich ſolle beim Oeffnen des Briefes Acht geben, den koſtbaren Inhalt nicht herausfallen zu laſſen, da mußte ich laut auflachen. Sie hielten mich wohl für ein Frauenzimmer, das ein Poſtſcript zuerſt lieſt; ich mache es aber wie alle Männer, ich leſe das Poſtſcript zuletzt, und als ich es las,

war es zu spät ..... O Dummheit, dein Name ist Weib!

J. sind hier angekommen, und haben mir alles Mitgegebene eingehändigt. Wir haben noch jeden Tag miteinander gegessen, im Palais Royal, wo auch Heine und Andere hinkommen. Gestern beim Essen haben sie es mit angehört, wie ich dem Heine, was ich oft thue, die Wahrheit gesagt, und das etwas barsch. Gewöhnlich ist seine elende Feigheit der Text über den ich lese. Aber unter dieser Feigheit versteckt sich noch etwas Schlimmeres, eine niederträchtige Gesinnung. Das jezige Treiben der Deutschen, die Association, das kömmt ihm alle lächerlich vor, und doch hat er sich unterschrieben! Und das blos aus Feigheit, wie er selbst eingesteht. Er hat Furcht von den deutschen Patrioten Prügel zu bekommen. Nein, so eine Feigheit ist mir noch gar nicht vorgekommen. Es ist ein Ekel, wie meine Rezensenten sagen. Die *** erzählte mir, wie der Döring in Frankfurt von meinen Briefen geurtheilt. Er habe gesagt: „Nun, seine übertrie-

benen Anſichten in der Politik will ich hingehen laſſen; aber ich hätte nie gedacht, daß der Mann ſo langweilig ſchreibt.“ Nun wollte ich darauf ſchwören, daß das ſein Ernſt gar nicht iſt. Das war blos wieder eine diplomatiſche Manier, dem Döring und ſeinen Freunden vorgeſchrieben, das Buch für langweilig in den Ruf zu bringen, daß es keiner leſe. Jezt machen Sie, daß Sie mit dem Abſchreiben meiner Briefe bald fertig werden; es wird wenig mehr dazu kommen.

Von Campe habe ich Antwort auf meinen Brief bekommen ..... Die Frei-Exemplare müßten in der Druckerei vergeſſen worden ſein. Ob ich zwar von meinen neuen Briefen ihm gar nichts mehr geſagt, kömmt er darauf zurück. Wie die Briefe abgegangen, das wiſſe er noch nicht, das erfahre er erſt auf der Leipziger Oſtermeſſe! Natürlich antworte ich gar nicht darauf. Ich werde in dieſem Monate noch abreiſen. Nach der reiflichſten Ueberlegung bin ich bei dem Entſchluſſe geblieben nach Zweibrücken zu gehen. Da kann ich für die Tri-

büne am beſten arbeiten, und wegen meiner Briefe das Nöthige anordnen. Von dort ſind nur vier Stunden bis zur franzöſiſchen Grenze, die man in ein und ein halb Stunden fährt. Von Unſicherheit für mich iſt da gar keine Rede. Ich könnte auch nach dem Badiſchen und hätte im geringſten nichts zu beſorgen. Sie ſehen ja daß man in Carlsruhe den Dr. Caſſebeer den der preußiſche Geſandte requirirt hat, hat entwiſchen laſſen.

Mittwoch, den 7. März.

Nein, was war ich über den S. verwundert! Ich lag Nachmittags gerade auf dem Sopha und las. Dem Conrad hatte ich, weil es Carneval war, Urlaub gegeben, als S. unangemeldet herein kam. Ich bin ſchon darum froh daß er hier iſt, dieweil er Ihnen ſtatt meiner von mir ſchreiben kann. Ich habe jezt wenige Zeit, das Vaterland ruft! — Um des Himmels Willen ſtrengen Sie ſich nicht mit Abſchreiben an. Es iſt noch viel, ſchreiben Sie nur nach Bequemlichkeit, ſo wenig

es auch ſei. Es thut mir leid, daß Sie der *** verfehlt. Er hat allerdings Eile, und es war räthlich ſich nicht lange in Frankfurt aufzuhalten. Ich denke bald Brief von ihm zu bekommen. — Ich möchte faſt glauben, daß man mir meine Penſion wieder ausbezahlen will, und daß es nicht blos das eine Quartal gemeint iſt. Mehr iſt bis jezt nicht völlig. Wenn der Senat nur im mindeſten Ehre und Gewiſſen hat, muß ihn doch Reinganums Vorſtellung auf andere Gedanken gebracht haben.

Seien Sie ruhig, ich werde nirgends hingehen, wo ich nicht weiß, daß ich ſicher bin. Doch erzählen Sie vorläufig keinem, daß ich nach Rheinbaiern reiſe, ſondern ſagen Sie, ich ginge nach Straßburg und bliebe dort vor der Hand. Der Ausfall von dem Wirth war ſo übel nicht gemeint, doch freilich ungerecht. Wirth hat vergeſſen, daß er in einem konſtitutionellen Lande wohnt, wo öffentliche Gerichte, Geſchworne ſind, und wo die Regierung keine Macht hat einen Gewaltſtreich zu begehen. Bei mir aber iſt das etwas anders. Ich

habe gerade gestern einen Brief von Wirth bekommen, den ich Ihnen abschriftlich mittheile. Er ist an mich und Heine gerichtet. „Verehrte Herrn! „Durch die Bekanntmachung in französischen Jour„nalen, daß Sie den deutschen Vaterlandsverein „unterstüzen würden, haben Sie uns auf's erfreu„lichste überrascht, und der guten Sache einen au„ßerordentlichen Vorschub geleistet. Wenn hier in „der Tribüne oder sonst einem liberalen deutschen „Blatte Artikel von Ihnen erschienen, welche mit „Ihrem Namen unterzeichnet sind, so wird der „Eindruck und die Wirkung eine ganz ungewöhn„liche sein. Noch mehr aber könnte geleistet werden, „wenn Ihre Verhältnisse Ihnen erlaubten, zur „thätigen Mitwirkung der Befreiung des Vaterlan„des Ihren Wohnsiz irgendwo im Rheinkreise zu „nehmen. Sie stehen hier unter denselben Gesezen „wie in Frankreich, und genießen denselben Schuz, „und im äußersten Nothfalle sind Sie der französi„schen Grenze so nahe, daß Sie jeden Augenblick

„ſich wieder nach Frankreich begeben können. Der „Augenblick aber iſt ſo entſcheidend, daß Deutſchland „aller ſeiner Kräfte bedarf, beſonders aber ſo aus„gezeichneter Talente, auf welche die Augen ſo „vieler Tauſende gerichtet ſind, und deren Beiſpiel „unſere Kraft verdoppeln könnte. Ueberlegen Sie „es daher, ob es nicht möglich iſt, dem Vaterlande „dieſes Opfer zu bringen, und laſſen Sie es uns „nicht entgelten, wenn wir im Eifer für die gute „Sache eine Bitte wagen, die man unter andern „Umſtänden für unbeſcheiden erklären müßte. Zwei„brücken, 28. Februar. Wirth.“ —

Wäre ich nicht ſchon früher entſchloſſen geweſen, nach Rheinbaiern zu gehen, hätte ich dieſer feierlichen Beſchwörung nicht widerſtehen können. Opfer habe ich dabei nicht zu bringen, und ich wäre ja ſelbſt ſo erbärmlich, als ich ſo oft die Deutſchen geſchildert, wenn ich mich von irgend einer Bedenklichkeit abhalten ließe. Ich will gerade nicht immer in Zweibrücken bleiben, ſondern nur ſo lange, bis ich dort den Geiſt kennen gelernt, um zu wiſſen

wie ich auch in der Ferne wirken könne. Ich habe zu thun und muß ſchließen.

Sonntag, den 11. März.

Ich nehme kleines Papier, damit Sie nicht merken, wenn ich weniger ſchreibe. So betrügt man die Kinder. Mit Ihrer erſchrecklichen Angſt, daß ich nach Deutſchland reiſen möchte, machen Sie mir wirklich Verdruß, und ich kann nicht wie gewöhnlich darüber ſcherzen. Der Benzel-Sternau mag ſagen was er will, es iſt nicht wahr, daß ich in Baden etwas zu fürchten hätte, und in Rheinbaiern gewiß nicht. Indeſſen bin ich ſchuldig Ihre Schwäche zu ſchonen, da ſie doch aus Theilnahme für mich entſpringt, und ich verſpreche Ihnen daher ohne Ihre Einwilligung nicht nach Deutſchland zu gehen. Wenigſtens werde ich immer Ihre Antwort abwarten. Aber von Paris gehe ich weg, ſobald das Wetter gut wird. Ich höre es aus S. Reden, der darin Ihr Echo ſein mag, daß Sie glauben, es wäre nichts als Ungeduld, die mich von Paris

wegtriebe. Das iſt es aber nicht. Ich muß, um die Herausgabe meiner Briefe zu beſorgen, an der Grenze von Deutſchland ſein. Paris iſt zu weit; da kann ich mit keinem in Correſpondenz treten. Ein Brief nach Hamburg und zurück fordert 16 Tage Zeit, und ſo nach Verhältniß. Auch will ich wegen der politiſchen Bewegungen, die Deutſchland jezt intereſſanter machen als Frankreich iſt, mehr in der Nähe ſein. Nach der Schweiz zu reiſen bin ich nicht Willens und halte es nicht für gut. Das beſte iſt, ich gehe nach Straßburg, wo ich doch viele Bekannte habe, und überlege dort (mit Ihnen) was ferner zu thun ſei. Von dort aus kann ich auch in Carlsruhe Erkundigungen einziehen, ob ich ohne Gefahr in's Badiſche kann. Die Hauptſache iſt aber einen Verleger für mein Buch zu finden. Die neuen Briefe werden beſſer als die erſten gefallen, und ſogar viele Gegner mit mir verſöhnen. Sagen Sie das dem ***. Sie mögen ihm auch einige Briefe (die zur Vertheidigung meiner frühern Schreibart, die für die Deut-

ſchen) vorleſen. — Die franzöſiſche Ueberſezung meiner Briefe iſt vor einigen Tagen erſchienen. In einem Bande. Voraus geht der ganze Artikel, mit den Auszügen meiner frühern Schriften, aus den zwei Heften der Revue Germanique. Die Ueberſezung iſt im Ganzen ſehr gut. Das Buch iſt viel beſſer als das Original, denn es iſt nicht einmal die Hälfte davon. Von dem Beſten iſt das Beſte ausgewählt. Man ſollte es, ſo wie es jezt iſt, in's Deutſche überſezen. Einige Dummheiten ſind durch Mißverſtand des Ueberſezers ſehr anmuthig zu leſen. Auch die franzöſiſche Sprache, bei übrigens treuer Ueberſezung wandelt, was im Deutſchen gut war, in Poſſirlichkeiten um. Z. B. von Lord Byron heißt es: „.... il buvait tout le jour le Johannisberg de la vie.“ Wenn ein Franzoſe das lieſt, muß er doch vor Erſtaunen den Mund weit aufmachen. Auf die Kritiken der franzöſiſchen Blätter bin ich nun begierig. Ich erwarte nichts Gutes, beſonders, weil faſt in allen Zeitungsbüreaus dumme Deutſche arbeiten und

Einfluß haben. Heine hat mir geſagt, der Michel Beer (der jezt nach Berlin gegangen) habe dafür geſorgt, daß ich herunter gemacht werde. Der Temps enthielt vorgeſtern: „nous parlerons aussi en détail des lettres de l'Allemand Börne sur Paris ... ouvrage spirituel, plein d'exagération, mais d'une piquante originalité!“

Mit S. bin ich über alle Erwartung zufrieden. Schon ſeine geiſtreichen Augen ziehen mich an. Wir ſind ſehr viel, oft mehrere Stunden bei einander (auf meinem Zimmer) und ich amüſire mich mit ihm. Sie wiſſen wie viel das ſagen will bei mir.

Vor kurzem ſchrieb ich dem Profeſſor Welcker einen Brief nach Freiburg. Ich bat ihn mir zu ſagen, ob ich im Badiſchen etwas zu fürchten hätte? Ob ich, unter welchem Vorwande es ſei, und auf die Requiſition irgend einer Macht, etwa arretirt oder beunruhigt werden könnte? So eben erhalte ich die Antwort, die wie folgt lautet: „Freiburg „6. März. Herzlichen Dank verehrter Mann! für „Ihre gütige Theilnahme an unſerem Unternehmen.

„Hierbei die Probeblätter. Unterſtüzen Sie das „wohlgemeinte Tageblatt, wenn Sie können, zu„weilen auch durch einen Artikel. Es iſt die ein„ſtimmige Ueberzeugung von uns allen, daß für „unſere Sache nichts förderlicher ſein könnte. Hier „in Baden haben Sie entſchieden nichts zu fürchten, „ſo urtheilen wir alle. In der Stadt Baden voll„ends wäre ja gar nicht daran zu denken, und „wenn Sie längere Zeit ſonſt wo verweilten, ſicher „im allerſchlimmſten Falle eine höfliche Bitte „Ihren Aufenthalt nicht zu verlängern. Aber auch „daran, wie geſagt, kann Niemand von uns glau„ben. Beſuchen Sie uns alſo! (Ich hatte nämlich an Welcker geſchrieben, ich wollte mich eine Zeit lang in Freiburg aufhalten.) „Es wird eine große „Freude für uns ſein. Laſſen Sie uns und unſere „gute Sache Ihnen wohlempfohlen ſein.“ — Sie ſehen alſo wie Unrecht Sie haben. Gegen Freiburg iſt gar nichts einzuwenden. Eine Art Schweizer Gegend, gebildete Leute. Am neuen Blatte könnte ich arbeiten. Dort könnte ich meine Briefe in

Ordnung bringen. Alſo es bleibt dabei, ich gehe über Baſel nach Freiburg. Antworten Sie bald. Weil heute Sonntag, muß ich den Brief ſchließen. Entſeglich dumm war es, daß Sie nicht zur Sp... gegangen, und danken Sie der Noth des Vaterlands, daß ich nicht Zeit habe mit Ihnen zu zanken. Adieu Gräfin Platen.

***, der geſtern nach Frankfurt gereist, bringt Ihnen die Ueberſezung meiner Briefe. Alſo Donnerſtag oder Freitag erhalten Sie den franzöſiſchen Börne.

Mittwoch, den 14. März.

.... *** reiſen bald zurück. Ich gebe ihnen für Sie ein Blatt des National mit, worin eine Kritik meiner Briefe ſteht. Ich werde darin mit Voltaire, Briſſot, Rivarol, Champfort, Cauchois-Lemaire verglichen, und man findet in mir eine beneidenswerthe jeunesse naïve. — Ich warte jezt nur auf gutes Wetter um abzureiſen. Haben Sie denn Anſtalten getroffen mit mir zuſammenzutreffen? Sie müſſen mir dieſesmal noch helfen meine Bücher

machen. Im heutigen Temps ſteht ein Artikel über mich, aber ſchlecht. Der Verfaſſer (Depping) iſt ein Compilator, ohne alle Ideen, und ſo hat er den Tadel der deutſchen Rezenſionen, wie er ſie geleſen, nachgebetet. Uebrigens iſt er ein Preuße und ſchreibt im preußiſchen Intereſſe. — Heine beſucht das Rothſchildiſche Haus, und beträgt ſich dort wie ein Speichellecker. Ich erfahre manchmal was er dort geſagt. Am vergangenen Samſtag machte er dem Salomon Rothſchild große Freude damit, daß er ſagte, es werde noch fünfzig Jahre dauern, bis eine Revolution in Deutſchland losbricht. Einer in der Geſellſchaft wollte etwas gegen Heine ſagen, da bemerkte die junge Frau von R..., er ſolle nichts gegen Heine ſprechen: „il est de notre bord“. (Er iſt auf unſerer Seite).

Freitag, den 16. März.

Ich erhalte eben Ihren Brief. Ihre erſchreckliche Angſt und die Gemüthsbewegung in der Sie zu ſein ſcheinen, hat mich ganz beſtürzt gemacht.

Um Gotteswillen beruhigen Sie ſich doch. Ich habe Ihnen ja geſchrieben, daß ich ohne Ihre Bewilligung nirgends hingehen werde. Der Reinganum iſt ganz im Irrthum. Ich weiß recht gut, daß mich in Rheinbaiern die franzöſiſchen Geſeze als Ausländer nicht ſchüzen, und daß die Regierung ſich auch um die Geſeze nicht kümmern würde, wenn ſie Luſt hat mich feſt zu nehmen. Das iſt aber die Frage, ob ſie das will. Ich bin überzeugt, daß man in Baiern, Würtemberg und Baden mir nichts anhätte, und ich würde ganz ohne Bedenken nach München reiſen. Höchſtens würde man mich ausweiſen, aber einſtecken gewiß nicht. Gegen Freiburg und Baden hoffe ich aber wenigſtens, daß Sie nichts einzuwenden finden werden. Wenn Ihnen Jemand ſagt, ich würde im Großherzogthum Baden eingeſteckt oder gar ausgeliefert werden, ſo muß ich ihn für toll erklären, und Reinganum kann Ihnen das unmöglich ſagen. Sie leſen ja was mir Welcker geſchrieben. Beſonders im Badeorte Baden iſt ja wie in allen Bädern

die größte Freiheit. Voriges Jahr war es angefüllt mit politisch Berüchtigten aller Art und keiner ist beunruhigt worden. Der Dr. Gartenhof, der viel ärgere Sachen geschrieben als ich, und der später in Fuld arretirt worden, war lange da, und es hat ihm Niemand ein Wort gesagt. Wenn Sie es wünschen, will ich statt nach Freiburg, nach Baden gehen. Da bin ich Ihnen näher. Ich will sogar, Sie ganz zu beruhigen einstweilen in Straßburg bleiben. Ich hoffe, daß Sie gegen Straßburg nichts einzuwenden haben. Da ich Ihnen so viel nachgebe, geben Sie mir doch auch in einigem nach. Erstens haben Sie keine Angst. Zweitens beschwöre ich Sie, das Abschreiben der Briefe ganz einzustellen. Das strengt Sie, besonders in Ihrer jetzigen Gemüthsunruhe zu sehr an, und ist gar nicht nöthig. Bringen Sie nur die Original-Briefe mit. Da wo gar keine oder nur wenige Privatsachen darin enthalten, die man umbiegen kann, kann sie jeder Copist unter unsern Augen abschreiben, und dann ist alles schnell fertig. Bei dem

Kummer den mir Ihr ängſtlicher Brief gemacht, tröſtet mich wenigſtens der Gedanke, daß ich Sie jezt in meiner Gewalt habe, und ich drohen kann, wenn Sie nicht zu mir kommen und bald, ich nach Wien reiſe und an Metternichs Hausthüre die dreifarbige Fahne aufſtecken werde. Mein größter Jammer bei der ganzen Sache iſt, daß Sie in Ihrer unruhigen Eile mir nur eine Seite geſchrieben. Jezt ſchreiben Sie mir kurz: wollen Sie kommen, nach Freiburg, Baden, oder im äußerſten Falle nach Straßburg, oder ſoll ich mit der dreifarbigen Fahne nach Wien reiſen? — Danken Sie dem Reinganum für ſeine verſtändige Erläuterung der Sache. Er irrt aber, wenn er glaubt, man würde mich feſt nehmen. Es iſt gegen die jezige Politik, man hat Furcht und macht gern alles friedlich ab. Von Baden iſt ſo etwas im Traume nicht zu denken. Badens Politik iſt jezt ganz gegen den Bundestag.

Dienſtag, den 20. März.

.... Geſtern noch ſpät um neun Uhr, mußte

ich einem feierlich gegebenen Verſprechen nachkommen, der deutſchen Geſellſchaft beizuwohnen. Mehr als zweihundert Deutſche waren verſammelt. Man las aus der Poſtzeitung die Sie mir geſchickt die Beſchlüſſe des Bundestages vor. Der Bundestag wurde ausgepfiffen. Einige Deutſche, deren Rednertalent ſich ſchnell entwickelt, hielten Reden aus dem Stegreife, die mit Begeiſterung aufgenommen worden.

Der alte Lafayette den ich den ganzen Winter nicht geſehen, hat zu mir geſchickt, ich möchte ihn beſuchen, er wolle ſich bei mir bedanken für das Schöne, das ich in meinen Briefen von ihm geſagt.

Ich werde auf jeden Fall ganz Ihren Wünſchen folgen und hinreiſen wo Sie es zu Ihrer Beruhigung haben wollen. Ich hoffe aber, daß Sie gegen Freiburg nichts einzuwenden haben. Dieſer Ort hat für mich und auch für Sie die größten Vorzüge. Ich habe dort Bekannte, die Sie auch ſchon kennen, Welcker, Rotteck, Zell, gebildete Leute, die mich ſehr hochachten, und beſon-

ders weil sie meine Theilnahme an ihrer neuen Zeitung wünschen, uns sehr zuvorkommend begegnen würden. Ich gestehe es Ihnen offenherzig: die offnen Verfolgungen der deutschen Regierungen fürchte ich nicht, und ich würde ohne die geringste Besorgniß nach Stuttgart und München reisen. Aber die versteckten Verfolgungen, die Aufhezung des vornehmen Pöbels fürchte ich mehr. Daß meine Rezensenten alle erkärt: ich würde in keiner honetten Gesellschaft geduldet werden, das war gewiß keine eigene Erfindung der Bosheit, kein freiwilliger Fingerzeig, sondern ein mot d'ordre der Aristokratie, die mich auf diese Art angreifen wollte, weil sie mir nicht anders beizukommen weiß. Ohne daß man gerade die Menge gegen mich aufhezte, (welches man nicht zu Stande brächte), wäre so etwas doch leicht zu machen. In jeder öffentlichen Gesellschaft gibt es immer einige Wortführer, und man braucht nur diese zu gewinnen. Die Uebrigen wenn auch im Herzen mir nicht übel gesinnt, würden doch nie den Muth haben, offen meine Parthei

zu nehmen. Darum möchte ich zuerſt nach Freiburg, wo ich nicht allein gut aufgenommen, ſondern gewiß fetirt werden würde; das würde bekannt werden, und hätte dann auf die Deutſchen günſtigen Einfluß. Daß ich im Badiſchen überhaupt nichts zu fürchten, ſehen Sie aus Welckers Brief. Ja ich bin überzeugt, daß im vorkommenden Falle die badiſche Regierung mich mit beſonderer Rückſicht behandeln würde. Sie ſteht ganz offenbar feindlich mit dem deutſchen Bunde und ich glaube, daß in ſolcher Lage der Dinge, es ihr nicht gleichgültig iſt, einen politiſchen Schriftſteller, der wie ich, ſo viel Lärm gemacht, auf ihrer Seite zu haben. —

Ich bin heute Abend auf einen Ball eingeladen, der hart neben meinem Hauſe iſt. Vielleicht gehe ich hin — ſo eben erhalte ich noch eine andere Einladung auf einen Ball für Donnerſtag.

Mittwoch, den 21. März.

Ich erhalte Ihren Brief und antworte darauf... Die franzöſiſche Ueberſezung meiner Briefe habe ich

vielleicht darum beſſer gefunden als ſie iſt, weil ſie meine Erwartung übertroffen. Ich meine aber doch ſie ſei gut genug. — Der Freiſinnige iſt freilich etwas langweilig doch gut. Wirken kann er aber nicht; denn die welchen ſolche Sprache verſtändlich, bedürfen die Belehrung nicht, und die welche Belehrung nöthig haben, verſtehen ſolche gelehrte Sprache nicht. Das iſt eben das Unglück, wenn man nicht verſteht oder zu ſtolz iſt die Sprache des Volks zu reden. — Sie hätten mir das Blatt über „Schiller und Göthe" ſchicken ſollen; doch jezt iſt es zu ſpät. Nicht einmal des Titels erinnere ich mich; doch da ich das Manuſcript habe, kann ich es nachſehen. Der 8te Theil wie mir Campe ſchrieb iſt der Cenſur unterworfen worden, doch wurde gar nichts geſtrichen. Das hat aber Mühe gekoſtet. Ich weiß zwar nichts davon, daß hier von meinen Briefen eine neue Auflage gemacht wird; doch kann es immer ſein. Natürlich wird mir ein Geheimniß daraus gemacht. — Wenn mir Welcker in ſeinem Namen und im Namen aller

seiner Collegen schreibt, im Badischen hätte ich gar nichts zu fürchten, was soll ich denn da noch bedenken? Auf Welcker und Rotteck nimmt die badische Regierung so viel Rücksicht, daß mir schon darum nichts geschähe. Als Cassebeer in Carlsruhe arretirt war, reiste Rotteck dahin, und auf dessen Verwendung wurde er freigegeben... Adieu. — Eine rothe Jakobiner-Mütze, wie sie jezt die Republikaner tragen, bekomme ich so eben. Sähen Sie mich darin, Sie lachten troz Ihrer Stimmung gewiß.

Montag, den 26. März.

.... Ich gehe Ende der Woche nach Straßburg. Ihre Briefe die hier noch eintreffen könnten, werde ich wahrscheinlich abwarten. Ich hoffe von Straßburg aus Sie zu beruhigen, daß ich im Badischen auf Sie warten kann. Was wollen wir in Straßburg? Dort ist für Fremde gerade so theuer wie in Paris, und es ist der langweiligste Ort der Welt.. Von Freiburg haben wir eine halbe Tagereise nach der Schweiz. Auch in Zürich könnte

ich meine Briefe vielleicht unterbringen. Dort iſt eine ſehr demokratiſche Regierung. Herrlicher Aufenthalt am Zürcher See. Auch iſt dort ein liberaler Buchhändler. — Danken Sie dem Reinganum für ſeinen Brief, und entſchuldigen Sie mich, daß ich noch nicht geantwortet. Seit einigen Tagen ſprechen die hieſigen Blätter von meiner Penſions-Geſchichte. Ich bin nicht Schuld daran. Auch hat keiner der Deutſchen hier, welche in die Pariſer Blätter ſchreiben, es hineinſezen laſſen. Wahrſcheinlich iſt die Nachricht aus einer deutſchen Zeitung entnommen, (ich glaube aus dem ſchwäbiſchen Merkur.) — Sie werden über einen Artikel lachen, den vorgeſtern Abend der Messager über mich enthielt. Da Sie vielleicht das Blatt nicht zu Geſicht bekommen, will ich ihn abſchreiben. Wer den Artikel gemacht kann ich nicht errathen. Auf jeden Fall iſt es ein Franzoſe, das ſieht man am Styl: „Nous avons rencontré dans plusieurs de nos cercles le littérateur allemand Mr. Börne, dont les lettres sur Paris pendant les années 1830 et

1831 ont obtenu tant de succès dans sa patrie, et dont la traduction, récemment publiée chez nous, n'est pas destinée à en obtenir un moins certain. Mr. Börne récèle dans un corps frêle et délicat une énergie d'ame peu commune. Il parle assez correctement notre langue, et, quoiqu'il ne soit pas de la première jeunesse, ses reparties sont remarquables par leur vivacité et leur tour original. Aussi se dispute-on le plaisir de le posséder, et n'est-il pas de réunion un peu à la mode où sa place ne soit marquée auprès de tout ce que nous avons de plus instruit et de plus aimable.“ Sollte man nicht meinen, das habe eine Dame geſchrieben, die mich im Stillen liebt? — Alſo von jezt ſchreiben Sie mir poste restante nach Straßburg. — Muntern Sie R. auf mir öfter Bundestag-Neuigkeiten zu ſchreiben. — Die dumme Cholera! Man weiß jezt gar nicht, wo man hin ſoll. Aber ihr auszuweichen, wenn man kann, iſt immer vernünftig. — In dem lezten Hefte der Revue de Paris (vom

25. März), eine Wochenſchrift, ſteht eine Kritik der Briefe. Vielleicht verſchaffen Sie ſich das Journal.. Nur einige Bemerkungen, das Ganze iſt zu lang zum Abſchreiben. C'est l'Album ... d'un Tristram Shandy allemand ... obligé de fuir son pays, il le traite en vrai Coriolan littéraire. (Gut geſagt.) ... Adieu.

Dienſtag, den 27. März.

... Ich reiſe Donnerſtag, ſpäteſtens Samſtag — morgen bekomme ich vielleicht noch einen Brief von Ihnen — nach Straßburg, und ohne Ihr Wiſſen nicht weiter. Dort wird es mir wie ich hoffe gelingen, Sie wegen Freiburg zu beruhigen. Sie ſehen ja aus allem, daß die badiſche Regierung uneinig iſt mit dem Bundestage; wird ſie mir alſo des Bundestags willen etwas anthun? Wenn bairiſche Truppen kämen, bliebe ich freilich nicht dort; aber das geht nicht ſo geſchwind. Die drei Blätter des Freiſinnigen, die weil ſie gegen den Bundestag geſchrieben, confiscirt worden, ſind auf Spruch der Gerichte wieder freigegeben worden. Sie ſehen alſo

wie die Sachen ſtehen. Der Aufenthalt in Straßburg, wenn man nicht eingerichtet iſt und im Wirthshauſe wohnt, iſt theurer als in Paris. Ich habe noch die Rechnungen von meinem zweimaligen Aufenthalte dort. Jeden Tag habe ich 20 Franken gebraucht. — Geſtern Abend beim Auskleiden ſagte Conrad: „ich habe mich bei Ihnen zweimal zu bedanken. Erſtens, daß Sie mir Ihre Briefe geſchenkt, und zweitens, daß Sie mir die Ehre erzeigt, darin von mir zu ſprechen.“ Dieſe Art des Betragens und Redens für einen Bedienten iſt aber merkwürdig. Doch — wie der Herr ſo der Diener. — Vier Koffer ſind ſchon gepackt; jezt ſind nur noch 6 bis 8 größere und kleinere Kiſten zu packen. Iſt das nicht zum Lachen? Aber drei Koffer bleiben hier. — Ich habe noch tauſend Dinge zu beſorgen für die Reiſe: Feigen, Zwieback, Bonbons, Zündhölzchen. Darum Adieu.

Donnerſtag, den 29. März.

Ich reiſe heute Mittag um 12 Uhr von hier

ab. Ihren Brief erhalte ich alſo noch vorher. Seit vorgeſtern iſt die Cholera hier. Bis jezt nur in der Cité. Geſtern wurden ſchon zehn Kranke in's Spital gebracht. Meine Abreiſe hängt damit nicht zuſammen, die war früher ſchon beſtimmt. Es werden gewiß viele Fremde Paris verlaſſen. Schon dieſen Morgen hörte ich zufällig von einer mir bekannten Wiener Familie die heute abreist. Das wird den Geſchäften hier, die anfingen etwas beſſer zu gehen, einen ſtarken Stoß geben. Ich habe herrliches Reiſewetter. Ich ſchreibe Ihnen von unterwegs einigemal. Ich gehe über Mez. In der heutigen Zeitung ſteht, Göthe wäre geſtorben.

Die badiſche Regierung, die noch vor wenigen Wochen die Preßfreiheit bewilligt, hat im Widerſpruch mit dieſer die Beſchlüſſe des Bundestags anerkannt. Das Gericht in Freiburg hat ſich auch dafür erklärt. Das Volk ſchweigt. Werde ich wohl Recht behalten? Geſtern wurde mir unter der Adreſſe Mr. Börne, Savant Allemand, folgendes

anonyme Sonett von Hamburg*) (zum Glück frankirt) zugeschickt.

. . . . . .

Wie gefällt Ihnen entwichener Wechselbalg? Das fehlt noch in meinem Schimpfwörterbuche.

Ihr treuer Wechselbalg.

Ihr Brief ist angekommen, aber die Pferde sind da.

Châlons. Freitag, den 30. März 1832. Abends zehn Uhr.

Ihr „flüchtiger Wechselbalg" ist so lebhaft mit Ihnen beschäftigt und lebt so ganz in Ihnen, daß er den Schreibtisch der früher neben dem brennenden Kamin stand, so weit als möglich abrückte, aus Furcht sein Schlafrock könnte Funken fassen. Können Sie einen größern Beweis der innigsten Sympathie verlangen? Ich bin sehr wohl und so

*) Briefe aus Paris. Band IV. S. 360.

guter Laune, daß ich mich nicht im geringſten darüber geärgert habe, als ich vor einigen Stunden in Epernay für den Mittagstiſch, ohne Wein, zehn Franken bezahlen mußte. Ich begnügte mich der Wirthin kalt und boshaft zu ſagen: c'est inoui! vous avez perdu la tête! vous n'êtes pas raisonnable! c'est un coupe-gorge! je vous mettrai sur mes tablettes. Das nämliche ſagte ich auch verfloſſene Nacht im Wirthshaus, wo ich 25 Franken verzehrt. Unerhört! — Ich wünſche nur, daß Sie meinen geſtrigen Brief aus Paris früher bekommen als die Nachricht von der ausgebrochenen Cholera. Es könnte Sie doch ängſtlich machen, wenn Sie glaubten ich wäre noch dort. Ich habe es an mir ſelbſt erfahren, daß ſich die Cholera-Angſt leicht abſtumpft. Schon Dienſtag Abend wußte ich, daß die gute ächte Cholera in Paris ſei. Anfänglich bekam ich auch etwas Furcht; aber ſchon den andern Tag dachte ich wenig daran, und wäre meine Abreiſe nicht ſchon früher auf Donnerſtag beſtimmt geweſen, wäre ich ohne Angſt noch länger

in Paris geblieben. Einige Stationen hinter Paris traf ich eine Wiener Familie, die in größter Eile die Flucht nahm. Ich habe heute gehört die Cholera wäre in München. Nach Straßburg wird sie wohl auch bald kommen. Heute den ganzen Tag habe ich mich mit einem Roman beschäftigt, von dem ich aber nur den Titel fertig habe. Des Hofraths und Professors Buttermilch Flucht vor der Cholera, Antikritik, Nichte und Wasserkur. Darin will ich die Reiseabentheuer eines hypochondrischen deutschen Gelehrten schildern. Neben ihm seine junge lebensfrohe Nichte. Liebschaft mit einem jungen Arzte, der den Onkel zu seiner Sicherheit begleitet. Buttermilch gebraucht Oertels Wasserkur und ersauft beinahe. Auf dem Wege liest er eine schlechte Rezension seiner neuesten Schrift, hat aber diätetische Angst sich zu ärgern. Fragt den Doktor: habe ich mich geärgert? Dieser sagt ja, damit er sich ins Bett lege, schwize und schlafe. Unterdessen macht er der Nichte den Hof. Buttermilch schreibt eine sehr sanfte Antikritik, drahst

aber dem Rezenſenten mit einer ſtärkern Antwort, ſobald die Cholera vorüber iſt u. ſ. w. —

Leſen Sie doch im geſtrigen Journal des Débats (jeudi 29. Mars) den Artikel über Göthe's Tod. Die politiſche Bedeutung die dieſem Ereigniß gegeben wird, wird Sie frappiren. Es iſt die weitere Erörterung meines Sazes in den Pariſer Briefen, wo ich von Göthe's Sterbetag redend ſagte: „Ich meine an dieſem Tage müßte die Freiheit geboren werden.“ Der Artikel hat treffende Bemerkungen und ich möchte wiſſen wer ihn gemacht hat. — Ihren lezten Brief, den ich als ich in den Wagen ſteigen wollte nur flüchtig geleſen, las ich ſpäter mit Entzücken zum zweitenmal. Was darauf zu antworten, muß ich auf Straßburg erſparen. Dieſen Brief lege ich morgen früh, ehe ich abreiſe, auf die Poſt. Uebermorgen von Mez ſchreibe ich Ihnen wieder. Dienſtag morgen komme ich wohl nach Straßburg und hoffe dort einen Brief von Ihnen zu finden. Ich habe ſehr gutes Wetter. Adieu. Unter allen meinen Titeln gefällt mir am

beſten: elende Schmeisfliege, und flüchtiger Wechſelbalg. Mir tauſendmal lieber als Hofrath.

Verdun. Samſtag, den 31. März 1832.

Schönen guten Abend. Und jezt iſt es mit meinem Verſtande ſchon zu Ende, ich weiß nicht was ich Ihnen ſonſt ſchreiben ſoll. Doch Sie ſehen es gerne, wenn auch nur einige Zeilen. Ich bin ſehr wohl und das Wetter iſt herrlich. Hier im Wirthshauſe iſt auch eine zweite Familie aus Wien von Paris angekommen: Herr von ***, die ich oft bei *** geſehen. — Ich komme von einem Beſuche, den ich ihnen auf dem Zimmer gemacht, ſo eben zurück. — Vergeſſen Sie nicht ſo viel Cholera-Medizin als möglich einzupacken. — Gute Nacht, liebe Seele, ich bin müde und lege mich ſchlafen. Frau von *** hat mir eine ganze Stunde von der Vortrefflichkeit der öſterreichiſchen Regierung vorgeplaudert. Neulich war ſie bei Herrn Apponi, dem öſterreichiſchen Geſandten in Paris. Beim Weggehen ſagte ſie ihm: ſie gehe jezt noch in eine deutſche Geſell-

ſchaft (zu ***). Apponi fragte welche Leute dort hin kämen? Sie nannte unter andern: Heine, Börne. Apponi rief aus: „Börne? der unſere Regierung eine fluchwürdige Regierung genannt!“ — Nun, noch einmal gute Nacht.

Ihre treue Schmeisfliege und Sie
liebender Wechſelbalg.

Straßburg. Donnerſtag, den 3. April 1832.

Dieſen Mittag bei dem herrlichſten Sommerwetter bin ich hier angekommen. Gleich auf die Poſt geſchickt und Ihren Brief geholt. Ein ſchöner langer Brief! Der Carové war mir ein Labſal, den will ich zwiebeln! Der möchte ſchon längſt eine Anſtellung an einer preußiſchen Univerſität haben. Das war ganz gewiß ſeine Haupt-Abſicht als er gegen mich ſchrieb. Man hat wirklich geglaubt Ihnen Verdruß damit zu machen? O die Menſchen. Hätte ich nur Carové's Schriften! Geld möchte ich nicht dafür ausgeben. Vielleicht hat Herr Ackermann die Barmherzigkeit und leiht ſie

mir. Dann ſchicken Sie mir ſie mit der Poſt.. Uebermorgen ſchreibe ich Ihnen umſtändlich. Adreſſiren Sie die Briefe à l'hôtel de Paris, wo ich logire. Gleich fange ich an für den Carové zu notiren, ich habe ſchon einiges im Kopfe. Adieu.

Straßburg, den 5. April 1832.

Ich bin ſehr verdrießlich, daß ich außer dem einen Brief den ich bei meiner Ankunft hier vorgefunden, keinen weitern von Ihnen erhalten, weder geſtern noch heute. Ich kann mir nicht erklären woran das liegt .. Es würde mich ganz glücklich machen, wenn Sie ſich beruhigen könnten über Baden, und daß Sie mich entweder nach Baden oder nach Freiburg reiſen laſſen. Wenn Sie durchaus nicht wollen, will ich in Zürich auf Sie warten. Glauben Sie nicht daß mir dort der Aufenthalt ſchadet. Ich leide ja gegenwärtig nicht an der Bruſt. Uebrigens ſind ja einige Tage Verſuche ohne Gefahr. Kann ich Zürich nicht vertragen, gehen wir an einen mildern Ort. Ich muß auch aus dem Grunde nach Deutſchland oder der Schweiz,

um zu verſuchen mit einem Buchhändler in Verbindung zu treten. Aarau iſt ein langweiliger Ort, hat für die Schweiz keine ſchöne Gegend und eine philiſtröſe Regierung. Zürich hat eine demokratiſche Regierung und iſt alſo vorzuziehen. Auch gibt es dort einen liberalen Buchhändler, mit dem ſich vielleicht etwas machen läßt. Ich werde alſo nur Ihre Antwort auf dieſen Brief abwarten und dann reiſen wohin Sie wollen. Hier kann ich auf keine Weiſe bleiben. Die Schweizer Bücher habe ich mitgenommen. — Geſtern habe ich wieder eine Rezenſion in der Abendzeitung geleſen, worin ich ein Tiger genannt werde, und mir prophezeit wird, ich würde mich entweder todtſchießen oder wie Pittſchaft im Tollhaus ſterben. Könnte ich nur alle Tage ſolche himmliſche Rezenſionen leſen, ſo würde ich die Trennung von Ihnen leichter ertragen, ſo gut habe ich es aber nicht. Den Carové abzumachen, wird mir beſondere Freude ſein. Schaffen Sie mir doch Nachrichten über ihn, und wo möglich auch ſeine Schriften.

Sie Ungeheuer! warum haben Sie mir nicht geschrieben?

Straßburg. Freitag, den 6. April 1832.

Eben erhalte ich Ihren Brief. Dank für die schönen Schmelzle-Züge, die Sie mir zu meinem Roman geliefert. Das hätte ich nicht erfunden! Sie bekommen auch Ihren Theil Honorar. Meinem hypochondrischen Professor selbst kann ich diese Züge nicht anheften, denn solche Menschen treiben keine demagogischen Umtriebe. Ich werde aber den jungen Menschen der ihn auf der Reise begleitet und in seine Nichte verliebt ist, zum demokratischen Schriftsteller machen, und dem Professor zu seiner Cholera-Angst, noch die politische geben: er möchte als ein Mitschuldiger des Demagogen angesehen werden. Schreiben Sie mir mehr solche Sachen. — Es bleibt also bei Zürich, wohin ich einstweilen gehen werde. Alle Schweizer-Städte sind langweilig, die Schweizer sind noch ärgere Philister als die Deutschen; aber in so schöner Natur kann man die Menschen entbehren. Auch würde ich

mich mit Schreiben beſchäftigen. Kommen Sie nur ſobald als möglich und ſchreiben Sie mir oft.

Geſtern Donnerſtag den 5ten ging es arg in Paris her. (Nach einer geſtern hier bekannt gemachten telegraphiſchen Depeſche.) In St. Pelagie, wo die politiſchen Gefangenen ſizen, war eine Inſurrektion, von außen von der Polizei angeſtiftet. Ein junger Menſch wurde erſchoſſen. Die ganze Pariſer Garniſon iſt unter Waffen. Es wurde unter das Volk eingehauen und über dreißig ſind verwundet worden. Das kann nicht gut enden, oder vielmehr, es wird gut enden. Die Regierung iſt von Wahnſinn ergriffen.

Die Cholera in Paris, wie ich es ſchon vorhergeſehen im vorigen Jahre, iſt ärger als irgend wo. Die Medizinal-Anſtalten ſind zu ſchlecht.

In Rheinbaiern iſt es noch nicht aus, und die Volksparthei widerſteht mehr als ich gehofft. Fein, der doch ein Fremder, und den man arretirt, ihn über die Grenze zu bringen, wurde von den Gerichten frei gegeben. Und als ihn die Regierung

von neuem arretiren laſſen wollte, haben die dazu beauftragten Gensdarmen ſich geweigert, weil es geſezwidrig ſei. Wie Unrecht Sie in Ihrer Aengſtlichkeit vor Baden haben, erſehen Sie auch daraus, daß Dr. Siebenpfeifer, der doch im Weſtboten noch ärger als Wirth in der Tribüne geſchrieben, ſich nach Mannheim begeben hat und dort eine Zeitung ſchreibt. R. ſoll ſich nur ferner brav halten. Die Advokaten ſind die gebornen Vertheidiger des Volks und von ihnen muß die Revolution ausgehen. — Dem Polen bei *** können Sie trauen. Daß er auf die Franzoſen ſchimpft darin hat er ganz Recht. Was wird das für eine nächſte Zeit werden. Ich glaube wieder an Krieg. Es kann nicht friedlich ausgeglichen werden. Die Regierungen ſind verrückter als je.

Mein größter Spaß iſt, in meinem Kopfe die Titel zu rekapituliren, die mir meine Rezenſenten gegeben. Jezt iſt auch ein Tiger dazu gekommen. Und Sie haben den Muth mit einem Tiger zu reiſen? — Ich habe heute dem S. geſchrieben.

Schreiben Sie ihm doch er möchte etwas vorsichtig sein, sowohl wegen der Cholera, als besonders sich in keinen Straßenlärm zu mischen. Ich habe ihn auch dringend gewarnt.

Straßburg. Samstag, den 7. April 1832.

Ihren Brief mit Wechsel habe ich richtig empfangen, und schicke Ihnen denselben heute zurück. Die Werke des Carové lassen Sie sich angelegen sein. Bringen Sie mit was Sie davon auftreiben können; aber ja kein Geld dafür ausgeben. Vor zwei Jahren gab er noch Moosblütchen und voriges Jahr so ein ähnliches Werk ästhetischer Art heraus. Gestern las ich wieder im literarischen Conversations-Blatt eine Rezension. Das ist der fünfte Artikel den ich in diesem Blatte allein über mich gelesen. Man kann sich wirklich einen Buckel darüber lachen. Sie hören nicht auf von den Briefen zu sprechen und sagen immer es sei ein unbedeutendes Werk, von dem sich gar nicht der Mühe lohne zu reden: „Nicht leicht ist uns ein unbedeu-

tenderes, gehaltloseres, stupideres Buch vorgekommen als diese Briefe aus Paris." —

Könnten Sie mir das Blatt verschaffen, worin Stücke aus meinem 8ten Theile stehen? Heute steht in der hiesigen Zeitung: Herr B., der Verfasser der berühmten Briefe aus Paris ist seit einigen Tagen in Straßburg. Das bin ich. Adieu, Adieu.

Straßburg, den 9. April 1832.

Ich erhalte so eben Ihren Brief. Ich verspreche Ihnen nicht mehr zu jammern. Aber was kann ich für meine Jammersucht? Sie haben mich angesteckt. Ich reise morgen ab. Uebermorgen schreibe ich Ihnen auf dem Wege. Natürlich dürfen Sie auf keinen Fall von Frankfurt abreisen, bis Sie Nachricht erhalten, daß ich in Zürich angekommen. — Ich soll Ihnen über *** schreiben, weiß aber nicht gewiß wie Sie das meinen.... Ein großer Menschenkenner bin ich nicht. Ich brauche lange Zeit bis ich Einen begreife....

Stollhofen. Montag, den 9. April 1832. Abends 9 Uhr.

Ihr Geſicht möchte ich ſehen, wenn Sie auf der Adreſſe des Briefes Carlsruhe leſen. Wenn Sie ſich ärgern, lache ich Sie aus. Lachen Sie mich lieber aus, daß ich mich ärgere; dabei kommen Sie viel beſſer weg. Es iſt aber wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich nach Carlsruhe reiſe. Ich und Conrad wir ſind eine Conſtellation, aus der nichts Kluges hervorgehen kann. Hören Sie wie es mir ging. Heute Nachmittag um vier Uhr ſezte ich mich in den Wagen nach Zürich zu reiſen. Dem Conrad hatte ich auch geſagt, ich reiſe nach der Schweiz. Beim Einſteigen ſagte ich es dem Poſtillon. Und ſo gings fort. Ich war gerade vom Tiſche aufgeſtanden .. (vor Lachen mußte ich fünf Minuten die Feder niederlegen) ... hatte gut gegeſſen und ſchlief ein. Als ich erwachte, war es nach ſieben Uhr, bald Nacht und der Wagen hielt am Poſthauſe. Ich frage wo ſind wir? Und erfahre zu meinem Erſtaunen, daß wir in Stollhofen,

halbwegs Carlsruhe ſind. Ich werde doch nicht der Narr ſein, und wieder über den Rhein und nach Straßburg zurückreiſen? Alſo gehe ich Morgen früh nach Carlsruhe, wo ich Vormittag ankommen werde. Wie gefällt Ihnen die Geſchichte? Der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte nach Zürich und gehe nach Carlsruhe. Meine Ankunft in Carlsruhe muß aber ſchon verrathen worden ſein, denn hinter mir her zog viele Artillerie, die eilig nach Carlsruhe fuhr. Wenn Sie mir dort etwas anhaben wollen, ſtelle ich mich als hätte ich die Cholera von Paris mitgebracht und dann läuft gewiß alles fort. Im Ernſte ſeien Sie nicht kindiſch ängſtlich. Ihre Rathgeber in Frankfurt und *** mitgerechnet ſind keine große Helden; ſie zittern alle vor der Polizei. Ich werde ein paar Tage in Carlsruhe bleiben, und dann nach Baden, wo ich Sie erwarte. Doch haben Sie gerade nicht nöthig nach Baden zu kommen. Wir können auch in Freiburg zuſammentreffen, wo Sie um nach der Schweiz zu kommen durch müſſen. Auf jeden Fall

erwarte ich in Carlsruhe Ihren Brief. Wenn ich Morgen dieſen Brief von Carlsruhe abſende ohne etwas dort hinzuzuſezen, iſt das ein Beweis, daß mir die Poſt keine Zeit ließ. Wenn Sie Luſt haben, kann ich auch in Heidelberg mit Ihnen zuſammentreffen. Ganz glücklich wäre ich, wenn Sie mir erlaubten nach Frankfurt zu kommen. Es juckt mich den Philiſtern dort, beſonders dem *** unter die Augen zu treten. Doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ohne Ihre Bewilligung nicht nach Frankfurt komme. Sie werden doch in Frankfurt keinen Lärm machen und gegen irgend Jemand Beſorgniß äußern, daß ich nach Carlsruhe gegangen? Das wäre ſehr dumm. Auf jeden Fall ſchreibe ich Ihnen übermorgen wieder. Adreſſiren Sie mir Ihre Briefe bis auf weitere Ordre poste restante nach Carlsruhe. Und nicht gemukſt, bei meinem Zorne! Gute Nacht. Ihre Briefe die nach meiner Abreiſe in Straßburg ankommen könnten, habe ich dort zwar den Wirth beauftragt nach Zürich zu ſchicken; da aber Zürich

ohngefähr lautet wie Carlsruhe, ſo hat der Wirth wahrſcheinlich verſtanden, er ſolle ſie nach Carlsruhe ſchicken. Ich werde ſie dort alſo richtig erhalten.

Gute Nacht. Himmliſch ſehe ich aus in meiner rothen Jakobiner-Müze.

Carlsruhe. Dienſtag den 10. April. So eben vor 1 Uhr komme ich wohlbehalten hier an. Der Brief muß aber ſogleich auf die Poſt. Ich logire im Erbprinz. Adreſſiren Sie mir aber die Briefe poste restante.

Carlsruhe. Mittwoch den 11. April 1832.

Ich bin ſehr begierig auf Ihren nächſten Brief. Das Wetter iſt ſeit einigen Tagen zwar rein, aber ſehr rauh. Auf dem Wege von Straßburg hierher geſtern war ein Sturm, wie ich ihn noch ſelten geſehen. Ich mußte den Wagen ganz zumachen. Sobald ich Ihren Brief erhalten, gehe ich nach Baden. Aber ich wiederhole, Sie brauchen nicht hinzukommen, wenn Sie keine Luſt dazu haben. Uebrigens muß ich Ihnen wegen Zürich einiges

bemerken. Erſtens iſt es dort jezt noch zu rauh und zweitens: (ich hätte es Ihrer Aengſtlichkeit gern verſchwiegen, aber meine Pflicht gebietet mir zu reden) kann es leicht kommen, daß dort Bürgerkrieg ausbricht. Es ſoll überall in der Schweiz ſehr unruhig ſein. Für mich wäre das keine Beſorgniß, aber für Sie? — Ach welch' eine ſchöne Sache iſt es um die Preßfreiheit! Einer der Redakteure der Tribüne Fein aus Braunſchweig wurde in Rheinbaiern an eine benachbarte badiſche Behörde abgeliefert und vom Amtmann mit oder ohne Wiſſen der Regierung eingeſteckt. Gleich Lärm in Carlsruhe und in der Freiburger Zeitung, ſo daß die Regierung hier eine Eſtafette abzuſchicken genöthigt war, ſeine Freigebung zu befehlen. Sie ſehen alſo wie unter ſolchen Verhältniſſen die badiſche Regierung nicht wagen dürfte mir was anzuthun, wenn ſie auch Luſt dazu hätte.

In welches deutſche Blatt ich einen Blick werfe iſt von mir immer noch die Rede. Von Hofrath Schreiber in Baden werde ich am beſten erfahren,

was dieſen Winter alle über, für oder gegen mich geſchrieben worden iſt. Die lezte Mannheimer Zeitung (ein niederträchtiges Ultrablatt) eifert geſtern gegen den Hochwächter (ein ultraliberales Blatt das in Stuttgart erſcheint), welches ſich über meine Penſionsgeſchichte ausläßt und des Senats ſpottet, der mich habe fangen wollen. Mäuſe fange man mit Speck (ſagt der Hochwächter) aber ein Genie wie Börne laſſe ſich nicht fangen. Ich möchte den Artikel gern leſen. Die Mannheimer nennt mich Ehren-Börne und der Hochwächter wäre mein Sancho Panſa. Sie ſchreibt: Ludwig (!) Börne. Begreifen Sie? das Ausrufungszeichen hinter Ludwig! Ich erſehe zu meiner Freude, daß ich die Ariſtokraten ins innerſte Mark der Seele getroffen; ihre Wuth iſt grenzenlos. .. O ich Dummkopf! Hätte ich das nur nicht geſchrieben! Jezt ſagen Sie gewiß: und Sie fürchten nicht die Rache der Ariſtokraten? Nein! Ich ſage wie Cäſar im Shakespeare: „Wohl weiß die Gefahr, daß Börne noch gefährlicher iſt als ſie.“

— Die Choleraluft die ich ein paar Tage in Paris eingeſogen, muß mir ſehr gut bekommen, denn ſeit lange war ich nicht ſo wohl als in den lezten vierzehn Tagen. Viele Choleraflüchtige kommen nach Baden.

Carlsruhe. Donnerſtag, den 12. April 1832.

Ich habe Ihren Brief, den Sie nach Straßburg geſchrieben, heute hier erhalten. Wie freue ich mich bald mit Ihnen zuſammen zu kommen. Aber ich werde Sie beregnen mit Vorwürfen, und mein ganzes Schimpfwörterbuch im Härings-Salat werde ich auf Sie anwenden. Ungeheuer, Verrätherin. ..... Ich habe gegen Könige und Völker geſchrieben; von jezt aber ſei meine Feder der Rache geweiht.... Werde ich eingeſteckt gebe ich Sie als Mitſchuldige an. Ach, wären Sie geſtern bei mir geweſen, wie wären Sie erſchrocken und blaß geworden. Als ich Mittags auf meinem Zimmer war, meldet mir Conrad einen Polizei-Commiſſair, der mich ſprechen wolle. Sogleich werfe ich mich in eine grobe Poſitur und heiße ihn hereinkommen.

Es war nichts, als daß er mit der größten Höflichkeit meinen Paß forderte, weil man auf der Polizei sehen wollte wann ich Paris verlassen, wegen der Cholera und Quarantaine. Bald darauf wurde er mir zurückgebracht. Hätten Sie nun nicht geglaubt, die Polizei wäre gekommen mich zu arretiren? Nuzanwendung: Man soll keine unnöthige Furcht haben. —

Es ist diesen Mittag kein Brief gekommen Warum? Das ist dumm.

Carlsruhe. Freitag, den 13. April 1832. *)

.. Nein, es ist unerhört! Das also ist die be-

---

*) Von diesem Briefe aus Carlsruhe, so wie von dem aus Neustadt vom 28. Mai, finden sich französische Uebersezungen in der notice biographique zu den Fragmens politiques et littéraires par Ludwig Bœrne, mit einem Vorworte von Cormenin, welche fragmens bei Paanerre in Paris 1842 erschienen sind. Sie enthalten alle von Börne veröffentlichten französisch geschriebenen Aufsäze, und sind von den Erben des literarischen Nachlasses und nicht von Cormenin herausgegeben; wie es fälschlich in einem nachgedruckten siebzehnten Bande von Börne's gesammelten Schriften, (Leipzig, Verlag von Wm. Kori 1847) heißt.

A. d. H.

rühmte Madame W. an welche die Pariſer Briefe geſchrieben? Das iſt die Freundin des geiſtreichen Börne? O Schmach! Wie? Sie haben im Ernſte geglaubt, ich hätte mich im Schlafe nach Deutſchland fahren laſſen, ſtatt nach der Schweiz; wäre über den Rhein gefahren und hätte es nicht gemerkt? Hätte die franzöſiſche Grenze paſſirt, die man ohne zweimaliges Vorzeigen des Paſſes gar nicht verlaſſen kann, und hätte das gar nicht gemerkt? Wie? Sie haben nicht verſtanden, daß ich mit dieſem Roman Ihre Aengſtlichkeit necken wollte? Schämen Sie ſich; es gibt kein Roth in der Natur, das roth genug iſt für Ihre Schamröthe. Und den armen Conrad gleich angeklagt! O Liebe, Liebe, wie dumm machſt du das Weib! Nicht im Traume wäre mir eingefallen, daß Sie das wirklich glauben könnten! Und der kluge *** der noch zweifelte, ob ich die Sache nicht angelegt! Es war immer mein Vorſaz nach Deutſchland zu kommen, ich ſtellte mich aber an, als hätte ich mich von Ihnen abwendig machen laſſen, um Sie nicht zu ängſtigen.

Und wenn ich auch gewußt hätte, daß man mich arretiren würde, ich wäre doch hingereist. Denn glauben Sie nicht, daß es ein fruchtloses Opfer sei für die gute Sache seine Freiheit hinzugeben. Das wirkt mehr wie Schreiben. Das vermehrt die Erbitterung des Volks, zeigt die Tyrannei in ihrer häßlichen Gestalt und führt zum Ziele. Die vorn stehen wie ich, müssen den Graben ausfüllen, daß die Andern gebahnten Weg finden. Nach Frankfurt zu gehen, wäre nur eine leichtsinnige Neckerei gewesen, da ich ohnedies keine Lust hatte hinzugehen. Aber ins Badische wäre ich auf jeden Fall gereist, wäre ich also weggeblieben, hätte man das mit Recht meiner Furcht zuschreiben können. Das wollte ich nicht. Uebrigens habe ich mich nie auf die Freisinnigkeit der hiesigen Regierung verlassen, sondern auf die im Lande herauskommenden censurfreien Zeitungen und unabhängigen Gerichte, und daß die Regierung aus Scheu vor dem Scandal mich in Ruhe lassen würde. Wie hat aber meine Schwester gleich erfahren, daß ich in Carlsruhe

bin? — Ich reiſe morgen früh nach Baden, und am liebſten wäre mir, Sie kämen auch dahin. Dort könnten wir dann weiter überlegen was wir machen wollen. In Baden iſt an Gefahr für mich nun gar nicht zu denken. Aber lieber Dummkopf, komme bald. Nicht warten bis Ende der künftigen Woche. Die Zeit wird mir lange bis ich Ihnen die verdiente Strafe geben kann. Das Wetter iſt wieder ganz herrlich. Schreiben Sie mir beſtimmt wann Sie nach Baden kommen, daß ich Ihnen entgegen kommen kann. Adieu Dummkopf!

Uebermorgen ſchreibe ich wieder.

Baden, den 14. April 1838.

Dieſen Mittag bin ich wohlbehalten hier angekommen. Dieſesmal war ich vorſichtig, habe nicht geſchlafen, ſonſt wäre ich vielleicht nach Straßburg ſtatt nach Baden gefahren. Das habe ich Ihren hochweiſen Ermahnungen zu verdanken. Es iſt doch ein großes Glück, wenn man ſo eine „kluge Frau im Walde", wie Sie zur Freundin hat. Ich

wohne im Zähringerhof, wohin Sie mir Ihre Briefe adreſſiren wollen. Das Haus iſt ſchon faſt ganz voll. Schon mehr als zwanzig Perſonen bei Tiſche. Den Hofrath Schreiber habe ich ſchon beſucht, der ſich ſehr mit mir gefreut. Es gibt jezt eine Art Caſino- und Leſegeſellſchaft hier, worüber ich mich ſehr freue. Siebenzig fremde Familien waren den Winter hier. Schreiber ſagt mir mit Robert wäre er in offener Feindſchaft. Derſelbe ginge mit der übrigen Geſellſchaft gar nicht um.....

Es iſt himmliſch hier. In meinem Nächſten (übermorgen) mehr. Jezt machen Sie aber, daß Sie bald herkommen, ſonſt fange ich an zu ſchimpfen. Adieu kluge Frau.

Baden. Montag, den 16. April 1832.

Mit Ihrem dummen Briefe geſtern haben Sie nichts bewirkt, als daß Sie mir Kummer gemacht. Geändert wird gar nichts in der Sache. Ich werde mich weder von Ihnen noch von ..... zum Narren machen laſſen. Ich verlaſſe Baden nicht

und wenn Sie nicht herkommen wollen, ſo bleiben Sie lieber in Frankfurt. Es iſt ganz erbärmlich von ....., daß ſie, ſtatt Sie zu beruhigen, Sie in Ihrer dummen Aengſtlichkeit noch beſtärken. Auf dieſe Weiſe taugen wir nicht zuſammen, hierin hat uns die Natur auf's feindlichſte gegeneinander über geſtellt.. Ich ertrage das nicht. Was hilft es mich, wenn Sie auch diesmal wieder zur Beſinnung kommen, und hier jeden Tag hundertmal für mich zittern? Jezt haben Sie ſich durch einen Zeitungsartikel über Fein in unnöthigen Schrecken ſezen laſſen. Der Fein iſt ſchon längſt freigegeben, wie Sie aus einer ſpätern Nummer des Freiſinnigen ſich überzeugen können. Was Sie geleſen iſt eine ältere oder falſche Nachricht. Die badiſche Regierung war auch gar nicht Schuld an der Sache. Die bairiſche Polizei hat den Fein, wie einen Vagabunden behandelnd an das badiſche Grenzamt abgeliefert, und dieſes mußte, wie in ſolchen Fällen üblich, ihn in Verwahrung nehmen, und um Verhaltungsregeln bitten. Die Regierung aber, ſobald ſie es erfuhr,

befahl seine Freigebung. Was hilft es aber, wenn Sie sich hierüber beruhigen? Jeder Tag kann was Neues bringen, das Ihrer Angst Nahrung gibt. Noch niemals ist einer in einem Badeort arretirt worden. Im allerschlimmsten Falle wird er von der Behörde selbst gewarnt, weil Badeorte immer Freistätten politischer Verfolgten waren. Der *** ist ganz verrückt. Frankfurt, meine Regierung, das weiß er doch recht gut, wird meine Auslieferung nicht verlangen; Baden hat nichts gegen mich; was bleibt dann übrig? Wird etwa die badische Regierung mich an Preußen, an eine mir fremde Regierung ausliefern? So etwas ist selbst in Deutschland noch nie geschehen. Ich habe in Carlsruhe und hier so viele Bekannte, worunter Staatsräthe und andere Beamte; hätten die mich nicht gewarnt, wenn etwas für mich zu fürchten wäre? Keiner hat darauf angespielt. Würde der Cramer, der Schreiber, nicht davon sprechen, wenn nur im Entferntesten daran zu denken wäre? Ich glaube, daß wenn ich nach Frankfurt käme, selbst dort kein

Geſandter gegen mich verfahren würde. Was der *** von ſeinen Diplomaten Drohendes für mich gehört haben mag, das kann ich mir auf eine andere Art recht gut erklären. Die Ariſtokraten möchten mich gerne ſchrecken, daß ich nicht nach Deutſchland komme. Sie haben durch einige bezahlte Rezenſenten die Meinung zu verbreiten ſuchen, das deutſche Volk ſei wegen meiner Briefe in Wuth, und man werde mich in keiner Geſellſchaft dulden. Nun wiſſen ſie aber recht gut, daß gerade das Gegentheil ſtattfindet, und daß wenn ich durch Deutſchland reiste, man mich wegen der Briefe verehren würde, und es ſo an den Tag käme, daß alle ehrlichen Leute meine ausgeſprochene Geſinnung theilen. Darum wollen ſie mich entfernt halten, daß ſich das nicht zeige. Ich ſelbſt habe durch die Rezenſenten mich etwas irre führen laſſen, und wirklich geglaubt, viele verdammten mich wegen meiner Briefe. Ich habe aber in Carlsruhe und hier gerade das Gegentheil gefunden; alles drängt ſich zu mir und beweist mir die größte Freundlich-

keit. Der Schreiber, seine Frau und Tochter, schrieen laut auf vor Freude, als ich unerwartet in's Zimmer trat! Den Spindler habe ich besucht, der als Romanschreiber sich gerade nicht viel um Politik bekümmert, er hat die Briefe mit Entzücken gelesen. Seiner Frau leuchtete die Freude aus den Augen, als sie mich sah, und sie kam nicht aus dem Lachen, so lange ich da war, wegen meiner Einfälle. Und gar der Cramer! Der fiel mir um den Hals und küßte mich. Dann rief er seine Frau, die, wie er sagte, mich kennen lernen wollte. Die hätte mich bald auch geküßt. Ein badischer Staatsbeamter von Adel, der im Hause wohnt, sizt beständig mir zur Seite. Kurz alles ist verliebt in mich. Ueber den Pittschaft machen sie sich lustig, und Schreiber wie Spindler, die gut bekannt mit ihm sind, verwenden sich gleichsam bei mir für ihn, daß ich ihn nicht verschlinge. Ich bin überzeugt, daß in ganz Deutschland die nämliche Stimmung für mich herrscht. — Aber was nüzt das Alle! Hätten Ihnen hundert Menschen in Frankfurt zugeredet, daß

ich nichts zu fürchten, das hätte keinen Eindruck gemacht. Sobald aber einer von Gefahr redet, und Ihrer Aengſtlichkeit ſchmeichelt, halten Sie ſich daran. Jezt zum Unglücke habe ich Ihnen geſtern nicht geſchrieben, weil ich Ihnen ſechs Tage hinter einander leere Briefe geſchickt, und da glaubten Sie gewiß ich ſei arretirt. Als ich aber Ihren Brief erhielt war es zu ſpät ihn zu beantworten; denn, wie Sie ſich erinnern werden, kömmt die Poſt Abends fünf Uhr und geht auch um dieſe Zeit. Ich bemitleide Ihre ängſtliche Natur, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Ich kann Ihretwegen meine Natur nicht ändern. Kommen Sie ja her, kann ich mich lebhaft hineindenken, wie Sie ſich die ſonſt ſo angenehme Reiſe durch Beſorgniſſe verbittern, da Sie die zwei Tage auf dem Wege ohne Nachricht von mir bleiben, und ſich immer fragen werden: werde ich ihn noch frei finden? Das macht mich unglücklich, aber ich kann es nicht ändern und muß es ertragen. Alſo es bleibt dabei, ich verlaſſe Baden nicht, und wenn Sie nicht ruhig

ſein können, wollen wir lieber getrennt bleiben. — Auf den Brief der heute noch kommen kann, kann ich nicht warten. Iſt etwas Dringendes darin zu beantworten, geſchieht es morgen, wo nicht, ſchreibe ich Ihnen erſt in einigen Tagen wieder. Bis jezt ſchrieb ich täglich, um Ihre Aengſtlichkeit zu vermindern. Da, wie ich ſehe, dies aber doch nichts hilft, und ich Ihnen gar nichts zu berichten habe, will ich Ihnen lieber das Poſtgeld ſparen.

Baden. Mittwoch, den 18. April 1832.

Jezt ſind Sie mein liebes Kind wieder, da Sie ſich ſo vernünftig betragen. Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der Hoffnung, daß Sie der Brief nicht mehr findet, und daß Sie Donnerſtag abreiſen. Wenn ich genau erfahre um welche Zeit Sie von Carlsruhe abreiſen, komme ich Ihnen ein Stück Weges entgegen. . Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß die *** amüſante Leute wären? Doch haben ſie Verſtand genug ſich in meiner Geſellſchaft zu amüſiren. Sie ſind ſehr begierig,

wer die Damen ſind, die ich erwarte. Ich habe ihnen weiß gemacht: es wäre meine Großmutter und meine Tante. Und das glauben ſie ganz im Ernſte! Sie müſſen ſich alſo mit der Marie abfinden, welche von Euch die Großmutter und welche die Tante ſein ſoll. Die Zeit wird mir hier nicht lange. Ich werde angeſtaunt wie das achte Wunder der Welt, und es hinge blos von mir ab, das große Wort zu führen. Cramer beſuchte mich geſtern, und ſagte mir, einige Leute, ein Breslauer Kaufmann und eine polniſche Gräfin, die mit Familie hier lebten, ſtürben vor Ungeduld mich kennen zu lernen, und ich möchte doch mit ihm zu ihnen gehen. Bei dem Breslauer waren wir auch ſchon; die Gräfin will ich noch einige Tage ſchmachten laſſen. Geſtern auf der Straße begegnete ich Robert und ſeiner Frau und ging zu ihnen. Mit ihrer gefährlichen Krankheit war Uebertreibung, ſie ſieht ſo gut aus wie voriges Jahr. Der Pittſchaft der ein ſchlechter Arzt ſein ſoll, hat aus ihrem Uebel eine Schwindſucht gemacht. Sie ſchaffte ihn

und mit ihm die Schwindsucht ab. Er Robert aber ist mager wie ein Spaz. Gestern Abend im Casino traf ich den Pittschaft. Ich redete ihn freundlich an und betrug mich wie ein Hofmann. Die Andern als sie das sahen, lachten verstohlen. Ich brachte ihn auf medizinische Gespräche, damit seine arrogante Art hervortrete und ich ihn abkonterfeien kann; denn ich werde mich in einem Supplement noch mehr lustig über ihn machen. In einer Wochenschrift die Spindler hier herausgibt (der Zeitspiegel) stehen medizinisch-philosophische Abhandlungen von Pittschaft — es gibt nichts lächerlicheres! Das gibt mir Stoff zu hundert Bogen Satiren. Er, der Robert und Carové müssen zernichtet werden. So alle meine Feinde. Wer klug ist, merke sich das. Sie sind ein Schurke, wenn Sie sagen ich hätte mein Ehrenwort gebrochen. Erstens, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es vergessen, Ihnen mein Ehrenwort gegeben zu haben, nicht nach Deutschland zu reisen. Zweitens habe ich Sie damals wie ein krankes Kind behandelt.

Mein Wort war Medizin, die man wegwirft nach der Genesung.

Der Breslauer Kaufmann zeigte mir einen Brief aus Breslau, worin man ihm schreibt: die Censur dort hat die Ankündigung der Lithographie von Börne gestrichen. Ist das nicht merkwürdig? Ich hätte gedacht mein Bildniß müßte der preußischen Regierung willkommen sein, um es in contumaciam an den Galgen zu schlagen, wie in Houwald's Bild. Adieu liebe Großmutter. Gruß an die liebe Tante.

Wenn Sie sich in Heidelberg lang genug aufhalten, lassen Sie mir doch die dort erscheinende Zeitung (Mannheimer Zeitung) vom 1. April an, bis zum Tage Ihrer Ankunft, für Geld holen, und nehmen sie mit. Ich brauche sie nöthig.

Neustadt an der Haardt, den 25. Mai 1832.

... Aber zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich keine Zeile lang sicher bin ungestört zu bleiben; eben verlassen mich drei Besucher, und wenn andere kommen (die ich nicht abweisen kann) muß ich auch den kürzesten Brief ohne Hurrah schließen. Dann müssen

Sie wiſſen, daß die Briefe von hier nach Baden und zurück, einen großen Umweg über Mannheim machen, alſo ſpäter anlangen, als ich berechnet hatte. — Mit dem Wetter habe ich ein wundervolles Glück. Nach ſo vielen ſchlechten Tagen, und geſtern Morgen war es noch regneriſch, geſtern das herrlichſte Wetter. Nicht beſſer hätte ich es machen können. Keine Hize, kein Staub, himmliſche Luft. Wären Sie nur mitgereist. Der Weg vom Rheine an, der zwei Stunden hinter Raſtatt liegt, bis hierher, der ſchönſte freundlichſte Garten. Fruchtfelder, Weinfelder. Wälder von Obſtbäumen in einem fort, daß das Herz darüber lacht. Um acht Uhr geſtern Abend kam ich hier an. Von Raſtatt aus mußte ich, weil die nächſte Station neun Stunden entfernt iſt, drei Pferde nehmen. Am Rhein war ich genöthigt eine ganze Stunde zu warten, bis die Nähe, die unglücklicher Weiſe auf der andern Seite war, zurückkehrte. Jenſeits des Rheins (im Bairiſchen) in einem Dorfe hielten die Pferde um zu füttern. Ich ging auf der Straße auf und ab.

Da kam ein Mann, der Akten unter dem Arme trug, alſo Beamter war. Er hatte wahrſcheinlich bei Conrad ſich erkundigt, wer der vornehme Herr mit den drei Pferden ſei, und es von ihm erfahren. Denn als ich wieder herbeikam, trat er zu mir, ungeheuer artig ſich bückend und ſagte: Sie ſind der Herr Börne? Ich lächelte gnädig. Der die Pariſer Briefe geſchrieben? Abermals. Dann große Freude. Er zeigte mir ein Schreiben der Regierung, das er ſo eben erhalten, worin alle Beamte des Rheinkreiſes aufgefordert werden, ſich beim Hambacher Feſte einzufinden, damit die honetten Leute das Uebergewicht bekämen. — Auf der nächſten Station wo ich zu Mittag aß, bekam ich Händel mit der Poſt. Man wollte mir, weil ich mit drei Pferden angekommen, auch weiter drei Pferde aufdrängen. Das war kein Spaß, denn ich hätte auf der ganzen Reiſe drei Pferde behalten müſſen. Da es friedlich nicht abzumachen, wiederholte ich mein Abentheuer von Dormans und ging zum Friedensrichter klagen. Dieſer ein alter freundlicher

Mann fing an meine Klage zu Protokoll zu nehmen. Ihr Name? Börne aus Frankfurt. Der die Pariſer Briefe geſchrieben? Und jezt hätten Sie die Sonnenfreundlichkeit des Friedensrichters ſehen ſollen. Protokoll, günſtiges Urtheil gleich zu Papier gebracht. Dann rief der Alte ſeinen Sohn herab, einen jungen Mann der erſt kürzlich die Univerſität verlaſſen. Wie war der froh mich kennen zu lernen. Er nahm den Richterſpruch ſeines Vaters und begleitete mich ins Wirthshaus; ich bekam alſo zwei Pferde. Und der Wirth, die Wirthin, die Töchter, die ſahen, daß der Friedensrichter mir ſo ſchnell geholfen, ſeinen eignen Sohn geſchickt, gebückt und geknirt bis zur Erde. Die dachten wohl ich wäre ein Prinz. Der junge Mann ſezte ſich zu mir in den Wagen und begleitete mich eine Strecke weit. Er äußerte, wenn ich nur länger in dem Orte geblieben wäre, wie ſich die Herrn mit mir gefreut hätten den Abend. — Candel heißt der Ort und der Friedensrichter Braun. Neuſtadt liegt wunderſchön am Fuße des Gebirgs. Als wir eine

Stunde vor der Stadt an einem Gartenhause vorbeikamen, zog ein anständiger Herr den Hut ab und rief vive la liberté. — Unter den Gästen die gestern Abend bei Tische im Wirthshause waren, kannte mich noch keiner, wahrscheinlich weil Conrad nicht ausgefragt wurde. Ich trank also meinen Thee Incognito. Ein Zug Herrn und Damen von Hambach herabziehend, kam noch in der Dunkelheit, Musik voraus, durch die Straße. Ein junger blonder Mann stürzte jubelnd in's Zimmer und rief: es lebe die Freiheit. Noch als ich im Bette lag, hörte ich Musik und Vivatlärm auf der Straße — tausend Menschen werden erwartet. — Diesen Morgen erhielt ich Besuch von einigen des Festcomités, Dr. Hepp, Buchhändler Christmann. Sie zeigten mir eine Verordnung, daß außer Rheinbaiern kein Fremder zum Feste zugelassen werden soll. Nun begreife ich nicht, warum man mich durch gelassen, da ich doch an der Grenze meinen Paß vorzeigte. Vielleicht ist auch nur Zweck des Verbots die Heidelberger Studenten abzuhalten. —

Ich erfahre daß ich wenigſtens noch Montag hier bleiben muß. Schreiben Sie mir, erwarten Sie aber ferner keine Briefe mit Beſtimmtheit. Adieu.

Neuſtadt an der Haardt. Montag, den 28. Mai 1832.

Ihren Brief vom Samſtag habe ich heute erſt erhalten. Wenig Zeit. Werde der Kürze wegen im Infinitiv ſprechen, wie der König von Preußen. Eine Närrin ſein! Keinen Spaß verſtehen. Erinnere mich ſo wenig, was ich Ihnen geklagt, daß ich Ihren ſo herzlichen Brief kaum verſtanden .....

Ich weiß noch nicht wann ich abreiſe; vor Mittwoch gewiß nicht, vielleicht aber erſt den Donnerſtag. Auch wenn ich Zeit hätte, könnte ich Ihnen nicht ſchildern, wie bedeutend das Feſt war und in ſeinen Folgen werden wird. Ich habe mich nach meiner Art zurückgezogen und faſt verſteckt. Half aber alle nichts. Ich werde als ein Napoleon angeſehen. Geſtern Abend brachten mir die Heidelberger Studenten ein Vivat mit Fackelzug vor meine Wohnung. Schon früher zog mir auf den Straßen

alles nach mit Geſchrei: es lebe Börne, es lebe der deutſche Börne! der Verfaſſer der Briefe aus Paris! Ich flüchtete mich zu Bekannten, in ein Haus, da ſtürzte man mir nach und rief vor dem Hauſe. Als ich heute über die Straße ging, riefen die Abreiſenden aus den Wagen: es lebe Börne. Nicht blos Studenten, auch Bürger. Die Rheinbaiern, Polen, kommen alle Deputationsweiſe zu mir, und halten förmliche Reden. Geſtern Abend war mein Zimmer gedrängt voll Menſchen die alle ſtehen mußten, die Thüre blieb offen, und die Andern die keinen Plaz hatten blieben auf dem Vorplaz. Sie ergriffen meine Hand und drückten ſie an das Herz wie die einer Geliebten. Ich hatte Mühe männliche Faſſung zu behaupten. Einige junge Leute aus Heidelberg, blond und hoch und ſchön wie Apollos, ſelbſt bewegt, brachten mich dem Weinen nah. „Nicht Herr Doktor, lieber Börne möchten wir Sie nennen“.. „Nennen Sie mich lieber Freund“ erwiderte ich, „ſo höre ich es am liebſten.“ Es iſt merkwürdig, welche Wirkung die

Briefe gemacht, viele reden davon als hätte ich allein die Bewegung dieſer Zeit hervorgebracht. Und das Feſt! Doch davon mündlich.

. . . . . .

... — Apropos. Gott hat mir etwas zugeſchickt, ſehr vortrefflich unſere beiderſeitige Romantik zu dämpfen. Meine goldne Uhr iſt mir geſtohlen worden. Habe die Nacht die Thüre aufgelaſſen. Ein Kerl der ſich morgens während ich ſchlief hereinſchlich, nahm ſie vom Bette. O weh! Was werde ich von Ihnen für Predigten hören müſſen! Der wahrſcheinliche Dieb iſt gefangen, aber die Uhr noch nicht. Noch einem andern meiner Bekannten im Hauſe, auch ein Genie wie ich, wurde ſeine Uhr auf gleiche Weiſe geſtohlen. Schreiben Sie mir nicht mehr. Alſo wahrſcheinlich komme ich Donnerſtag erſt zurück. Unter Andern kamen auch ein paar Gymnaſiaſten zu mir und fragten: wohnt hier der berühmte Börne? Adieu.

Ihr bis zum Galgen treuer und Sie liebender
Börne, der deutſche Börne!

Briefe aus der Schweiz.

1832.

Erſter Brief.

Freiburg, den 29. Juni 1832.
Vormittag 11 Uhr.

Ich habe heute den ganzen Morgen geſungen, denn ſobald ich von Ihnen fort war, war mir wieder ganz wohl. Es war ein Zahn herausgeriſſen — ruck — und es iſt vorbei.

Ich kam geſtern Abend noch weiter als ich gedacht, übernachtete in Kenzingen und komme eben an. In einer Stunde geht die Poſt ab; Sie werden alſo morgen frühe ſchon mit einem Briefe überraſcht. Heute iſt das herrlichſte Wetter der Welt. Freiburg iſt eine ſehr liebe Stadt. Alles liegt auf den Straßen, ich glaube wegen Feiertag. Geſtalt

und Kleidung der Landleute haben schon schweizerisch Aussehen. — Sie müssen fragen, um welche Zeit die Post hierher geht. Vielleicht früher als den Abend. Adieu. Bald mehr.

Zweiter Brief.

Freiburg, den 2. Juli 1832.

Ihren dicken Brief habe ich ſchon ganz frühe erhalten als ich noch im Bette lag. Es freut mich, daß Sie noch in Baden bleiben.. Die Beſchreibung des Hambacher Feſtes möchte ich auf jeden Fall haben. Schicken Sie mir ſie unter Kreuzband mit der Briefpoſt. Wahrſcheinlich werden mir die Hefte Gelegenheit geben, etwas über das Hambacher Feſt in den Freiſinnigen zu ſchreiben. Von hier kann ich Ihnen nichts Intereſſantes ſchreiben. Die Stadt iſt ſehr heiter, auch lebhaft. Aber geiſtiges Leben ſpürt man nicht. Die Studenten, meiſtens arme Landeskinder und katholiſche Theologen, ſind ſehr

still und zahm. Bei Rotteck war ich einmal, und er einmal bei mir. Morgen Mittag werde ich bei ihm essen, und da werde ich wohl mehrere von den Herrn kennen lernen. Welcker ist verreist, kömmt aber heute zurück. Der Zell hat mich auch besucht. Rotteck sympathisirt sehr mit meinen Ansichten in den Pariser Briefen. Aber die Narrheit mit seinem geliebten Landesvater ist ihm nicht aus dem Kopfe zu bringen. Die Stadt ist sehr freundlich, aber die nächsten Umgebungen, mit denen Badens verglichen, sehr ungefällig. Die schönen Parthien liegen entfernter. Ich bin wohl, aber verdrießlich. Meine Briefe machen mir Sorge. In Zürich gibt es sehr reiche Buchhändler, die aber blos Schweizer-Sachen verlegen. Doch ist das meine lezte Hoffnung. Ich werde noch diese Woche dahin reisen, aber auf jeden Fall Ihren nächsten Brief abwarten. Mein Weg geht durch den schönsten Theil des Schwarzwaldes über Donaueschingen und Schaffhausen. Rotteck hat vom Mitarbeiten am Freisinnigen gesprochen; ich gab keine bestimmte Antwort.

Mein Wagen iſt mir ſehr zur Laſt. Ich könnte nicht allein billiger, ſondern auch angenehmer mit dem Hauderer reiſen. Es iſt aber nicht zu ändern. Auf jeden Fall laſſe ich ihn in Zürich zurück, wenn ich von dort weitere Ausflüge mache. Die Engländer wimmeln hier wie die Mücken. Sie reiſen aber nur durch. Rotteck hat einen Brief bekommen, der von nahe bevorſtehenden Tyranneien des Bundestags ſpricht. Alle Conſtitutionen ſollen aufgehoben werden. — Das Wetter iſt herrlich. Es gibt aber in der Nähe der Stadt, eine ganz kurze engliſche Anlage ausgenommen, nicht einen einzigen ſchattigen Spaziergang. — Vielleicht iſt Benzel-Sternau auf ſeinem Gute bei Zürich, dann beſuche ich ihn.

Dritter Brief.

Freiburg, den 5. Juli 1833.

Gar freundlich iſt dieſe Stadt. Zu Oertels Waſſerkur wäre ſie vortrefflich. Durch alle Straßen ſtrömt das hellſte friſcheſte Quellwaſſer, und Sie würden ſich nicht bedenken, ſich in der Goſſe zu waſchen. Ueberall und keine andern als Röhrbrunnen, die wie Guthörende erzählen, Einen ſehr angenehm in den Schlaf murmeln. Geſtern Abend lauſchte ich unter zwölf Dienſtmädchen am Brunnen, welche acht Röhren übermurmelten — hätte ich ſie verſtehen können, Roberts ſämmtliche Novellen hätte ich dafür gegeben. Dieſen Morgen um drei Uhr weckte mich der Schein der

Blize, der durch die geschlossenen Fensterläden drang, aus dem Schlafe auf. Es donnerte stark, ich verließ das Bett und kleidete mich an. Dann öffnete ich das Fenster. Der Athem des jungen Tages war balsamisch. Wie ich später erfuhr, hat der Bliz vor der Stadt eingeschlagen und gezündet, die Feuerspritzen gingen hinaus. — Die Gegend hier ist nicht so unschön, wie ich in meinem vorigen Briefe in meiner Naseweisheit (die ich meinem vieljährigen schlechten Umgang verdanke) voreilig geurtheilt. Auch ganz in der Nähe der Stadt hat man die herrlichsten Thäler und Hügel. Vorgestern ging ich mit Welcker und einer Gesellschaft, die er wegen meiner eingeladen, in ein solches Thal, das eng von Bergen eingeschlossen, ein halb niedergebranntes Kloster und einige Gasthäuser versteckt. Da ist es gar herrlich. Wir aßen da zu Nacht und kurz vor zwölf Uhr kam ich erst nach Hause. Das bekam mir den folgenden Tag sehr wohl.

Am nämlichen Tage aß ich bei Rotteck. Gemüthlich, verständig, aber etwas kleinstädtisch war alles.

Wir wurden nach unſern Plätzen gewieſen, theils nach Staatsrang und Würde, theils wie man uns ehren wollte. Ich, als Held des Tages, verſteht ſich zu oberſt. Dann rechts neben mir: Der Chef der Liberalen der Landſtände von Sigmaringen. Das Reich Sigmaringen wird wahrſcheinlich in Europa liegen; mehr weiß ich nicht. Links neben mir, der Geheimerath Duttlinger, dann ein Profeſſor, der kein Hofrath war, ihm rechts gegenüber ein Profeſſor der es war; dann zwei junge Doktoren; dann die Frau, und die drei Töchter Rottecks. Kein Bedienter und kein Dienſtmädchen ſervirte, ſondern die Töchter und die Frau, was zwar recht idylliſch war, einen aber oft in Verlegenheit ſezte. Von Rotteck wurde feierlich meine Geſundheit ausgebracht in deutſch-landſtändiſchem Styl. Ich gab gar nicht Acht auf die Worte, vernahm aber einiges vom geiſtreichen Börne. Da ſtanden Frau und Töchter, und alle Kinder auf, (er hat neun) kamen mit ihren gefüllten Gläſern zu mir und ſtießen verächtlich an mein Waſſerglas.

Ich ſtumm wie ein Fiſch habe zur Erwiderung blos gelächelt und genickt. Der zweite Toaſt galt dem Mirabeau von Sigmaringen. Dieſer konnte auch keine Worte des Dankes finden. Erſt ſpäter ſprudelte er einige Worte hervor, und deklamirte dummes Zeug, ſo ohngefähr wie Ferdinand in Kabale und Liebe. Da brachte Duttlinger die Geſundheit der Frau von Rotteck, und ſagte drei Mal: Dieſe Frau Hofräthin mit ihrem Hofe (nämlich ihren Kindern) ſoll leben! Das Andere habe ich nicht verſtanden.

Rotteck, Welcker und die andern Liberalen hier ſympathiſiren ſehr mit meinen politiſchen Anſichten und des Rühmens meiner Pariſer Briefe war kein Ende. Viele und rührende Bitten um Mitarbeiten am Freiſinnigen. (NB. Wenn ich geſtört werden ſollte, wie es leicht kommen kann, ſchließe ich mitten im Worte, denn die Poſt geht um halb zwölf Uhr ab.) Welcker ſagte: ich könnte in den Freiſinnigen ſchreiben, wie ich wollte, und er hätte ganz ohne Bedenken alle meine Pariſer Briefe abdrucken

laſſen.. Bei Rotteck war auch ein Profeſſor Schneller, Hiſtoriker, der dreißig Jahre in Oeſterreich Profeſſor war, und es endlich nicht länger aushalten konnte. Da ging er nach Freiburg ſeinem Geburtsorte zurück, und ließ ſich hier anſtellen. Die Profeſſoren leben hier wie auf allen Univerſitäten wie Kaze und Hund unter einander. Leider bin ich hier auch berühmt, alles guckt mir nach, alle wollen mich kennen lernen. Glücklich die Dummen! Jeden Abend kommen einige Studenten in's Haus, und erkundigen ſich beim Wirthe, ob ich noch hier bin, wann ich abreiſe. Wahrſcheinlich möchten ſie mich beſuchen und ſind zu blöde dazu.

Geſtern war Schelble hier mit ſeiner Frau, die noch jung und hübſch iſt. Er iſt nicht weit von hier im Schwarzwalde geboren, und beſucht auf einige Wochen ſeine Heimath. Wir ſprachen viel über Muſik. Felix Mendelsſohn ſtellt er hoch, ſehr hoch. Er meint: wenn er auch bei ſeinem Leben nicht anerkannt würde, geſchähe es doch gewiß nach ſeinem Tode. Von der Nachwelt eines

zwanzigjährigen Menſchen ſchon jezt zu reden, das iſt viel. Mendelsſohn iſt von der altdeutſchen religiöſen Schule, wie Schelble und der Cäcilienverein. Seine Muſik iſt bei dieſen weiblichen Muſik-Pfaffen ſehr geachtet.

Ich weiß noch nicht wann ich abreiſe, und werde mich nicht übereilen. Vorher will ich noch einige Bekanntſchaften machen, und mir Adreſſen nach der Schweiz verſchaffen.

Dieſen Morgen fuhren Wagen mit Hochzeitgäſten unaufhörlich hin und her. Die Hüte der Kutſcher mit weißen Bändern und Blumenſträußen geſchmückt. Aber dem Puze der Frauenzimmer nach, war es eine vornehme Hochzeit. Gleich hinter einer ſolchen Freudenkutſche kam der Leichenzug eines jungen Mädchens, der Pracht und zahlreichen Begleitung nach das Kind reicher Eltern. Voraus wohl fünfzig Mädchen, keine über fünfzehn Jahr alt; dann der Sarg mit Kränzen von weißen Roſen behängt. An jeder Seite des Leichenwagens, ſechs Mädchen, die eine Blumenkette verband. Dann

ein langer Zug von Männern und Frauen. Prieſter in ihrem Ornate mit Kreuz und Rauchfaß — es war alles ſehr ſchön. Hinter dem Leichenzuge kam die aufziehende Wachtparade mit Trommeln und Muſik. Zu gleicher Zeit kamen vor mein Haus zwei Wagen voll Engländer, einer von der Schweiz, einer nach der Schweiz. Adieu. Die Poſt ſchlägt.

Den Münſter habe ich ſchon oft beſucht, aber ich verſtehe ihn noch nicht. Profeſſor Z. erzählte mir: eine Wiener Dame habe bei ſeinem Anblick geſagt: ſie habe noch keinen Thurm geſehen, der ſo ſchön gewachſen wäre.

Vierter Brief.

Freiburg, den 7. Juli 1832.

— Die Studenten haben mir geſtern Abend ein Ständchen gebracht. Donnerſtag Abend um zehn Uhr, da ich mich eben ins Bett gelegt, kamen ſie in großer Zahl vor mein Haus mit Laternen, und ſangen aus Muſikbüchern ganz herrliche Lieder. Conrad ſagte, ohngefähr ſechszehn hätten geſungen. Dabei riefen ſie: es lebe der Vertheidiger der deutſchen Freiheit! Hoch! Ich ließ ihnen durch Conrad ſagen, daß ich bedaure ſchon im Bette zu liegen, und es möchten doch einige heraufkommen. Da kamen eben zehn, ſtellten ſich um mein Bett, und ich die Nachtmüze auf dem Kopfe hielt eine wirklich

ſehr ſchöne und rührende Rede an ſie, und revolutionirte ſie ganz entſezlich. Die ganze Nachbarſchaft war in Allarm und lag am Fenſter. Geſtern kamen wieder zwölf Studenten zu mir und da habe ich ſie förmlich inſtruirt, wie ſie ſich bei der bevorſtehenden Revolution zu verhalten hätten. — Meine Ideen reifen doch alle nach und nach. In Rheinbaiern haben ſich mehrere Gemeinden vereinigt, und es iſt zu erwarten daß ſich nach und nach alle anſchließen werden, und haben beſchloſſen: ſie würden ihren Söhnen und Angehörigen, die im bairiſchen Militair dienen, erklären: wenn künftig einer von ihnen, ſei es in Baiern, ſei es ſonſt wo in Deutſchland gegen das Volk ſich brauchen laſſe von der Regierung, dann ſolle er von ſeinen Eltern verſtoßen, von ſeinen Angehörigen und Mitbürgern als ehrlos angeſehen werden, ſo daß ſich keiner in ſeiner Heimath mehr dürfe blicken laſſen. Das muß wirken.

Fünfter Brief.

Freiburg, den 9. Juli 1832.

Sie müſſen mit meinen kurzen Briefen einſtweilen zufrieden ſein, in der Folge ſchreibe ich längere. Ich werde gar zu oft geſtört, von Profeſſoren und Studenten. Was ich in meiner Nachtmüze den Studenten gepredigt habe, können Sie ſich ja leicht denken. Vaterlandsliebe, Freiheit, Waffenkampf, Fürſtenjagd. Bekannt wird nichts davon werden. Hat doch keine der hier erſcheinenden vier Zeitungen von dem Ständchen etwas erzählt, wahrſcheinlich aus Furcht, der Bürgerfreundliche und ſeine Geſellen möchten das übelnehmen und der ganzen Stadt anrechnen. Geſtern Abend wurde von den

Studenten dem liberalen Deputirten von Itzstein aus Mannheim, der auf einen Tag hergekommen, und der in meinem Hause logirt, auch ein Ständchen gebracht, und dabei wiederum gerufen: es lebe der deutsche Patriot Börne! Am meisten Spaß macht mir, daß der Mensch welcher neulich in dem Freisinnigen in einem Berichte über das Hambacher Fest gesagt, etwa zwanzig Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Ständchen gebracht „ich hoffe eine Spottmusik" hier ist, und zu seinem Aerger die Theilnahme der hiesigen Studenten für mich, selbst mit ansehen und anhören mußte. Es ist ein junger Mensch aus Carlsruhe, der seit einiger Zeit als Unter-Redakteur des Freisinnigen angestellt ist. Sonst liberal, aber ein Deutschthümler und Franzosenfeind. Er hat sich mir durch ein eigenthümliches Wort, das er auf lächerliche Weise oft gebraucht, als Verfasser jenes Artikels selbst verrathen; doch weiß er nicht, daß ich ihn kenne. Sie sehen, daß alle gegen mich erscheinenden Kritiken die öffentliche Meinung weder leiten noch irre führen

konnten. Ich habe doch noch kein Wort zu meiner Vertheidigung öffentlich geſprochen und doch huldigen alle bis auf wenige Ausnahmen meinen Geſinnungen. Zu den Ausnahmen gehört auch Profeſſor ***, den Sie voriges Jahr mit Welcker geſehen. Er iſt zwar ſehr artig und freundlich gegen mich, aber daß ich ſo gegen die Deutſchen losgezogen, will er mir nicht verzeihen. Neulich in einer Geſellſchaft äußerte er: nicht blos in meinen Pariſer Briefen, ſondern auch in allen meinen frühern Schriften wäre ich gegen die Deutſchen losgezogen. Ich erwiderte: wer ſechszehn Jahre lang in ſo mannichfaltigen Verhältniſſen und Schriften immer das nämliche behauptet, der muß wohl Recht haben. Darauf wurde Herr *** von der ganzen Geſellſchaft ausgelacht. Vor einigen Tagen war ich bei Profeſſor Amann einem meiner Verehrer zu Tiſche gebeten. Auch *** war da. Da brachte Amann meine Briefe herbei und ſagte: die Stelle über Blücher hätte ihm ſo gut gefallen: „es iſt als wenn ein Stein triumphiren wollte, daß ein Menſch

über ihn gestolpert." Ich bemerkte ihm: nicht ich, sondern Lord Byron hätte das gesagt. Darüber wurde *** ganz giftig und sagte zu mir: ja so wäre ich. Da entspann sich ein allgemeiner Wortwechsel über Blücher, gegen den sich die Meisten aussprachen. Nun war es ein großer Spaß. Ich selbst der den Streit herbeigeführt zog mich gleich zurück.. Amann, badischer Deputirter, hatte sich in der lezten Kammersizung sehr bemüht, das Cölibat der katholischen Geistlichkeit aufzuheben. Eine große Zahl katholischer Geistlichen die gern heirathen möchten (o sancta simplicitas!) haben darauf ihren Dank zu bezeugen dem Amann einen sehr schönen silbernen Becher verehrt.

Ich werde Samstag abreisen. Sie haben sehr Unrecht wenn Sie glauben anbeten sei dümmer als heirathen. Anzubeten kann ich aufhören wann ich will; aber seine Frau hat man auf immer. — Es ist wahr Conrad ist ganz glorreich über die mir gebrachte Huldigung. Er lacht immer. Am Sonntage hatten sich die Studenten zufällig in der Nähe

meines Hauſes verſammelt, um von da auf einen Berg hinauf zu ziehen, wo ſie mit Geſang und Reden den Jahrestag der Sempacher Schlacht feiern wollten. Da kam Conrad lachend herein und ſagte, die Studenten kämen wieder. Er meinte ſie wollten zu mir. Sie ſchickten mir auch eine Deputation, und ließen mich zur Feierlichkeit einladen. Es war mir aber zu warm und zu hoch. Doch ſchickte ich Conrad hinaus, der mich dort gleichſam repräſentirte. — Geſtern Abend ſchon um Mitternacht (wie mir Conrad eben erzählt) wurde in der Wirthsſtube ein Bürger, der ſich unehrerbietig über einen Deputirten ausgelaſſen, von andern Bürgern zur Thüre hinausgeworfen. Dabei war eine große Balgerei, und vier Philiſter lagen auf der Erde. Ich hätte das mit anſehen mögen. Es kann wohl in der Mannheimer oder ähnlichen Zeitung kommen: ich wäre Schuld an den Unruhen die vorgefallen; es liegt aber nichts daran, in einigen Tagen gehe ich fort.

Sechster Brief.

Freiburg, den 13. Juli 1832.

Was ſagt man denn zu den Bundestagbeſchlüſſen? Hier lacht man dazu. Das heißt, man iſt zwar in großer Wuth über die niederträchtige Geſinnung des Bundestags; aber die Folgen meint man, würden von keiner Bedeutung ſein.

Die Hize iſt auch hier fürchterlich. Geſtern waren 26 Grad im Schatten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nur Abends und Morgens reiſen werde. Morgen Nachmittag 4 Uhr reiſe ich wahrſcheinlich ab. Ich habe da einen Weg von nur drei Stunden Zeit zu machen, und bleibe die Nacht im Höllenthal, einer wilden romantiſchen Gegend

im Schwarzwalde, worüber Sie im Schreiber nachsehen können. Sonntag und Montag werde ich verschiedene interessante Gegenden im Schwarzwalde besuchen. Mich interessiren die Uhrenfabriken, und die des Herrn von Eichthal (Bruder des Pariſers) in St. Blasien. Dienstag gehe ich nach Schaffhausen, wo ich die Nacht bleibe. Dort habe ich blos den Wasserfall zu sehen und Mittwoch komme ich nach Zürich. Schreiben Sie mir also künftigen Montag nach Zürich. Ich logire im Schwert. Ich habe mir Empfehlungsbriefe von hiesigen Professoren nach der Schweiz geben lassen. Ich habe heute schon sieben Stück, bekomme aber noch mehrere. Unter andern habe ich einen an den Badischen Gesandten nach Luzern. Dort ist jezt Tagsazung, sehr lebhaft und der Mittelpunkt vieler politischen Verhandlungen und Intriguen. Luzern ist eine der interessantesten Gegenden der Schweiz. Doch werde ich Zürich nicht eher verlassen, bis die Sache meiner Briefe ganz in Ordnung ist. — Es stand doch in einer der hiesigen Zeitungen, daß mir die Stu-

denten ein Ständchen gebracht, aber in einem Blatte, das wenig im Auslande bekannt ist: im Schwarzwälder. — Nicht wie ich neulich schrieb die Studenten waren es, welche dem Herrn von Itzstein ein Ständchen gebracht, sondern die hiesigen Bürger. Das Vivat das bei dieser Gelegenheit auch mir ausgebracht wurde, war also nicht wie das Erstemal von den Studenten, sondern von den Bürgern, welches meinen Ruhm erhöht! Der Mensch welcher hinausgeworfen wurde war ein Commis, weil er gesagt: der Itzstein ist ein guter Mensch. Ein Chirurg nahm das übel, und sagte dem Commis: ob er denn mit Itzstein so familiär wäre, daß er sich so ausdrücken dürfe? Darauf warf er ihn zur Thüre hinaus. — Ich habe Besuche zu machen und muß schließen. In Zürich werde ich also einen Brief von Ihnen vorfinden. Ich schreibe Ihnen von Schaffhausen.

Siebenter Brief.

St. Blaſien. Montag, den 16. Juli 1832.

Ich habe Ihnen verſprochen, erſt in Schaffhauſen wieder zu ſchreiben. Da ich langſamer fortkomme als ich gedachte, mich beſonders lange hier aufgehalten, und fürchte daß ich ſo wenig als bis jezt, auch in Schaffhauſen Zeit finden werde zu ſchreiben, will ich einſtweilen, blos mit kurzen Worten berichten, daß ich mich wohl befinde und ſehr angenehm und lehrreich reiſe. In Zürich ſchreibe ich alles ausführlich. Seit geſtern bin ich hier, wo ich die bewunderungswürdigen Fabriken des Herrn von Eichthal geſehen. Morgen reiſe ich nach Schaffhauſen. Donnerſtag werde ich wohl in Zürich

ſein, wo ich mich in den See ſtürze, wenn ich keinen Brief von Ihnen vorfinde. Ueberall berühmt und angebetet, wo nicht geliebt, gefürchtet und daher überall gut aufgenommen und auf's freundlichſte behandelt.

Achter Brief.

Zürich, den 19. Juli 1832.

Es kann ſein daß ich noch einen Brief von Ihnen bekomme, meiner aber muß um zehn Uhr geſchloſſen ſein. Ich werde alſo, berechnet die unvermeidlichen Störungen heute kurz ſein müſſen. Geſtern Mittag kam ich von Schaffhauſen hier an, oder eigentlich vom Waſſerfalle; denn ſeit einiger Zeit iſt nahe dabei ein Wirthshaus errichtet, wo man übernachten kann, und alſo gar nicht nöthig hat, das unſehenswürdige Schaffhauſen zu berühren. Erwarten Sie keine Beſchreibung; ich habe nicht ſo viel Phantaſie mehr ein Stückchen Schwamm daran anzuzünden. Der Bundestag hat mir zwanzig Eimer

Waſſer über den Kopf gegoſſen. Auch verderben Einem die Bücher und Kupferſtiche alle Luſt. Jeder Felſen im Waſſerfalle, jedes Schaumgewölbe war mir bekannt und als ich ſie nun ſah, überraſchten ſie mich nicht mehr. Auch kam ich von der unrechten Seite an. Das Buch ſchreibt vor, man müſſe von der linken Rheinſeite ſich dem Falle nähern, weil er dann plözlich vor die Augen tritt, ich aber (was nicht zu vermeiden war) kam von der rechten Seite, ſah ihn ſchon aus dem Wagen, und dann vom Führer begleitet von verſchiedenen Standpunkten, ſo daß er endlich, wie immer wenn man ein Wunder wachſen ſieht, die Bewegung nicht in mir hervorbrachte, die er nach der Vorſchrift des Buches in einem wohlerzogenen Menſchen hervorbringen ſoll. Dabei hatte ich anderthalb Stunden hinab und hinauf zu gehen, zweimal über den Rhein zu ſezen, und ſtehen zu bleiben und zu bewundern ſo oft es dem Führer beliebte. Den erſten ſchönen Standpunkt des Rheinfalles hat ein Müller unter Schloß und Riegel, den zweiten in

Laufen eine garſtige Frau; beide mußte ich bezahlen, zweimal den Schiffer, dann den Führer und dabei ſchwizte ich ſehr. Als ich nun bedachte daß das erſt das Abc der Schweizer Herrlichkeiten ſei und der erſte Tropfen eines Meers von Schweiß, da wünſchte ich mich in eine arabiſche Sandwüſte, wo man ſchwizt weil man muß, und nicht weil man ein Narr iſt und will, wo man nicht zu klettern braucht, ſondern ganz gemächlich auf dem trabenden Kameele ſizt, wo man nicht geprellt wird, ſondern höchſtens beraubt von den Beduinen, und wo kein dummer Cicerone mir erzählt was ich ſeit dreißig Jahren auswendig weiß. Wenn Sie nichts dagegen haben — aber ich ſchiebe alle Verantwortlichkeit auf Sie, Sie allein haben zu entſcheiden — alſo wenn Sie es erlauben, will ich mich aufknüpfen, oder mich in den See ſtürzen, oder, was am allerromantiſchſten wäre, ich will mir das Rieſenſchwert, welches als Wirthshausſchild unter meinem Fenſter hängt, und das ich mit den Händen erreichen kann, in die Bruſt ſtoßen, um meinen jam-

mervollen Leiden ein Ende zu machen. Die Ausgaben in der Schweiz sind fürchterlich. Vom Wasserfalle aus mußte ich Hauderer-Pferde nehmen, denn in der Schweiz gibt es keine Extra-Post. Der Weg nach Zürich beträgt zehn Stunden, den ich einschließlich ein und ein halb Stunden für Fütterung, in sieben Stunden zurücklegte. Für diese halbe Tagreise mußte ich sieben große Thaler zahlen, also zweimal so viel als die Post kosten würde. Und das ist die Taxe. Eine Tagreise kostet drei Brabanter Thaler und einen kleinen Thaler Trinkgeld, also zweimal so viel als die Post kosten würde. Da man aber immer das doppelte zahlen muß für die Rückfahrt, kostet eine Tagfahrt (ungerechnet das beträchtliche Chaussee- und Brückengeld) sieben große Thaler. Und wenn die Entfernung auch nur einen halben Tag beträgt, wie in meinem Falle, so macht dieses keinen Unterschied. Wagen und Pferde, oder Pferde allein zu eigenem Wagen, das ist alle eins; so daß mein eigener Wagen mir in der Schweiz das Reisen nicht vertheuert. Sollte ich aber weiter

reiſen, werde ich den Wagen zurücklaſſen, um wo möglich mich einer Geſellſchaft anzuſchließen, oder einen Einſpänner für mich allein zu nehmen. Auch das Geld für Führer und dergleichen kömmt hoch, wenn man ſich keiner Geſellſchaft anſchließt. Nur allein den Rheinfall zu ſehen, hat mich einen kleinen Thaler gekoſtet. Alſo wählen Sie: Strick, See, oder Schwert! — Eben erfahre ich, daß, ich weiß nicht ob alle Briefe, oder nur die welche an Wirthshäuſer adreſſirt ſind, gar nicht ins Haus gebracht werden, ſondern auf der Poſt geholt werden müſſen. Vielleicht war geſtern ſchon einer für mich da. Ich habe hingeſchickt.. Da iſt er! Bin begierig ob etwas darin ſteht, was mich vom Erhängen, Erſtechen und Erſäufen abhält.

Was ſollte ich denn von den Bundestagbeſchlüſſen noch ſagen? Wußte ich doch alles vorher wie es kommen würde. Im Addiren und Multipliziren verrechne ich mich zuweilen; aber den Wahnſinn und die ſchamloſe Ruchloſigkeit der deutſchen Ariſtokratie die das unglückliche Land beherrſcht, be-

rechne ich auf den kleinſten Bruch. Und das ſind erſt die Grundzüge des Tyrannenſyſtems, die ſchreckliche Ausarbeitung wird noch erſcheinen. Und wenn ich Recht behielte auch mit dem Volke! Wenn es alle die Schmach geduldig ertrüge! Noch hoffe ich.

Neunter Brief.

Zürich, den 21. Juli 1832.

Ich habe Ihnen zwar von den vergangenen Tagen noch manches Intereſſante mitzutheilen, ich käme aber gar nicht zur Gegenwart, wollte ich zu den alten Geſchichten zurückkehren. Ich werde alſo mit den neueſten, von geſtern anfangen, und die alten Geſchichten ſpäter und gelegentlich erzählen. Geſtern beſuchte ich die Gräfin Benzel-Sternau auf ihrem Gute, das zwei Stunden von der Stadt entfernt am See liegt. Es heißt nach dem Namen der Gräfin Maria, Mariahalden. Um halb neun Uhr Morgens ſezte ich mich in eine Gondel (ich allein, Conrad ließ ich zurück) und ließ mich fort-

schiffen. Es sind zierliche grün angestrichene Schiffchen, oben gegen die Sonne mit grünem Tuche bedeckt, die offnen Seitenwände verstatten die Aussicht. Der See kann überall übersehen werden, er ist wie ein Strom, doch überall so breit als wo der Rhein am breitesten ist. Der Himmel war etwas bedeckt, es wehete ein mäßiger aber frischer Wind, so daß ich die Sonne begierig suchte, den bedeckten Theil des Schiffes verließ, und mich am Schnabel des Schiffes hinlegte. Da ward ich eingelullt von alten Liedern in die schönsten frühesten Tage, zurück in die Wiegenzeit meines Herzens, ich bekam Thränenwehen, konnte aber lange nicht weinen. Dann kehrte ich dem Schiffer den Rücken zu und ließ meine Augen vom Winde trocknen. Warum waren Sie nicht bei mir? Ich glaube, allein zu sein in der Freude ist noch schmerzlicher als allein sein im Schmerz. Was Schiller im Wilhelm Tell singt: es lächelt der See — das lernt man erst verstehen wenn man ihn gesehen. Er ist blau und vom Winde bewegt wie fließender Himmel. Nichts

freundlicher als die Ufer. Die mäßigen Höhen auf beiden Seiten, vom herrlichſten Grün bedeckt, ſind vom Gipfel bis unten überſtreut von Dörfern und Landhäuſern, man könnte ein Lämmchen darin werden. Die Natur, mit mütterlicher Zärtlichkeit, wirft eine ganze Handvoll Zucker in den ſauern Trank des Lebens. Ich lehnte mich über den Bord des Schiffes, ſah, träumte in den See hinab, und es war mir, als ſollte ich alle meine Sorgen darin verſenken. Mein Schiffer war träge und ruderte wenig, er ließ das Segel arbeiten, das nicht viel fleißiger war als er. So ging es langſam fort und mir war das recht. Nach zwei Stunden kam ich an. Ich wußte der Graf ſei abweſend. Durch einige Bekannte, die ſchon den Morgen hinausgegangen, war man vorbereitet auf meine Ankunft. Ich bin gewiß, man hätte ſonſt vor Ueberraſchung laut aufgeſchrien. Mit welcher Freude und Herzlichkeit ich aufgenommen worden, kann ich Ihnen kaum ſchildern. Schon Jahre lang erwartete man mich. Der Graf hatte ſchon mehreremal geſchrieben,

man ſollte mich einladen. Als ſie aus der Zeitung erfuhren, daß ich in Straßburg ſei, wollten ſie mir ſchreiben, ſie verloren aber meine Spur. Der Gräfin bin ich ganz ein Mann ihres Herzens und ihres Geiſtes, ſie denkt und fühlt wie ich. Meine Briefe lagen im Zimmer, ſie wurden im vorigen Winter unter Jubel vorgeleſen. Aus meinem 8ten Theile (den ſie noch nicht beſizt) hatte der Graf die Stellen über Göthe handſchriftlich mitgetheilt. „Ueber Göthe haben Sie ganz aus meinem Herzen geſprochen", ſagte die Gräfin. Vor zwölf Jahren oder gar ſchon vor vierzehn, war ich einen Tag bei dem Grafen auf ſeinem Gute bei Frankfurt. Damals trug ſie das wunderſchöne Kind auf den Armen, das einige Jahre ſpäter am Zürcherſee ſo traurig das Leben verlor. Die Gräfin iſt eine ſchon ſehr alternde Dame. Leidenſchaftlich liberal. Außer einigen Beſuchern von Zürich, die vor dem Mittageſſen weggingen, fand ich dort keinen Fremden als einen jungen Menſchen aus Zürich, der im Hauſe wohnt, den Hofmeiſter des jungen Grafen, Werner

(Dichter von vielen Anlagen), der Victor Hugo's Tragödien überſezt, und den Sie von Frankfurt aus kennen müſſen. Vor zwei und ein halb Jahr, als ich im Winter krank war vor dem Allerheiligenthore, beſuchte er mich. Er erinnert ſich Ihrer und Ihrer „geiſtreichen Phyſiognomie" und vermuthete, daß die Pariſer Briefe an Sie gerichtet. Des Grafen Sohn der hier iſt (ein älterer iſt in Oeſterreichiſchen Militärdienſten), iſt zwölf Jahr alt. Die Freude dieſes Knaben, wie auch jenes ſchon erwähnten achtzehnjährigen jungen Menſchen, als ſie erfuhren, ich ſei der Verfaſſer der ihnen ſo bekannten Briefe, hätten Sie ſehen ſollen. Die Gräfin erzählte mir ſpäter, ſie wären oft ins Nebenzimmer gegangen, hätten dort in den Briefen geleſen, und ſo ganz friſch mit mir verglichen. Mittags aß ich dort. Nachmittags kamen wie gewöhnlich verwandte Damen, die ſich in einem nahe gelegenen Dorfe eingemiethet, zum Thee. Es iſt Frau von *** aus ..., und deren zukünftige Schwiegertochter, ein Fräulein von Berlichingen. Die Gräfin hatte mir vor An-

kunft ihrer Couſine anvertraut, ſie ſei eine Ariſtokratin. Doch ſpricht ſie verſtändig und ſcheint gebildet. Abends, als ich gerade Abſchied nahm, im Wagen nach Zürich zurückzufahren, kamen noch andere Herrn und Damen von benachbarten Landgütern zum Beſuche. Außer mir, wohnt noch ſeit wenigen Tagen ein junger Pole auf dem Gute. Dieſer war morgens früh nach Zürich gegangen, hatte dort in einer Zeitung meine Anweſenheit erfahren, kam gleich in den Gaſthof mich zu beſuchen, da er meine Schriften kennt und liebt, und war, als er zu ſeiner Ueberraſchung hörte, ich wäre zur Gräfin gegangen, gleich wieder umgekehrt. Doch ließ er mir ein artiges Billet zurück, das ich Abends fand. Ein ſehr liebenswürdiger Menſch.

Was ich nun gleich gefürchtet als ich mich entſchloſſen die Gräfin zu beſuchen, das traf auch ein. Kaum war ich angekommen und das Willkommen-Reden vorüber, wurde ich eingeladen auf dem Gute zu wohnen, ſo dringend, ſo freundlich, daß ich es nicht abſchlagen durfte. Es iſt mir nicht

recht. Eine viertel Stunde von Zürich, am See, liegt ein öffentlicher Vergnügungsgarten mit einem sehr schönen Hause, und die Wirthe, die mir gleich gefielen, wurden mir von hiesigen Einwohnern als sehr ordentliche Leute empfohlen. Da wollte ich mich einmiethen. Im Vorüberfahren landete ich da, sah die Zimmer an, fand alles gut, und war schon für wöchentliche Miethe und Preiß der Kost übereingekommen. Die Forderung war für die Schweiz sehr billig und billiger als in Baden. Kost und Logis für mich und Conrad hätten wöchentlich kaum 18 Gulden betragen. Und die Aussicht auf Land und Wasser ist herrlich. Das Haus wird vom See, dessen frischer Wind mir vielleicht nicht zuträglich gewesen wäre, durch die ganze Länge des geräumigen Gartens getrennt. Vorn aber, hart am See, sind herrliche Bäume, dicht umlaubte rund umschlossene Pläze, und da hätte ich zu jeder Zeit nach der Stadt und sonst hinfahren können, wo mich die Laune lockte. Nun ist zwar bei der Gräfin Garten und Aussicht noch weit schöner, und an ungestörter

Freiheit ganz nach meiner Laune zu leben, wird es mir unter ſo gewandten Weltleuten gewiß nicht fehlen; doch — ich bin der ich bin; mehr noch an Geiſt als an Körper verwöhnt, mehr noch mit der Seele als mit dem Körper in Pantoffel und Schlafrock und jeder Zwang, auch der freundſchaftlichſte, iſt mir zuwider. Muß ich nicht zuweilen an der Geſellſchaft Theil nehmen, muß ich nicht ſpazieren gehen? Darf ich über das Eſſen ſchimpfen? Muß ich nicht wie ein Narr geiſtreich ſprechen? Ich habe ſchon geſtern ſo viele vernünftige und ſchöne Dinge geſagt, daß man einen elften Band damit füllen könnte. Und wer ſingt mir vor: Schmerzt dich dein Fingerlein? Und das ſchlimmſte kömmt noch. Als ich mit der Gräfin von einem Bedienten ſprach, war ſie verlegen. Es iſt für Conrad kein Zimmer mehr frei. Eigentliche ſtädtiſche Bedienung hat die Gräfin nicht; ſondern nur Knechte für die Landwirthſchaft, und die, wie ſie ſagte, wären und herbergten ſo ſchmuzig, daß man keinen ordentlichen Bedienten zu ihnen geſellen könnte. Es blieb mir

alſo nichts anderes übrig, als Conrad in das eine viertel Stunde vom Gute abgelegene Dorf für Logis und Koſt anzudingen. Er wird nun zwar den ganzen Tag bei mir ſein, auch mich morgens bedienen können. Indeſſen werde ich ihn Abends beim Schlafengehen vermiſſen, und ich werde genöthigt meine Strümpfe ſelbſt auszuziehen. Es iſt nicht zu ändern. Der dringenden Einladung durfte ich nicht widerſtehen und dann überlegte ich auch, daß es gut ſei, wenn ich meine körperliche und geiſtige Trägheit Einmal überwinde, und unter fremden Menſchen lebe. Mein Verſtand iſt dafür und ſo mag es geſchehen. Heute oder Morgen ziehe ich mit Sack und Pack hinaus. Adreſſiren Sie meine Briefe künftig poste restante. Der Bote geht zwei Mal wöchentlich in die Stadt und holt Briefe.

Sonntag, den 22. Juli. Vielleicht bekomme ich heute Nachmittag noch einen Brief von Ihnen. Dieſer aber muß früher auf die Poſt, ich kann Ihnen alſo nicht antworten. Nach dem Eſſen (ich

bin bei einem Professor eingeladen) fahre ich nach Mariahalden.

Im Schwarzwalde bin ich ungeheuer berühmt. Welchen neuen Ruhm aber ich mir im Gasthause von St. Blasien erworben, und wie ich dort durch meine Schriftstellerei mir fünf bis sechs Gulden erworben, das will ich Ihnen jezt erzählen. Als ich im Wirthshause von St. Blasien, das in einer rauhen romantischen Gegend des Schwarzwaldes liegt (es wäre ein Paradies für einen Fra Diavolo) des Morgens beim Frühstücke saß, trat der Wirth, ein großer starker Mann, in mein Zimmer, und klagte mir fast weinend: im ächten Schwarzwälder (einem Volksblatte das in Freiburg erscheint), hätte jemand drucken lassen, sein Wirthshaus wäre das schlechteste weit und breit, und so wäre er ein zu Grunde gerichteter Mann, wenn ich nicht die Gnade hätte etwas gegen die Verleumdung drucken zu lassen, und er würde ewig dankbar dafür sein. Ich versprach es ihm. Ich hatte den ganzen Tag keine Zeit, und erst Abends

zehn Uhr sezte ich mich schlaftrunken hin und schrieb einen Brief an den Redakteur des ächten Schwarzwälders*) in dem ich das Wirthshaus lobte. Auch fand ich wirklich alles gut. Es war elf Uhr als ich damit fertig wurde. Dann ließ ich den Wirth rufen, gab ihm das Concept und sagte ihm: er solle es den Abend noch abschreiben lassen, weil ich den andern Morgen abreisen wollte, das Concept aber zurück haben müsse. Nach Mitternacht kamen zwei Philister zu mir herauf, von welchen einer den Artikel abgeschrieben und der Andere als Deputirter der Wirthsstube sich ihm zugesellte. Wahrscheinlich war der Artikel in der Wirthsstube öffentlich vorgelesen worden. Nun hätten Sie das Gesicht dieser Bürger sehen sollen, als sie vor mir standen, und auf meine dringendste Einladung sich nicht zu sezen wagten! Dieses Lachen, diese durchbohrende Bewunderung, und wie sie in meinem Gesichte herumwühlten, da das Ge-

*) S. am Schlusse dieses Briefes.

heimniß meiner Größe zu finden! Es war der Triumph meiner Schriftstellerei. Und doch war, bis auf einen Spaß, nichts im Artikel, den ich halb schlafend und in der Eile geschrieben. Als ich nun den andern Morgen abreiste, machte mir der Wirth eine auffallend wohlfeile Rechnung, und für seine drei Pferde, die er mir vier Stunden weit und über die höchsten Berge des Schwarzwaldes mitgab, wollte er durchaus keine Bezahlung nehmen. St. Blasien ist eine Art Flecken, in einem Winkel versteckt, von der Landstraße abgelegen und dort kennt alle Welt meine Schriften. Noch am Morgen kamen Leute athemlos vor meinen Wagen, die mich kennen lernen wollten. Den Abend vorher, es dämmerte schon, kam ein rußiger Mann in mein Zimmer. Ich hielt ihn für einen bettelnden Handwerksburschen und empfing ihn barsch. Dann verstand ich ihn deutlicher und sagte: So, Sie sind ein Uhrmacher. Endlich verstand ich ganz deutlich, und ich erfuhr, daß er Pfarrer sei in einem Dorfe, das auf einem hohen Berge eine

Stunde von St. Blaſien liegt. Er ſagte mir, er kenne meine Schriften und ich hätte ihm ganz aus der Seele geſchrieben. Was der Mann ängſtlich war! Wie er verlegen und kurzathmig ſtotterte, als ſpräche er mit einem Könige! Alle meine Freundlichkeit mußte ich aufbieten ihm Muth einzuflößen. Und Sie haben ſich nie vor mir gefürchtet! (Von Herrn von Eichthal ein anderes Mal). — Jezt möchte ich nun wiſſen ob mein Artikel im Schwarzwälder abgedruckt worden. Paſſen Sie auf was Sie zu thun haben. In Freiburg erſcheint der Schwarzwälder und der ächte Schwarzwälder. Im leztern ſteht mein Artikel. Einer von beiden Wäldern wird im Caſino von Baden gehalten. Gehen Sie alſo eines Morgens in das Lamm. Es iſt ein ſchöner Garten dort. Fordern Sie Kaffe, Eier oder einen Krug mineraliſch Waſſer, und bitten Sie den Wirth Ihnen den Schwarzwälder aus dem Caſino zu holen. Iſt das Blatt nicht da oder ſteht der Artikel nicht darin, will ich ihn Ihnen abſchriftlich ſchicken. Jezt muß ich ſchließen

um einzupacken. Um zwölf Uhr esse ich bei einem Professor, der 500 Gulden Gehalt und Frau und Kinder hat. Da werde ich mir wahrscheinlich den Magen nicht verderben. Zürich, es ist wahr, ist die Hauptstadt der Langeweile. Von Mariahalden schreibe ich Ihnen oft und viel.

Ihr B.,
Vertheidiger der Gastwirthe und Beschüzer der Unschuld.

An den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälder.

St. Blasien, den 16. Juli 1832.

Vorgestern, Samstag, übernachtete ich in einem Gasthause des Schwarzwaldes, wo zwar sonst alles gut, das Bett aber so lakonisch war, daß es für mich, einen der kleinsten aller Deutschen nicht hinreichte. Dieses nöthigte mich, beim Schlafen die Lage eines Kindes im Schooße seiner Mutter anzunehmen — eine Lage, die für einen alten Mann

zwar viel Rührendes hat, weil ſie ihn in die erſten dunkeln Zeiten ſeines Daſeins zurückführt, die aber ungemein anſtrengend iſt. Hier in St. Blaſien aber fand ich ein ganz vortreffliches Bett von angemeſſener Länge, und ich konnte mich von der Ruhe der vorigen Nacht ausruhen. Dieſes wohlbehagliche Gefühl ſtimmte mich heute Morgen ſehr heiter, ſo daß ich beim Frühſtücke guter Dinge war. Da trat der Wirth in mein Zimmer, hielt mir ein Zeitungsblatt — es war der ächte Schwarzwälder vom 1. Juli — unter die Augen, und ſprach mit Hohn und Erbitterung: Sehen Sie, mein Herr, das ſind die ſchmackhaften Früchte unſerer Preßfreiheit! Ich ward roth; denn ſeit fünfzehn Jahren kämpfe ich mit für die Freiheit der Preſſe, und ich hoffte, wir würden endlich die ſüßen Aepfel der Hesperiden und kein bitteres Obſt gewinnen. In der erwähnten Nummer Ihres Blattes heißt es von dem Gaſthauſe, in dem ich dieſes ſchreibe: es ſei „das ſchlechteſte in einem Umfang, welchen ein Haas in ſieben Tagen kaum

durchſpringen kann." Ihr Correſpondent hatte gewiß keine üble Abſicht, als er dieſes ſchrieb, ließ ſich aber vielleicht von einem Gerüchte irre führen, das böſer Wille geſchickt zu verbreiten wußte. Ich bin etwas verwöhnt und auf Reiſen anſpruchsvoller als löblich iſt, und Sie dürfen daher meiner Verſicherung glauben, daß ich in dem Gaſthauſe von St. Blaſien alles ohne Ausnahme, Zimmer, Bett, Eſſen, Bedienung ſehr gut, ſogar beſſer als in manchen Städten gefunden. Ja, ſelbſt den einzigen Fehler, den oft die beſten deutſchen Gaſthöfe haben, und der mich immer in die größte Wuth verſetzte, der nämlich, daß die gedankenloſen Stubenmädchen den Stiefelknecht ſo weit unter das Bett ſchieben, daß man ein Dachshund ſein müßte ihn hervorzuholen — ſelbſt von dieſem iſt das hieſige Gaſthaus frei. Der Stiefelknecht war zu ſehen, und dem kürzeſten Arme erreichbar.

Indem ich Sie nun bitte, mein Herr, zur Genugthuung eines in ſeinem Rufe gekränkten Mannes meine Erklärung in Ihrem Blatte aufzu-

nehmen, erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, die wichtiger ist, als der Gegenstand, der sie herbeigeführt. Ich glaube, daß ein Journalist weder die Pflicht noch das Recht hat, selbst die bewiesenen Fehler eines Einzelnen, oder die Ungebührlichkeiten, die eine geschlossene Häuslichkeit nicht überschreiten, vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu bringen. Nur in dem Falle, wo man den Menschen nicht von dem Bürger trennen kann, wie es bei Regierungsbeamten eintritt; nur da kann ein Journalist in die schmerzliche Nothwendigkeit kommen, wegen des Bürgers den Menschen nicht schonen zu dürfen. Durch solchen Mißbrauch der freien Rede wird den zahlreichen, so erbitterten Feinden der Preßfreiheit eine Schadenfreude gebracht, die sie mit all ihrem Golde erkaufen würden, gäbe es nicht gedankenlose Menschen, die sie ihnen schenken. Glauben Sie es meinem Beobachten und Erfahrungen: die Feinde der freien Presse, wie jeder Volksfreiheit, benuzen nicht blos solche Ausschweifungen, in welche oft selbst die gutmeinendsten

Journaliſten verfallen; ſondern ſie wiſſen auch auf heimlichen Wegen liſtig dazu aufzuregen, um dem Gegenſtande ihres düſtern Haſſes auch eine Verachtung zuzuwenden, die ihm gefährlicher iſt, als alle Gewalt, und verderblicher als die Feindſchaft der Mächtigſten.

Zehnter Brief.

Mariahalden. Donnerſtag, den 26. Juli 1832.

Geſtern Abend vor Mitternacht, da ich von einer Seefahrt zurückkam erhielt ich Ihren lieben Brief. Wir wollen beide ſchreiben, wenn wir Stoff und Luſt haben, und nicht gerade abwarten bis des Andern Brief ankömmt; das gäbe oft Aufenthalt, da ich, auf dem Lande, zwei Stunden von der Stadt entfernt, weder Ihren Brief immer am nämlichen Tage ſeiner Ankunft in Zürich erhalten, noch ihn auch an jedem Tage beantworten kann. Was ſagt man zu den Raſereien der Bundesverſammlung? Zwar iſt es mir recht, daß ſie die Saite ſo gewaltig ſpannen — mir war nur immer

vor ihrer Mäßigkeit bange, welche den gutmüthigen Deutſchen ſo leicht gewinnt — doch dieſe Unverſchämtheit, dieſer Hohn und Troz bringt mich in die heftigſte Leidenſchaft. Jezt will ich ſehen was mein Volk macht!

Seit Sonntag wohne ich hier bei der Gräfin Benzel-Sternau. Ich bin da ſchon ſo eingewohnt — es iſt mir manchmal wie ein Traum! Die Gräfin iſt eine ſehr gute Frau, und ſorgt für mich, für meine Bequemlichkeit, Diät, kurz für alles, ſo freundlich als Sie es nur könnten. Könnte ich Ihnen nur eine lebhafte Vorſtellung von der herrlichen Lage des Gutes geben. Es liegt am Abhange eines Hügels, am See, von dieſem durch den Garten getrennt, der terraſſenförmig hinabſteigt bis ans Waſſer. Die herrlichſten Schattenparthien, Size, Ausſichten im Garten. Ich wohne im erſten Stock und ſehe aus dem Bette den See und die Berge drüben. Vor meinem Fenſter iſt ein großer breiter Balkon, der die Breite des ganzen Hauſes einnimmt, mit Orangen beſezt, und die Geländer

mit Weinreben umflochten. Neben meinem Zimmer iſt ein anderes mit den herrlichſten Gemälden, dann die Bibliothek, ganz wie ich ſie ſammeln würde, die neueſte franzöſiſche Literatur; ich hätte ein Jahr daran zu leſen. Alle Thüren ſtehen offen, und kann ich dieſe Zimmer, wie zu meinem Appartement gehörend betrachten. Ich lebe ſehr ungenirt und bequem. Daß Conrad nicht im Hauſe iſt, hindert mich gar nicht; er kömmt täglich drei Mal zu mir und macht alles in Ordnung. Eine Klingel führt zu den Mägden, und ein junger Menſch, der bei unverſchloſſener Thüre neben mir ſchläft, macht ſich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, mir in allem behülflich zu ſein. Es darf auch überall geraucht werden im Haus und Garten, nur in den Zimmern nicht wo die Gemälde hängen. Morgens frühſtücke ich allein, weil ich früh aufſtehe, die Andern um acht Uhr gemeinſchaftlich. Dann gehe ich hinauf und ſeze mich dazu, wie bei Ihnen. Ich werde eingeladen eine Taſſe Kaffe zu trinken, nur eine; aber ich widerſtehe beſſer als bei Ihnen. Um

neun Uhr gehe ich auf mein Zimmer, oder am See spazieren. Um ein halb zwei Uhr wird gegessen. Nach Tische schlafe ich. Um fünf Uhr gehe ich in den Garten, wo ich immer Besuche antreffe. Da wird Thee getrunken bis neun. Wenn die Fremden fort sind, wird im Zimmer zu Nacht gegessen, gesprochen, auch vorgelesen bis elf. Gestern haben wir eine Wasserfahrt gemacht vier Stunden weit, bis zur Insel Ufnau bei Rapperschwyl. Auf dieser Insel liegt Hutten begraben. Auf einen Hügel sezten wir uns ins Gras, ich auf meinen Mantel, breiteten da kalte Küche aus und aßen und tranken. Als wir uns um sechs Uhr in's Schiff sezten zurückzufahren, bekamen wir Sturm. Nachdem wir zwei Stunden bis zu einbrechender Nacht gefahren, landeten wir und legten den übrigen Theil des Weges theils zu Wagen, theils zu Fuß zurück. — So lebe ich in den Tag hinein, ohne Plan, fast ohne Wunsch. Aus Paris wird diesen Winter gewiß nichts. Wohin sonst? Ich weiß nicht. Nach Deutschland kann ich nicht, da wäre ich nicht sicher.

Es ſind erſchreckliche Zeiten! Ich ſchrieb Ihnen vorigen Winter: „Es wird mit einer großen Hängerei endigen.“ Und ſo wird es kommen. Campe, wenn er auch wollte, kann meine Briefe jezt gar nicht drucken laſſen. Nach den neuen Bundestagbeſchlüſſen werden alle Buchhändler unter beſondere Polizei-Aufſicht geſezt. Sie ſind ruinirt, wenn ſie etwas Liberales drucken laſſen. Denn nicht blos das Buch wird confiscirt, ſondern alle ihre Verlagsartikel werden verboten, auch die erlaubten Bücher, um ſie zu beſtrafen. So hat es Preußen ſchon mit zwei Buchhändlern gemacht, weil ſie liberale Sachen herausgegeben, wurden alle ihre Schriften, ohne Unterſchied verboten. Es iſt mir faſt lieb wenn meine Briefe, ſo wie ſie geſchrieben, gar nicht erſcheinen. Ich würde meinen durch die frühern Briefe erworbenen Ruf verlieren. Die Späſſe gegen meine Rezenſenten ſind nicht an der Zeit. Ich habe die Deutſchen gelobt, und wer weiß wie ſie ſich jezt betragen. Was auch geſchieht bleiben meine frühern Briefe (kommen keine dazu)

in Ehren. Wehren ſich die Deutſchen, heißt es bei Vielen: ich hätte viel dazu beigetragen, ſie aufzuregen, indem ich ihnen ihren bisherigen Sklavenſinn vorgeworfen. Laſſen ſie ſich alles gefallen, iſt es gewiß mein Triumph. Wenn alſo Campe die Briefe nicht nimmt, mache ich einen Auszug von den beſten der Briefe, das zuſammenſtellend was jezt paßt, was ich vorhergeſagt, und gebe um jeden Preis das Buch irgend einem Schweizer in Verlag. Sie leben im ſiebenten Himmel und leſen höchſtens die Carlsruher Zeitung. Sie kennen alſo vielleicht die neuen Bundesbeſchlüſſe gar nicht. Der Freiſinnige iſt verboten, Welcker zum Zuchthaus verurtheilt ꝛc. Der Bote geht fort, auch fehlt es mir an Gemüthsruhe. Uebrigens bin ich geſund, und wohler als in Baden, und habe es hier ſo gut als bei Ihnen. Das ſagt alles. Ich lebe jezt ganz das adlige Landleben, wie es Göthe in ſeinen Romanen beſchreibt. Wäre ich ſo ein Geck wie er, könnte ich die erhabenſte Poeſie darin finden und daraus dichten. Ein närriſcher Kauz von Arzt aus dem näch-

ſten Dorf.. ein humoriſtiſcher Geiſtlicher.. ein italieniſcher Graf, geflüchteter Carbonaro; mehrere Polen; Maler; eine alte Dame, höchſt ariſtokratiſch, die weil ſie glaubt eine ſchöne Stimme zu haben, in einem fort den Marſeiller Marſch ſingt. Ein junges ſchönes Fräulein ſagt mir naiv wie Gurli: ach, heute habe ich mich an der Bruſt geſtoßen, grade unter dem Herzen, und ich habe einen rothen Fleck davon. Thee trinken, franzöſiſch ſprechen, Zeichnen, Muſik, mediſiren, übrigens bei allen einige Bildung und viel Literatur. Ich, der Alte. Das iſt's.

Elfter Brief.

Mariahalden. Samſtag, den 28. Juli 1832.

Geſtern Abend, faſt unerwartet, erhielt ich Ihren Brief. Sie ſind aber immer noch die alte Schmarozerin. So oft ſich einer ein Vergnügen macht und weint, gleich weinen Sie ungebeten mit. Habe ich Sie dazu eingeladen? Und aus Rührung wollen Sie mit mir nach Paris, nach dem ſüdlichen Frankreich. Das ſind Träume und Schäume. Zu Paris habe ich kein Geld, und werde auch keines bekommen. Von Campe kann ich jezt täglich Antwort erhalten; aber es iſt nicht daran zu denken, daß er mein Werk druckt. In der Schweiz — kein Gedanken! Ich habe mich ſchon darnach erkundigt. Wie

die Schweizer die potenzirten Deutschen, so sind die Schweizer Buchhändler die potenzirten Buchhändler. Ich kenne einen Professor in Zürich, ein berühmter Philolog, der die mühsamsten, in ganz Europa geachteten Werke herausgibt; er bekömmt für den Bogen fünf Gulden! Schreckliche Menschen die Schweizer. Sie müssen nur *** darüber sprechen hören. Die ungeheuersten Philister. Sie wissen gar nichts vom Auslande, und bekümmern sich nicht darum, weder in Politik noch Literatur. Sie lesen nichts als ihren Zschokke. Meine Briefe sind zwar überall bekannt, doch das ist eine Ausnahme. In den Schweizer Blättern findet man fast nichts über Deutschland, so daß ich von den neuesten Ereignissen gar nichts oder nur spät erfahre. Es erscheinen viele Blätter in der Schweiz; aber alle wöchentlich nur einmal. — Rathen Sie mir was ich thun soll für den nächsten Winter. Uebrigens sind die politischen Ereignisse abzuwarten. Im südlichen Frankreich sich aufzuhalten, ist, einschließlich der langen Reise, so kostspielig als in Paris. Auch haben Sie

vom südlichen Frankreich eine falsche Vorstellung. Es gibt wenige schöne Gegenden da. Im Winter ist das Klima zwar milder als anderswo, aber böse Winde sind der Gesundheit schädlich. Ich haushalte mit meinem bischen Gelde soviel als möglich. Höchstens werde ich mir erlauben, eine kleine Tour von zehn Tagen nach Luzern und den kleinen Cantonen zu machen. Und dann — wohin? Ach wohin!

Seien Sie nur nicht besorgt, ich möchte aus Höflichkeit meine Diät vernachlässigen. Sie kennen mich gut! Ich genire mich nicht. Aber meine Wohnung ist himmlisch. — Ich erfahre so eben, daß der Bote nach der Stadt schon Mittag fortgeht; ich muß also eilen. Eigentlich wüßte ich Ihnen auch nichts zu schreiben. Ich lebe so still und gedankenlos fort, nicht vergnügt, nicht mißvergnügt. Daß ich hier auf dem Lande nicht täglich, in Zürich selbst nicht hinreichend erfahre was in Deutschland vorgeht, erhält mich in einer unruhigen Spannung. Die wichtigsten deutschen Angelegenheiten werden in

den Schweizer Blättern mit wenigen Zeilen berührt. In Mannheim ſoll ein Regiment, das man gegen die Bürger gebrauchen wollte, die Waffen niedergelegt haben. Iſt das wahr? Schreiben Sie mir doch was Sie Wichtiges erfahren. — Ich mache mir keine Sorge mehr, wenn zur beſtimmten Zeit kein Brief von Ihnen kömmt, höchſtens werde ich verdrießlich. Aber in dieſer Entfernung, und eigentlich abſeiten der ordentlichen Poſtwagen, läßt ſich auf Regelmäßigkeit der Beantwortung nicht rechnen.

Die Cholera, die in Paris wieder fürchterlich geſtiegen war, nimmt wieder ab; nach der geſtrigen Zeitung um achtzig in einem Tage. Um ſo ſicherer iſt Paris gegen einen neuen Ausbruch im Herbſt. Alsdann kömmt ſie erſt nach dem ſüdlichen Frankreich. — Den Lebrett aus Augsburg kenne ich ſehr gut von Stuttgart her, wo er früher war. Er hat immer viel auf mich gehalten. Er iſt bekannt als ein wüthender Bonapartiſt. Es iſt ein wahrer Fanatismus bei ihm.

Der S. iſt ja jezt ganz dumm und trocken ge-

worden. Wahrſcheinlich iſt der Bundestag Schuld daran. Bei mir hat er dieſelbe Wirkung hervorgebracht. Ich könnte jezt kein Wort ſchreiben, und wenn mir ein Buchhändler hundert Carolin für den Bogen gäbe. — Ich gähne ſehr oft beim Thee und Abendeſſen, mitten unter den edlen Damen. Sie ſehen daraus, wie wenig ich mich aus Artigkeit genire. Auch bin ich geſund nach Verhältniß meiner Geſundheit. Könnten Sie nur einen Blick, nur einen Blick aus meinem Fenſter thun! Es iſt zu ſchön. In den Briefen, welche die Gräfin mit ihrem Manne wechſelt, werden zu mehrerer Sicherheit Perſonen von politiſcher Bedeutung durch Buchſtaben oder willkührliche Namen bezeichnet. Ich heiße, ſeit Erſcheinung des 8ten Theils, der Kurfürſt von Soden. Geſtern bei Tiſche wurde auf die Geſundheit des Kurfürſt von Soden getrunken. Adieu. Der Bote eilt.

Zwölfter Brief.

Mariahalden, den 2. Auguſt 1832.

Ich habe geſtern einen Brief von Ihnen erwartet, und ich glaube, daß ich ſchon vorgeſtern hätte einen erwarten dürfen. Ich berechne eben, daß es zwölf Tage ſind, ſeit ich hier auf dem Gute wohne und ich noch auf keinen einzigen Brief, den ich von hier geſchrieben, Antwort erhalten. Wie geht das zu? Ihre Briefe von Baden ſind auch immer erſt am 4ten Tage in Zürich angekommen. Gewiß werden ſie aufgemacht und geleſen. Das geſchieht jezt überall, ſogar in der Schweiz, wie mir die Gräfin geſagt. Wir müſſen in der Folge uns über fremde Adreſſen verſtändigen, und zu den Brief-

Adreſſen eine andere Hand gebrauchen. Geſtern war ich ſeit acht Tagen zum Erſtenmale wieder in Zürich, und habe dort R. getroffen. Im Vertrauen geſagt, er hat mich ennuyirt. Er iſt ein ſo ordentlicher Menſch und ſpricht an der Wirthstafel ſo viel und altklug und ſo laut mit aller Welt über Politik, daß ich ein bischen Krämpfe davon bekommen. Es iſt gar nicht mehr Mode, mit fremden Leuten viel zu ſprechen. — Von Campe habe ich Antwort erhalten. Es iſt nichts. Er wagt es nicht in jeziger Zeit. Aber eine andere Ausſicht hat ſich eröffnet. Ein Buchhändler in Luzern, der wahrſcheinlich von meinem hieſigen Aufenthalt erfahren, hat mir ſchriftlich den Antrag gemacht die Briefe zu übernehmen. Er hat mir gerade ſo viel angeboten als Campe. Was hilft mir das? Mit dieſem Gelde könnte ich doch den Winter nicht in Paris leben. Ich werde ihm andere Vorſchläge machen, und die Zeit der Unterhandlung benuzen das Manuſcript ganz fertig zu machen. Bekomme ich dieſe Summe, dann kann ich nach Paris reiſen,

und mit weniger Beſchränkung gegen den frühern Aufenthalt, ſorgenfrei dort leben. An eine Reiſe in die Schweiz denke ich jezt alſo gar nicht. Erſtens war ich ohnedies nicht dazu geſtimmt, und dann muß ich mein ſehr bischen Geld ſchonen.

Ich werde die nächſte Woche wieder in die Stadt ziehen, und zwar in den Garten von dem ich Ihnen früher geſchrieben. Ich muß nahe bei der Stadt ſein, erſtens wegen des Copiſten den ich brauchen werde; zweitens, weil ich hier auf dem Gute ſelten Zeitungen bekomme und ich wenig erfahre was in der Welt vorgeht; endlich weiß ich auch nicht, wie lange es ſich ſchickt, das Gaſtrecht zu benuzen. Zwar bat mich die Gräfin auf's dringendſte und freundlichſte länger zu bleiben, und ſie hat das gewiß ernſtlich gewünſcht — indeſſen mir fehlt es an Erfahrungen in ſolchen Verhältniſſen. Ich denke vierzehn Tage hier zugebracht, das iſt genug. Dazu kommen die andern ſchon erwähnten Gründe. — Nachdem man lange beſcheiden gezaudert, hat man mich hier doch zulezt ſo freundlich

gebeten, etwas aus meinen neuen Pariſer Briefen vorzuleſen, daß ich nachgeben mußte. Ich ſuchte mehrere Stücke heraus, las geſtern und vorgeſtern Abend vor, und werde heute damit fertig werden. Es hat alles großen Beifall gefunden, beſonders die Predigt über die Mauth. — Von dem Drucke der neuen Briefe dürfen Sie mit keinem ſprechen; Geheimniß wurde mir zur Bedingung gemacht.

Freitag, den 3. Auguſt. Auch geſtern keinen Brief erhalten! Seit dem lezten ſind es jezt acht Tage. Sie brauchen ſich aber darum über meine Unruhe keine zu große Sorge zu machen. Wenn einer kömmt, iſt gleich alles wieder verſchmerzt. Geſtern Abend war ich ſo betrübt, daß ich auf meinem Zimmer blieb und als die Gräfin herunter ſchickte, ließ ich ihr aufrichtig ſagen, daß ich unglücklich ſei, weil ich ſeit acht Tagen keinen Brief erhalten und ſie mich entſchuldigen möchte.

Dreizehnter Brief.

Zürich, den 6. Auguſt 1832.

Vorgeſtern am nämlichen Tage da ich meinen Brief abgeſchickt, erhielt ich endlich Abends den Ihrigen. Das war nun von beiden Seiten wieder ein unnöthiger Jammer. Jezt wiſſen wir woran es liegt; der Brief kömmt immer am fünften Tag an. Er wird beſtimmt (wahrſcheinlich in Baſel oder Schaffhauſen) geöffnet. Daher die Verzögerung. Andere Leute haben mir das auch geklagt. Welch eine lächerliche Tyrannei! Als wenn ein Menſch, der nicht allen Verſtand verloren, in dieſen Zeiten ſo toll ſein könnte, einem Briefe ſeine Geheimniſſe anzuvertrauen. Von Baden nach Zü-

rich ist höchstens dreißig Meilen, ein Weg den die Post in ein und ein halb Tage zurücklegt, und der Brief kömmt erst am fünften Tage. Paris ist einige und siebenzig Meilen von Zürich, und die Zeitung kömmt am vierten Tag hier an!

Ich werde doch wieder draußen auf dem Gute bleiben. Ich habe eingesehen, daß es der Gräfin nicht allein angenehm ist, wenn ich bleibe, sondern daß es ihr unangenehm ist, wenn ich weggehe (ohne doch die Gegend zu verlassen.) Ich glaubte sogar Empfindlichkeit darüber bemerkt zu haben. Eigentlich hatte ich auch gar keinen Grund wegzugehen. Die unglückseligen Zeiten haben mich seekrank gemacht, und wie alle Kranke glaubte ich meinen Zustand zu erleichtern, wenn ich den Ort wechselte. — In der lezten Züricher Zeitung (ein aristokratisches Blatt) wird Europa davon benachrichtigt, daß ich mich auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau aufhalte. Zugleich wird erzählt: Murhard aus Cassel sei durch Zürich gereist, und Rotteck solle in der Schweiz angekommen sein. Das ist

nun alles miſerable Spionerie und durch dieſe Zuſammenſtellung ſoll die deutſche Bundespolizei benachrichtigt werden, daß wir nach der Schweiz gekommen eine Verſchwörung anzuzetteln.

Wie es mit meinem Buche ſteht, habe ich Ihnen im vorigen Briefe geſchrieben. Zehn gegen eins iſt zu wetten, daß die Briefe nicht gedruckt werden. Es kömmt gewiß innerhalb drei Wochen (und ſo lange dauert es bis ich Antwort bekommen kann, da der Buchhändler verreist iſt) irgend ein Ereigniß, das dem Verleger den Muth nimmt das Werk zu drucken. Ich werde alſo auf jeden Fall den Monat Auguſt in Mariahalden bleiben und inzwiſchen die Briefe ganz in's Reine bringen. Alle Hausbewohner, ſelbſt die Gräfin, haben ſich erboten, mir zu copiren, wenn es mit den Briefen entſchieden ſein wird. — Ich habe aus meinen Briefen eine dritte Abendvorleſung gehalten. Die Leute ſind ganz entzückt darüber. Die Geſchichte mit Gagern und Griechenland gefiel beſonders. Ueberhaupt macht das Humoriſtiſche mehr Eindruck als das

Sentimentale. Ich habe der Gräfin verſprochen, meine Pariſer Briefe künftig an ſie zu richten. Porto, die Mühe des Antwortens und des Copirens werden Ihnen dadurch geſpart.

Die Schweizer ſind fürchterliche Menſchen. Unſere deutſchen Philiſter ſind Athenienſer dagegen. Die Liberalen ſind am langweiligſten. Den Ariſtokraten, die jezt unterdrückt ſind, gibt die Wuth noch etwas Poeſie. Dieſe Schläfrigkeit, dieſer Egoismus, dieſe Habſucht — es iſt erſchrecklich! Dieſe Verehrung für das Geld iſt mir noch nicht vorgekommen. Die ſo gewinnſüchtigen Pariſer ſind Catonen dagegen. Deutſchland gegen die Schweiz, iſt wie Frankreich gegen Deutſchland.

Unſer geliebter Großherzog, der bürgerfreundliche Leopold, hat die Preßfreiheit wieder aufgehoben, Cenſur wieder eingeführt; aber die Caution hat er beibehalten! O das Freiburger Vieh! Wenn ich nur die gehörige Gemüthsruhe dazu gewinne, werde ich in der Vorrede zu den Briefen noch von den Bundestag-Ordonnanzen ſprechen. Da will

ich ſchimpfen! Alles frühere ſoll Höflichkeit dagegen ſein.

Ich gab Ihnen in Baden den Auftrag, im neuen Converſationslexicon den Artikel Börne zu leſen. Ich habe den Artikel in Freiburg geleſen. Er iſt ſehr unbedeutend, obzwar nicht gegen mich. Mich hat nur geärgert, daß man mich zwei Jahre älter gemacht, als ich bin. Ich ſoll 1784 geboren ſein. Welche ſchändliche Verleumdung!

Nie war ich in ſolcher ungewiſſen Lage, was ich thun, wohin ich gehen ſoll und kann, als jezt. Sie ſehen, daß Geld zur Zufriedenheit viel beiträgt.

Von Conrad könnte ich Ihnen ſchöne Genieſtreiche erzählen. Neulich iſt der Wildfang hier im Wirthshauſe Nachts elf Uhr auf's Dach geklettert. Ich habe aber heute keine Zeit die Geſchichte umſtändlich zu erzählen. Ein Andermal. Erinnern Sie mich daran, wenn ich es vergeſſen ſollte. Auch habe ich entdeckt, daß er einen großen Theil ſeines Vermögens auf Kupferſtiche, Lithographien

verwendet. Er ist ein Kunstfreund, und wer weiß, ob er nicht heimlich malt. Es ist ein Genie. Kurz — wie der Herr, so der Diener. Adieu. Ihr armer Teufel.

Vierzehnter Brief.

— —

Mariahalden, den 10. Auguſt 1832.

Ich bin ſehr neugierig, wie es mit uns noch werden wird, ob unſere Wünſche zur Ausführung kommen, und wir nächſten Winter zuſammen in Paris zubringen werden. Es würde mich ganz glücklich machen. Was Sie mir von Erſparungen in Paris bei gemeinſchaftlicher Haushaltung reden, iſt ſehr dumm. Von meinen Bequemlichkeiten kann ich nichts aufopfern. Lieber ginge ich gar nicht nach Paris. Ich könnte weder Conrad noch ein zweites Zimmer entbehren. Aber allerdings würde bei gemeinſchaftlicher Wohnung und beſonders bei gemeinſchaftlichem Eſſen viel geſpart werden. Doch

ohne die dazu erforderliche Summe wage ich mich nicht nach Paris. Dort Sorgen zu haben, oder ſich einſchränken zu müſſen — Sie wiſſen wie drückend das iſt. — Ueber mein Verhältniß im gräflichen Hauſe könnte ich freilich umſtändlicher ſchreiben, als ich bis jezt gethan; aber das bleibt doch beſſer mündlicher Mittheilung vorbehalten. — In Brüſſel iſt es wohlfeiler als in Paris und ſoll angenehm genug ſein. Aber ſo nahe bei Paris würde ich jeden Tag in Verſuchung kommen, dahin zu reiſen. Alſo wenn ich Geld bekomme, ſoll es bei Paris bleiben, ſonſt geht es nicht. Von meinem Capitale zu borgen, finde ich bei meiner leichtſinnigen Natur ſehr gefährlich. Jezt weiß ich nichts mehr zu ſchreiben. Das iſt ein langweiliger, aber dafür auch ein kurzer Brief. So geiſtesſchläfrig, wie jezt, war ich lange nicht geweſen. Ich beſchäftige mich mit Corrigiren der Briefe. Conrad ſchreibt ab, ſehr gut und nicht langſamer als die andern Copiſten auch. „Warum haben Sie mir nicht gefolgt, und haben den Conrad ſchon

früher abſchreiben laſſen?“ Weil Sie mir nichts zu befehlen haben. Adieu. Schreiben Sie mir oft und viel; das iſt mein einziger Troſt heut zu Tage. „Heut zu Nacht“ ſchrieb Benzel-Sternau in ſeinem lezten Briefe ſeiner Frau. Er ſchreibt ihr oft und viel und über Alles, wie ich Ihnen. Auch gerade ſo eng wie ich. Was mittheilbar, wird vorgeleſen.

Fünfzehnter Brief.

Mariahalden, den 14. August 1832.

„Das war ein schöner Abend, gestern Abend!“ Ich habe zwei Ihrer Briefe auf einmal bekommen, den vom 9ten und den vom 11ten. Sie sehen also, daß Unordnungen auf der Post vorgehen. Indessen wissen wir das jezt ein für alle Mal und wir wollen uns nicht mehr ängstigen. Was schadet der gute Vorsaz. Bei der nächsten Gelegenheit geht der Spektakel und die Angst doch wieder von neuem los. In Ihren Briefen sind Sie wieder die Alte: gut, dumm und ängstlich. Wie konnte es Ihnen nur in den Sinn kommen, daß ich künftig die Pariser Briefe an eine Andere schreiben soll? Kann ich

denn das, wenn ich auch wollte? Bin ich denn ein Schriftſteller wie die Andern, die nur geleſen und gelobt ſein wollen? Kömmt mir nicht alles aus dem Herzen, und muß ich nicht jemand lieben, ihm meine Gedanken mittheilen zu können? Sie ſollten roth darüber werden, daß Sie haben blaß werden können. Schon daß ich neulich nur aus den Briefen einiges hier vorgeleſen, war mir eine wahre Pein und ich that es nur aus ſchuldiger Höflichkeit. Sie ſind und bleiben ewig mein einziges und ganzes Publikum, und die Andern bekommen, was ich ſchreibe, nur vom Buchhändler zu leſen, nicht von mir. Aber daß Sie aus Conrads Dachklettern eine nagelneue Furcht gezogen, er möchte ein Nachtwandler ſein, darüber mußte ich herzlich lachen. Ach Gott, ein Tagwandler iſt er, ſo im Schlafe düſtert er alle ſeine Wege fort. Die Geſchichte war folgende. In Zürich wohnte ich im erſten Stock, der ein kleines Vordach nach der Straße hatte. Wie ich nun ſchlafen gehen wollte, ſagte ich Conrad, er ſolle die Fenſterladen zumachen. Nun

war aber der Laden von dem Ladenflügel des benachbarten Zimmers bedeckt und festgehalten. Das Nebenfenster lag so breit ab, daß Conrad mit dem Arme den Riegel nicht erreichen konnte. Erst sezte er sich rittlings auf's Fenster, den einen Fuß im Zimmer, den andern auf die Straße hinaushängend, und da er auch so das Nebenfenster nicht erreichen konnte, stieg er, tollkühn und leichtsinnig wie Sie ihn kennen, hinaus auf's Dach und schlich sich da fort, bis er den Riegel erreichte. Alles Schreien half mir nichts. Ich hielt in Todesangst ihn am Zipfel des Rockes fest. Es war nicht blos die Gefahr da, daß er hinabstürzte und den Hals brach, sondern auch die zweite Gefahr, daß die Wache gegenüber ihn wahrnehme und ihn für einen Dieb und Einbrecher halte, und die dritte, daß die Fremden, die im Nebenzimmer logirten, zum Fenster hinaus Diebe, Mörder schrien und um Hülfe riefen. Es lief aber alles glücklich ab. Und mit solchen Pagenstreichen ängstigt er mich alten Mann schon vier Jahre! Was thue ich?

Ueber Brüſſel habe ich Ihnen meine Meinung ſchon geſagt. Um das Wenige, was man dort wohlfeiler als in Paris lebt, lohnt es nicht der Mühe von lezterem Orte wegzubleiben. Uebrigens bin ich es nöthigenfalls zufrieden. Nach allem aber können Sie darüber beruhigt ſein, daß ich gerade nicht närriſch verzweifle, wenn ich nächſten Winter nicht in Paris ſein kann. Ich werde überall vergnügt ſein, wo Sie ſind, wenn es nur nicht in Frankfurt iſt. Uebrigens iſt zu bedenken, daß ich nach Erſcheinung der neuen Briefe nirgends in Deutſchland ſicher wäre. Wegen meiner vergangenen Miſſethaten würde ich wohl nichts zu fürchten haben. — Es lohnt ſich nicht der Mühe, Ihnen den Artikel des Schwarzwälders zu ſchicken. Wahrſcheinlich iſt er auch gar nicht gedruckt worden. Der Conrad hat jezt viel für die Briefe abzuſchreiben und ich mag ihn mit nichts Anderem die Zeit verderben laſſen. Es iſt merkwürdig, was der gut abſchreibt. Selbſt meine Fehler, die ich in der Uebereilung geſchrieben, corrigirt er. Es iſt ein Genie,

klettert auf das Dach und verſteht Orthographie. —

Ueber Homöopathie habe ich einen Profeſſor in Freiburg, der dieſe Art Heilung angenommen, oft und lang geſprochen. Ich bin ſehr dafür eingenommen. Er verſprach mich ganz zu heilen. Man muß aber wenigſtens vier, ſechs Wochen in der Nähe des Arztes bleiben, nachher kann man die Cur durch Correſpondenz weiter leiten. Wie ſoll ich nun das ausführen? Es gibt noch an wenigen Orten Homöopathen. In Paris gar keine. Wären Sie dafür, daß ehe ich Deutſchland verlaſſe, ich noch einige Zeit in Freiburg bliebe? Natürlich müßte ich fort, ſobald meine Briefe erſcheinen. Indeſſen wäre das erſt im November der Fall. Es iſt eine merkwürdige Sache mit der Homöopathie. Ich habe in Freiburg ſelbſt einige Kranken geſprochen, die nach vieljährigen Leiden homöopathiſch gründlich geheilt worden ſind. Sogar Sinnesfehler, Taubheit und Blindheit, gegen welche die alte Medizin gar nichts thun kann, heilen ſie. Die Homöopathen ſagen: ihre Arznei-

mittel wären auch, abgesehen von der Quantität, von den üblichen in der Apotheke verschieden. Diese wirkten gemein chemisch; die homöopathischen Mittel würden aber so zubereitet, daß sie dynamisch durch eine gewisse geistige unbekannte Naturkraft wirkten. Alle homöopathischen Mittel werden nicht, wie in der Apotheke, gekocht und gemischt, sondern sie werden zerrieben, und zwar sehr lange, sechs Stunden lang, und dadurch käme die Wunderkraft heraus. Ein Homöopathe erbietet sich, jeden gesunden Menschen mit dem millionsten Theil eines Grans des einfachsten Mittels, z. B. Kochsalz, auf homöopathische Art zubereitet, krank zu machen.

Wie herrlich wäre, wenn Sie nach Zürich kämen, und wäre es auch einige Wochen da zu wohnen, und von Ort zu Ort zu wandern. Es ist gar zu schön. Man kann drei Tage lang zubringen, zu Fuß um den See zu gehen. Der schönste Fußpfad, wie in einem Garten, führt hart am Wasser. Wird er zuweilen unterbrochen, dann geht der Weg über mäßige Höhen, wo man eine noch

schönere Aussicht hat. Alle halbe Stunde ein Flecken, wo man übernachten kann. Ist man müde, sezt man sich zu Schiff. Und da hätte ich nun meine Freude daran, wenn wir noch einige Wochen, bis nach der Weinlese, am See wohnten, und alle paar Tage unseren Aufenthalt wechselten. Die kleinen Cantone könnte man auch dabei sehen.

In allen Schweizer aristokratischen Blättern steht: „Der berüchtigte Börne hält sich jezt auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau auf, wahrscheinlich um mit ihm zu fraterniſiren.“ — Wenn ich einmal in Deutschland flüchtig werden müßte, rechnete ich sehr darauf, mich bei der Frau Pfarrer zu verstecken unter einem falschen Namen. Wie einmal Abends in dunkler Nacht sich jemand unter dem Namen Walther meldet, dann soll sie wissen, daß ich es bin, und ja vor den Dienstboten meinen Namen nicht aussprechen. Sagen Sie ihr das gelegentlich. — Nun Adieu. Und wenn Sie mir nicht oft schreiben, mache ich Sie blaß. Gestern hat der Graf Benzel-Sternau viel an seine Frau

von mir geſchrieben. Wenn die Fortſezung meiner Propheten-Briefe erſchienen ꝛc. Ich werde ihm ſchreiben, es iſt nöthig und ſchicklich.

Hier heißt es allgemein, Rotteck mit ſeiner ganzen Familie habe ſich nach der Schweiz geflüchtet. In Heidelberg können Sie ja die Wahrheit erfahren.

Sechszehnter Brief.

Mariahalden, den 18. August 1832.

.... Bis zum Herbſte hört die Cholera gewiß in Paris auf. Die Pariſer Aerzte haben es gleich zu Anfang der Epidemie vorausgeſagt, ſie würde vor dem Herbſte nicht aufhören. Aber wenn ſie auch dort aufhört und unſere Aengſtlichkeit hört nicht auf — wie kommen wir ohne Furcht hin? Denn es gibt nicht einen einzigen Weg nach Paris, und reiste man auch im Zickzack, der von der Cholera frei iſt. Nun, können wir nicht ohne Furcht durch, ſo reiſen wir mit Furcht. Ein paar Tage Angſt kann uns beiden nicht ſchaden. Das wäre eine gerechte Strafe für unſere Haſenherzigkeit. Uebri-

gens bedenken Sie das: wenn meine Briefe erſcheinen, muß ich nach Frankreich; denn in Deutſchland würde ich ſicher eingeſteckt. Auch in der Schweiz würde ich ſicher, wenn auch nicht eingeſteckt und ausgeliefert, doch gewiß weggewieſen werden. Die Schweizer ſind noch ängſtlichere Philiſter als die Deutſchen, und ſie geben den Befehlen der heiligen Allianz gewiß nach, daß ſie keine der politiſchen Flüchtlinge im Lande dulden. Wie hier der Geiſt beſchaffen, können Sie am beſten aus folgendem Aufſaz eines der liberalſten Mitglieder der Züricher Regierung (in der geſtrigen Zeitung) erſehen. Da heißt es unter Anderm: „.. Das freie Helve„tien ſoll kein Tummelplaz zügelloſer Leidenſchaft, „unüberlegten Beginnens, kein Feuerheerd werden, „von da aus die Fackel der Empörung in fremde „Länder zu ſchleudern... Uns ziemt den Verfolgten „zu beſchüzen, aber uns mit Entſchloſſenheit wegzu„wenden von jedem Verſuche, die Freiheit der „Preſſe zu mißbrauchen, und uns in den Wir„bel von Kämpfen zu ſtürzen für Völker, die

„mächtiger als wir, uns nimmer bedürfen, „und wenn ſie ſich ſelbſt verlaſſen — ver„laſſen zu ſein verdienen." — Sie ſehen daraus, daß ich, wenn ich die Freiheit der Preſſe mißbrauche, auch in der Schweiz nicht ſicher wäre.

Ein Tagebuch zu führen hatte ich bis jezt nicht die mindeſte Zeit, weil mich die Briefe den ganzen Tag beſchäftigen. Uebrigens hätte es mir bis jezt an Stoff gefehlt. Mein hieſiges Leben iſt ſehr einfach. Nicht einmal Zeitungen habe ich täglich. Später, wenn ich die Briefe fertig habe, und den Ort wechsle, will ich, was ich ſelbſt räthlich finde, ein Tagebuch führen. Der Inhalt wäre immer zu jeder beliebigen Form der Bearbeitung zu benuzen. — In London erſcheinen jezt ſchon zwei deutſche Zeitungen. — Geſtern ſchrieb Graf Benzel-Sternau, in Frankfurt herrſche jezt ein ſehr guter Geiſt, und er ließe mich das wiſſen, weil er denke, daß mir das Freude machen würde. Iſt das wahr? Ich glaube, daß ich mir dann ſchmeicheln dürfte, durch

meine Schriften ſeit fünfzehn Jahren viel dazu beigetragen zu haben. Es dauert lange, bis der Same, den man in ein Volk geworfen, keimt; aber er geht auf, früher oder ſpäter. Frankfurt iſt beſtimmt, einſt die Hauptſtadt von Deutſchland, der Siz der deutſchen Nationalverſammlung zu werden. Es muß ſeiner großen Beſtimmung ſich würdig zeigen.

Siebenzehnter Brief.

Zürich. Mittwoch, den 22. Auguſt 1832.

Ich ſchreibe Ihnen heute aus der Stadt, wohin ich wegen Geſchäften gehen mußte. Daher, und weil die Poſt bald weggeht, werde ich nicht viel ſchreiben können. Ihr geſtriger Brief hat mir große Freude gemacht. Die Unruhe zur Zeit der Briefankunft kenne ich. Ich muß mich auch auf's Sopha legen vor Ungeduld. Das that ich in Paris immer und ſo nämliches hier. Dort kamen die Briefe um ein halb zwölf an. Punkt elf begann mein Fieber. Oft ging ich dann in's Kaffehaus, um die Zeit mit Zeitungenleſen zu vertreiben. In Mariahalden, wo die Briefe Abends neun an-

kommen, lege ich mich auf's Bett. O die Liebe, was die einen närriſch macht! Unheilbare Krankheit! Nicht einmal die Ehe hilft immer. — Nach Freiburg zu reiſen, geſtehe ich Ihnen, wäre ich ängſtlich. Im geraden Wege glaube ich zwar nicht, daß meine alten Brief-Sünden mir würden angerechnet werden; aber die Angeberei und Spionerie iſt jezt überall zu arg, und das geringſte, was mir begegnen könnte, wäre, daß ich ausgewieſen und auf dieſe Weiſe nach Frankfurt getrieben würde. Mit der Homöopathie muß ich es alſo jezt ſein laſſen. Vielleicht treffe ich in der Schweiz irgendwo einen homöopathiſchen Arzt. Ob dieſe Heilungsart mir nüzen würde (ſchaden kann ſie auf keinen Fall), bin ich nicht gewiß. Der Arzt in Freiburg ſagt ſelbſt: wenn ein Kranker ſchon früher viel Medizin genommen, ſo wäre dies ein großes Hinderniß. Dieſes iſt aber bei mir der Fall. Und nach allem, was gewinne ich viel, von meinen Hämorrhoidalbeſchwerden befreit zu werden, wenn ich von meinem dreitägigen Brieffieber nicht geheilt werden

kann? — Den Herbſt am Züricher-See die Weinleſe von Ort zu Ort durchzufeiern, iſt eine herrliche Idee.

Mit dem Luzerner Buchhändler bin ich jezt im Reinen. Er hat mir meine Forderung bewilligt. Ich habe heute einen Wechſel auf Winterthur erhalten (vier Stunden von hier). Ich werde die Promenade hin machen, das Geld einzukaſſiren. Das alle muß ein Geheimniß bleiben. Jezt hätte ich alſo dieſe Sorge vom Hals. Es iſt aber merkwürdig, wie ich mich immer wieder erhole. Es geht mir gerade wie England. Von England ſagten geſcheute Leute ſchon fünfzig Jahre lang, es müſſe bankerott machen; und es iſt immer noch im Flor!

Mariahalden, den 25. Auguſt.

Mein Manuſcript iſt alſo geſtern abgegangen. Ich glaube, wenn ich mehr gefordert, hätte ich mehr bekommen. Der Mann war gar zu ſchnell und bereitwillig mit der Bewilligung und Baarbezahlung bei der Hand. Es iſt nur merkwürdig, daß

ich für das angenehme Geſchäft, Ihnen Briefe zu ſchreiben, für das ich gern noch bezahlen würde, bezahlt werde. Von den Briefen, die ich Ihnen voriges Jahr geſchrieben, ſind nur 31 zum Drucke benuzt worden. Im Durchſchnitte hat mich dieſe Arbeit durch fünf Monate täglich nur eine Stunde Zeit gekoſtet. Den Carové, den Görres und den Narren in der Abendzeitung, der geſagt: ich ſtünde auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht — möchte ich noch durchhecheln.

Achtzehnter Brief.

Mariahalden, den 30. August 1832.

Ihren Brief vom vorigen Samstag habe ich erst heute, also am sechsten Tage erhalten! Da wäre ja besser, ich wäre in Paris, wo ich Ihre Briefe schon am fünften Tage bekomme. Es ist recht traurig! Was Ihre projektirte Schweizerreise betrifft — so war ich noch nie in einem solchen Zwiespalt mit mir selbst, was ich Ihnen rathen soll, als in dieser Sache. Es ist ein Kampf zwischen meiner Neigung und meiner Pflicht, ein Krieg den ich zu führen gar nicht gewohnt bin. Sie haben immer mit einer Schweizerreise leidenschaftlich geschwärmt, und mich würde es unaussprechlich glücklich machen, Sie bald wieder zu sehen. Ihnen davon abrathen — da mein Rath entscheiden soll — das heißt geradezu, Ihnen ein so heftiges,

aber dabei edles Vergnügen zu versagen. Was soll ich thun? Dagegen ist ....., daß kommen kann, daß Sie gerade schlechtes Wetter haben, also die Reise vergebens machen..... dann, traue ich aber wieder meinem eignen Urtheile nicht ..... kurz ich weiß zwar was ich wünsche, doch nicht was für uns alle gut ist. Entscheiden Sie selbst. Uebrigens brauchen Sie vor Zank und Schlägen nicht bang zu sein, wenn Sie ohne meine Einwilligung hierherkommen.

Was den Druck meiner Briefe betrifft, so kann ich Ihnen durchaus nichts Näheres mittheilen. Nur so viel will ich Ihnen gestehen, daß ich Sie belogen habe. Die Briefe werden nicht in der Schweiz gedruckt, sondern weit, weit von hier. Wo? Das können Sie am leichtesten verschweigen, wenn Sie es selbst nicht wissen. Sie wissen dann nicht weniger als ich, denn ich weiß es auch nicht. Ich kenne nur den Buchhändler. Er heißt*) ..... und wohnt

*) Die Punkte an diesen Stellen befinden sich im Originalbriefe. A. d. H.

in ... Aber nicht geplaudert. Alſo auf keinen Fall kann ich mich am Druckorte aufhalten. Mit dem Drucke wird es langſam gehen, weil nur ein Band nach dem andern gedruckt wird. Das vorige Mal wurden beide Bände zugleich gedruckt. Die Druckerei hat aber nur eine Preſſe. Indeſſen verſteht ſich, daß beide Bände zugleich erſcheinen; aber es wird lange dauern. Es iſt nichts wegzulaſſen, auch nicht einmal das von Robert. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefunden, daß es gar nicht meine Pflicht iſt, die Wahrheit der Convenienz aufzuopfern. Dazu gekommen iſt manches, gewöhnlich nur hier und da eine Stelle; aber über Göthe ein ganzer gedruckter Bogen. Ich hoffe, es wird genug ſein. Doch auf jeden Fall arbeite ich noch vorſorglich einen großen Aufſaz aus, der mich wohl vier Wochen beſchäftigen kann. Darin werden Carové, Görres und der Tiger-Rezenſent in der Abendzeitung ausgelacht. Ich habe ſchon einen gedruckten Bogen fertig und habe meinen Spaß daran. Es iſt eine ganz neue Art, wie ich noch nie gearbeitet;

es ist nämlich das erste Mal, daß ich eigentlich auf Satire hinziele, die in frühern meiner Schriften nur gelegentlich vorkam. Der Aufsaz heißt: Antikritische Belustigungen am Züricher-See, und ist in Capitel getheilt. Die fertigen Capitel heißen: 1) Die Tiger-Brücke. 2) Die Sokrates-Hütte. 3) Der 12te Bogen. 4) Eratophilos.*) Da ich aber gar nicht die Courage habe, etwas drucken zu lassen, ohne daß Sie es gesehen, werde ich, sollten wir unterdessen nicht zusammenkommen, Ihnen den Aufsaz zuschicken, ehe ich ihn in die Druckerei gebe. Ich habe noch vier Wochen Zeit.

Vor einigen Tagen sprach ich den *** aus... auf seiner Reise durch Zürich. Ich sagte ihm: ich würde vielleicht nach Heidelberg reisen (ich dachte wirklich daran), ob ich dort nichts zu befürchten hätte? Er antwortete mir: er würde mir nicht dazu rathen. Die dortige Bürgerschaft und Professo-

*) Der hier erwähnte Aufsaz folgt am Schlusse des dreißigsten Briefes. A. d. H.

ren ſuchten aus Eigennuz der Univerſität einen Ruf von Loyalität zu verſchaffen, damit keine Regierung ihren Unterthanen deren Beſuch unterſagte. Sie machten darum, ohne gerade im Herzen unliberal zu ſein, großes Geräuſch von ihrem Monarchismus, und würden, wenn ich als bekannter Demagog hinkäme, gewiß Lärm machen, damit ich hinausgewieſen werde.

Freitag, den 31. Auguſt. Ich ſeze hier in Zürich, wohin ich wegen Einkaſſirung eines Wechſels gehen mußte, heute meinen Brief fort. — Ein merkwürdiges Beiſpiel von der Zerſtreutheit eines deutſchen Gelehrten! Den Profeſſor Schloſſer kenne ich ſchon ſeit zehn Jahren. Als wir uns im Jahre 1824 ſechs Monate in Heidelberg aufhielten, beſuchte ich ihn ſehr oft. Voriges Jahr ſprach ich ihn viel in Baden. Da ich ihn nun vor einigen Tagen hier in Zürich traf, war er ſehr erfreut, und wir ſprachen ſehr lebhaft und freundſchaftlich mit einander. Als er mir erzählte, er käme von Baden, ſagte ich ihm, ich wäre auch einige Monate

da gewesen. Schlosser. Haben Sie nicht den Börne da gesehen? Ich. Welcher Börne? Schlosser. Den Schriftsteller Börne! Ich mußte laut auflachen. Seit zehn Jahren kennt er mich und weiß nicht, daß ich Börne bin! Ich fragte ihn: ob er denn voriges Jahr in Baden auch nicht gewußt, wer ich sei? Er sagte nein. Und das ist einer der ersten deutschen Historiker! — Ich werde wahrscheinlich nächste Woche nach Winterthur reisen und einige Zeit dort bleiben. Man lobt mir den Ort als einen der angenehmsten der Schweiz, wo eine sonst im ganzen Lande ungewöhnliche Gastfreundlichkeit Statt finde. Ich werde Sie davon benachrichtigen, für den Fall Sie mir etwa dahin schreiben sollen. Es ist nur vier Stunden von Zürich. Ich muß mich unter irgend einem Vorwande von Mariahalden wegschleichen, sonst läßt man mich nicht fort. Seit acht Tagen wohnt auch ein Bruder der Gräfin, aus Wien, ehemals Offizier, mit zwei Töchtern da.

Neunzehnter Brief.

Zürich, den 1. September 1832.

.... Daß Sie nicht nach der Schweiz kommen können, thut mir leid, das können Sie ſich denken, thöricht grämen thue ich mich nicht darüber. Das Unabänderliche ertrage ich leicht. Wenn Sie nach Paris kommen, entſchädigt mich das für alles. Ueberhaupt habe ich Sie nur für den Winter nöthig, Sie ſind mein Kamin. Die Cholera wird mich nicht abhalten, nach Paris zu gehen. Daß ich ängſtlich bin, liegt in meinen Nerven, deren ich nicht Herr bin, aber ein ordentlicher Mann muß ſich zu beherrſchen wiſſen. Der Aufenthalt in Genf ſtatt Paris iſt gar nicht zu rathen. Es iſt ſo theuer

als in Paris und wie mir alle Reisenden sagen, im Winter zum Sterben langweilig. Es sind dort, wie in der ganzen Schweiz, unnahbare Philister — wahre Stachelschweine. — Da Sie jezt nicht nach der Schweiz kommen, so ändert das meinen Plan. Ich wollte in Zürich, oder doch in der Nähe bleiben, weil ich dachte, Sie kämen da mit mir zusammen. Da das nicht ist, so habe ich kein Interesse mehr an meinem bisherigen Aufenthalt. Eine Reise in die kleinen Cantone zu machen, wäre mir jezt nicht möglich. Denn je besser es mir da gefiele, je mehr Verdruß hätte ich, daß Sie nicht dabei sind. Ich werde also wahrscheinlich nach Aarau gehen, wo ich Bekannte habe, dort den Rest meiner Briefe fertig machen, und dann über Basel nach Paris reisen. Wahrscheinlich werde ich gegen den 7ten oder 8ten September Mariahalden verlassen. Ich werde Ihnen zu gehöriger Zeit Nachricht davon geben.

Montag, den 3. September. So eben erhalte ich Ihren Brief vom 1ten, also schon am dritten

Tage, und neulich erſt am ſechsten. Wie ſchmerzt es mich, daß Sie wieder ſo ängſtlich wegen Ausbleibens meines Briefes waren — es ſchmerzt mich, weil ich Schuld daran bin. Denn was hatte ich nöthig auf Ihren Brief zu warten, hätte ich Ihnen nicht früher ſchreiben können? Es ſoll aber nicht mehr geſchehen. Aber reden Sie ſich doch nicht immer gleich von Krankheit ein. Wenn ich krank bin, ſchreibe ich Ihnen oder laſſe Ihnen ſchreiben. Ich bin ſehr wohl und weit geſunder als ich dieſen Sommer in Baden war. Es iſt ſonderbar, daß ich ſehr oft wohler entfernt von Ihnen als in Ihrer Nähe bin. Das kömmt daher: ich kann keinen Wein vertragen. — Adieu.

B. der Tiger!

Zwanzigſter Brief.

Mariahalden, den 5. September 1832.

— Ich gebe Ihnen das feſte Verſprechen, daß ich mich mit Paris nicht eilen werde. Ich werde nicht eher reiſen, als bis Sie über die Cholera beruhigt ſind. — Der Pfeilſchifter in Frankfurt iſt ja wieder einmal geſtorben! Das war eine der feſten Säulen des Throns und des Altars. —

Ich wäre freilich gern Ende Septembers in Paris, um dort zu ſein, wenn Anfangs Oktober die Kammern eröffnet werden. Das gibt diesmal ein heftiger und entſcheidender Kampf. Ich hoffe, die liberale Parthei wird ſiegen.

... Verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich ganz heiter

bin. Ueberhaupt bin ich viel zu egoistisch, um lange mißvergnügt zu sein. Nur Langeweile kann ich nicht vertragen. Die habe ich aber nie, wo ich mein eigener Herr bin, und meine Umgebungen mir nach Belieben wählen kann. — X. dumm? Das ist nicht möglich. Ein Mensch der fest entschlossen ist zu heirathen, ist nie dumm. Denn wäre er vorher noch so dumm gewesen, hätte sich seine Dummheit erschöpft. Ich bin jezt ganz verflucht satirisch! — Ich sah eben zum Fenster hinaus. Es ist herrlich warmes Wetter. O sähen Sie nur den See, wie er jezt im Mondschein glänzt! Aber was ist's ohne Sie? —

In Hanau hatte sich eine Volksgesellschaft gebildet, die Graf Benzel-Sternau präsidirte. Die Polizei verbot sie. Man hätte nicht nöthig gehabt zu gehorchen, da nach der hessischen Constitution Volksversammlungen erlaubt sind. Aber der Graf rieth zum — Auseinandergehen, doch sollen sie protestiren! Und so geschah. Wer hat Recht? Sie müssen jezt meine (gedruckten) Briefe lesen, und wie

ich alles vorhergeſagt, wörtlich. Man ſollte glauben, ich hätte ſie jezt erſt geſchrieben. Ich mache jezt eben die Entdeckung, daß Sie von ganz Deutſchland angebetet werden — als Göttin der Furcht. Könnte ich mir nur das Satiriſiren abgewöhnen!

Einundzwanzigſter Brief.

Zürich. Samſtag, den 8. September 1832.

Ich bin heute Mittag von Mariahalden weggezogen, und werde morgen früh nach Aarau reiſen. Die Gräfin mit ihrem ganzen Hauſe kommen morgen früh hierher, und werden mich bis Baden begleiten, wo wir zu Mittag eſſen. Baden, ein ſehr beſuchter Badeort, liegt auf dem Wege nach Aarau, vier Stunden von hier. Ich dachte heute noch einen Brief von Ihnen zu erhalten; es war aber keiner da. Sollte morgen oder ſpäter einer ankommen, wird er mir nachgeſchickt werden. — Ich muß heute ſehr kurz ſein. Die Gräfin hat mir ihren vierzehnjährigen Sohn mitgegeben, weil ich ſie darum gebeten, da ich ihn gern habe. Er kehrt morgen mit der Mutter zurück. Da er nun lebhaft iſt, ſtört er mich im Schreiben, und ich will

ihn auch, weil er meiner Aufſicht anvertraut, ſo viel als möglich amüſiren. Er ſpielt Schach, und nach Endigung dieſes Briefes machen wir eine Parthie. Im Wagen habe ich ihm „Schmerzt dich dein Fingerlein" und noch andere ſchöne Lieder vorgeſungen. Wenn der das ſeiner Mutter erzählt, wird ſie ſich ſehr wundern. Ich ſah dort bei ihr gar nicht nachtigallenmäßig aus. — Ich habe wieder mein gewöhnliches Reiſewetter, nämlich ſchönes. Noch eine Viertelſtunde, ehe ich in den Wagen ſtieg, regnete es. Mir leuchtet die Sonne von Auſterliz. — Herr Werner ſagte mir geſtern, die Gräfin habe ihm geſagt: ſie möchte die Dame ſein, an welche meine Briefe gerichtet ſind. Sie ſehen, daß es überall närriſche und kurzſichtige Menſchen gibt. Ich bemerkte ihm: Correſpondiren iſt mir verhaßt. Ich kann nur einem Briefe ſchreiben, dem ich mein ganzes Herz mittheilen darf; außer der W. ſchreibe ich nie jemanden. Adieu. Mein adoptirter Sohn lärmt ſchrecklich.

Zweiundzwanzigster Brief.

Aarau. Dienstag, den 11. September 1838.

Ich bin, wie vorher angekündigt, Sonntag Abend hier angekommen. Ich wohne im Wilden Mann und bin selbst ein wilder Mann, weil bis heute noch kein Brief von Ihnen da ist, weder der, den Sie unmittelbar hierher geschrieben, noch der lezte, den Sie noch nach Zürich geschickt haben werden. Ich war so glücklich, gleich bei ordentlichen Leuten ein Privatlogis zu finden, das sehr schön ist, und das ich billig Wochenweise gemiethet. Dahin adressiren Sie meine Briefe, nämlich an: Ernst, Bierbrauer. Neue Vorstadt. In Aarau. — Sonntag früh kam die Gräfin mit

ihrem ganzen Hauſe nach Zürich und wir fuhren zuſammen nach Baden, wo wir zu Mittag aßen. Ich nehme ſo ungern Abſchied, daß ich vor dem Deſſert aufſtand und fortfuhr.

Hier noch einige Erinnerungen aus Mariahalden.

Die Gräfin iſt vielleicht in der Nähe der fünfzig Jahre. Genau läßt ſich ihr Alter nicht beſtimmen, ſie kann jünger ſein als ſie ausſieht. Sie gehört zu den feinen zartgebauten Weibern, die leicht altern. Sie hat noch die wunderſchönen blonden Haare ihrer Jugend. Nach einem Miniaturgemälde, das ſie mir gezeigt, war ſie einſt ſchön und graziös.

Der junge Graf, ein Knabe von Verſtand, Geiſt und Gemüth. Nervenzart, erſt vierzehn Jahre alt.

Der Graf, ob dieſer zwar abweſend iſt, muß ich doch von ihm ſprechen; denn als Herr des Hauſes, als Anordner aller dortigen Verhältniſſe, endlich durch ſeine häufige Correſpondenz mit der Gräfin,

hat er täglichen Einfluß auf Mariahalden und die geſellige Lage. Er iſt ein geiſtreicher Mann, der viel geſchrieben. Früher waren ſeine Romane (gewöhnlich Hof-, Welt- und Staatsleben ſchildernd), ſehr geachtet. Er Jean-Pauliſirt, ich glaube nicht aus Nachäfferei; es iſt ſeine Art. Er ſchreibt ungeheuer viel, vom frühen Morgen bis Abend. Briefe ſchreiben und empfangen iſt ſeine Leidenſchaft. Er ſchreibt wöchentlich ſeiner Frau zwei große Briefe, ganz von meiner eignen kleinen Handſchrift, ganz wie meine Pariſer Briefe an Sie, politiſchen, zuweilen literariſchen Inhalts. Die Gräfin las uns oft daraus vor. Manchmal Geiſtreiches und Wiziges. Von mir und über mich ſchreibt er faſt in jedem Briefe, in den allerfreundlichſten, allerſchmeichelhafteſten Ausdrücken, erkundigt ſich, was ich von dem und jenem politiſchen Vorfall hielt, was ich meine, hoffe, fürchte. Ihm zu ſchreiben, war meine große Pflicht. Die Gräfin ſprach einige Male davon.. Aber ich konnte mich in eine Correſpondenz nicht einlaſſen, die mir alle Zeit geraubt hätte. Erſt am Tage

meiner Abreise ließ ich einen Brief an den Grafen zurück. *)

Der Bruder der Gräfin, Baron von Seckendorf, kam erst vor wenigen Wochen aus Wien, wo er wohnt, und früher Offizier war. Etwa einige fünfzig Jahre alt. Stock-Oesterreicher. Sehr artig mit mir, und ganz gewiß hat ihn die Gräfin instruirt, meine demagogischen Grundsäze und meinen Oesterreichischen Haß mit Geduld und Nachsicht zu ertragen. Wir disputirten oft, doch mit Freundlichkeit, und da ich an ihm, wie an den meisten Wienern, nicht blos geheuchelte, sondern aufrichtige Liebe für ihre Regierung beobachtete, und ich jeden Glauben achte, war ich aus Gutmüthigkeit oft so nachsichtig gegen ihn, als er aus Artigkeit es gegen mich war. Seine beiden Töchter, gemüthlich wie alle Wienerinnen.

Adieu, für heute genug. Wenn nicht bald ein

*) Unter dem handschriftlichen Nachlasse fand sich dieses Schreiben. S. Ende dieses Briefes. A. d. H.

Brief kömmt, fange ich wieder mein altes Katzengeheul an.

Mariahalden, den 8. September 1832.

Hochzuverehrender Herr Graf!

So oft einer Ihrer Briefe in Mariahalden ankam, aus welchem uns die Frau Gräfin zu unserer großen Freude so viel Schönes und Gutes vertraute, standen Ihr Geist und Ihr Herz so lebhaft vor uns, daß ich leicht darüber vergaß, daß Sie abwesend waren. Daraus erkläre ich mir, warum ich Ihre gütige Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, noch nicht benuzt, und meiner eigenen Neigung nicht schon früher nachgegeben habe. Heute aber, da ich Ihr Haus verlasse, fühle ich es lebhaft, daß ich mich auch von Ihnen trenne, und ich will nicht Abschied nehmen, ohne auch Ihnen für die ganz unschäzbare Freundlichkeit zu danken, mit der ich in Ihrer Fa-

milie aufgenommen worden. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie lange ich hier zugebracht und ich mußte dieſe ganze Zeit, ſo oft es mir zu wiſſen nöthig war, erſt den Kalender nach dem Wochentage fragen. Ich habe bei Ihnen die ſchönſte und ſeltenſte Freiſtätte gefunden, die für meine verbannte Geſinnung, und indem ich dafür danke, danke ich für Alle die mit, die ſchon früher dieſe Wohlthat genoſſen, und die ſie nach mir noch genießen werden.

Wie gern möchte ich über Angelegenheiten dieſer Zeit, die Sie und mich, wie alle beſſern Menſchen bewegen, mich mit Ihnen beſprechen, um von Ihrer politiſchen Weisheit und Ihrer Erfahrung zu lernen; aber ich muß mir dieſes Glück verſagen. Ich habe es mir ſeit vielen Jahren zur feſten Regel gemacht, nie ein Wort über öffentliche Angelegenheiten an einzelne Perſonen vertraulich zu richten, ſondern nur immer öffentlich mit der Menge zu reden. Durch Standhaftigkeit iſt mir dieſe Entſagung leicht geworden und heute zum Erſtenmale ſeit langer Zeit kämpfe ich wieder für meine Grundſäze. Ich weiß,

daß Briefe geöffnet werden; ich weiß, daß Männer wie Sie, die durch ihren Rang, ihre Verbindungen, durch ihren Geist und besonders durch ihre hochherzige Theilnahme an der guten Sache sich bemerklich gemacht, umstellt und umlauert werden, um zu erfahren, was ihnen Gleichgesinnte im Vertrauen mitgetheilt. Nun ist mir der Gedanke, daß auch nur ein einziges meiner Worte, nur eine einzige Thatsache, ein einzelnes Urtheil, das möge alle sehr unbedeutend sein, auch mir selbst bedeutungslos erscheinen, doch in der Encyclopädie Jener, die alles wissen, einen gewissen Sinn, eine gewisse Bedeutung erlangen; in dem Neze jener, die alle Fäden in der Hand haben, auch nur eine einzige Masche hinzustricken könnte — daß ich hierdurch einer Sache, die ich verderben möchte, nüzlich wäre; daß ich so, indem ich glaubte der Freiheit zu dienen, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, wie mir zum Spotte, ein Fürstendiener würde — dieser Gedanke ist mir so unerträglich, empört so meine rechtliche Gesinnung, meinen Ehrgeiz und, ich gestehe es, selbst

meine Eitelkeit — daß mir kein Opfer zu ſchwer fällt, mich von dieſer Furcht zu befreien. Errathen Sie, wie groß dieſes Opfer iſt, da ich mir im Stillen ſchmeichle, daß, dürfte ich mich Ihnen ganz zu erkennen geben, Sie mir einige Achtung nicht verſagen würden.

Doch um das Eine, was ich ſchon verdient zu haben glaube, wage ich Sie zu bitten, Herr Graf — mich unter der großen Menge derer, die Sie lieben und hochachten, nicht zu überſehen, und die Ausdrücke meiner grenzenloſen Verehrung mit Güte aufzunehmen.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 14. September 1832.

..... O die Männer, die Männer! Treuloſes, betrügeriſches, heuchleriſches Geſchlecht! Während ich Ihnen dieſe Liebeserklärung mache, ſchmachte ich für eine Andere. Wenn der elende Conrad nicht wäre, wären Sie jezt verrathen. Was fange ich mit dieſem jämmerlichen Dummkopfe an? Könnte ich ihn nur auf acht Tage in die Dienſte eines Don Juan bringen, daß er zu Brei geprügelt würde! Aber im Ernſte — haben Sie je in den ſieben Jahren meiner Dienſtbarkeit für Sie (doch war ich dabei glücklicher als Jakob; denn ich bekam nicht allein, wie er, die Lea nicht, ſondern die

Rachel auch nicht) — haben Sie je bemerkt, daß ich vor Wuth mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen auf den Boden gestampft? Nun, das habe ich gestern Abend gethan, um eines Mädchens Willen, oder eigentlich wegen des verdammten Conrads. Ich glaube daß ich Ihnen schon früher geklagt, schriftlich oder mündlich, wie der dumme Conrad mich nie im Zimmer mit einem Mädchen allein läßt. In Paris, so oft dieses vorfiel, kam er jedesmal mit herein, wenn er auch gar nichts im Zimmer zu thun hatte, und ging nicht eher wieder hinaus, bis das Mädchen fortging. Nun ist hier im Hause eine wunderschöne Kellnerin; nicht schön in gewöhnlicher bürgerlicher Art, sondern reizend wie eine polnische Gräfin. Und dabei die malerische Schweizertracht. Das arme Mädchen hatte mich kaum gesehen, als sie Neigung für mich gewann; das merkte ich gleich. Weil sie nun schüchtern war, wie alle schweizerischen Kellnerinnen, wollte ich ihr Gelegenheit geben mit mir allein zu sein, daß sie mir ungestört ihre Liebe erkläre. Ge-

ſtern Abend acht Uhr ſagte ich alſo dem Conrad: gehen Sie hinunter und ſchicken Sie mir die Kellnerin herauf. Der Eſel fragt mich, was ich mit ihr machen wolle? Ich ſagte, das Bett wäre mir nicht hoch genug. Er: das kann ich ſelbſt machen. Jezt thürmt er mir die Kopfkiſſen ſo hoch, daß ich im Bette nur hätte ſizend ſchlafen können. Ich aber, der mir meinen Vorwand nicht wollte nehmen laſſen, ſagte mit verbiſſener Wuth, die Kellnerin ſolle mir noch ein Kopfkiſſen bringen, und er ſolle unten eſſen, und nach dem Eſſen gleich wieder heraufkommen — das hieß: nicht früher. Conrad geht hinunter, die Kellnerin kömmt herauf und Conrad hinter ihr. Er ſtellt ſich zwiſchen uns beide vor dem Bette, und weil ihm die zwei Lichter im Zimmer noch nicht hell genug machen, brachte er von unten noch ein drittes Licht mit. Er ging nicht eher aus dem Zimmer bis das Mädchen mit ging. Es iſt mir wirklich unerklärlich, wie ein Menſch ſo dumm ſein kann, und ich möchte glauben, es iſt von ihm gar nicht Dummheit, ſondern daß er von

irgend einer Dame die mich liebt beſtochen iſt, auf mich Acht zu geben, und mir im Wege zu ſtehen. Wer mag dieſe wohl ſein? Unter allen meinen Anbeterinnen iſt nur eine die reich iſt: Aurelia, und ganz gewiß iſt ſie es die dem Conrad Geld gibt. Aber die unglückliche Kellnerin härmt ſich ab aus Liebe, ſo daß ich den Jammer gar nicht länger mit anſehen kann, und um mich zu zerſtreuen, wahrſcheinlich auf einige Tage in die benachbarten Bäder, nach Baden und Schinznach reiſen werde.

Ich möchte gern das Geld, das *** für mich hat, hier beziehen, damit ich nicht in die Nothwendigkeit komme, von meinem vorräthigen Golde auszugeben zu müſſen, wobei man in der Schweiz ſehr viel verliert. (Am Napoleon 14 Kreuzer.) Bitten Sie alſo *** mir eine Anweiſung hierher zu ſchicken. — Als der König von Württemberg von ſeinem Bibliothekar (Münch) gefragt wurde: Nun, wie gefallen Ihnen die Briefe aus Paris? antwortete er: Das iſt eine geſcheite Beſtie! Das

erzählte mir jemand hier, dem es Münch selbst erzählte. —

Ich habe hier einige nicht unintereſſante Bekannte, aber Aarau iſt ein fürchterlich langweiliger Ort, noch ärger als Zürich. In den Wirthshäuſern wird ſchon um 12, bei den Bürgern um 11 Uhr zu Mittag gegeſſen. Und gewöhnlich ißt man allein. Fremde kommen ſelten hierher, auch iſt die Jahrszeit zum reiſen ſchon zu weit vorgerückt. Abonnenten wie bei uns, eſſen nicht im Wirthshaus. Ledige Leute, Commis, Studenten, hier wie in Zürich, geben ſich in Koſt und Logis. Auch thut man Cichorie in den Kaffe. Ich bin das Leben müde, ich will heirathen. Der Dr. *** hier, den ich gut kenne, hat zwei wunderſchöne Töchter, aber ich kann es nicht dahin bringen, daß ſie mir gefallen.

Meine Hoffnung dieſen Winter in Paris mit Ihnen zu ſein iſt ſehr ſchwach.. Ich möchte bei Eröffnung der Kammer in Paris ſein. Wer weiß ob Louis Philipp nicht bald ſpringt. Es geſchehen

ſeit einiger Zeit die gräulichſten Räubereien und Mordthaten in Paris. Nach meiner Ueberzeugung duldet, veranſtaltet das vielleicht die Polizei, ein Schreckensſyſtem einzuführen. Das geht der Despotie, dieſe einer Revolution vorher. So war es auch vor den Ordonnanzen unter Charles X. (die Brandſtiftungen in der Bretagne.) Ich hoffe, daß die Mordthaten in Paris Sie reizen werden bald hinzugehen. O ich Dummkopf! —

Profeſſor Gans und Mauguin reiſen jezt in der Schweiz umher, wenn ſie mich nur irgendwo treffen. Die Landſtraßen der ganzen Schweiz ſind mit Agenten beſezt, mit Royaliſtiſchen und Demagogiſchen. Mich hält man auch für einen. Nein, ſolche Philiſter als die Schweizer gibt es nicht mehr. Die Leidenſchaft zwiſchen Ariſtokraten und Demokraten iſt unmenſchlich. Man kann durchaus mit beiden Partheien nicht zugleich umgehen, wie ich es möchte. Man wird dann von beiden Seiten weggeſtoßen. Meine Pariſer Briefe ſind in der Schweiz überall bekannt. Man rühmt meinen Pro-

phetengeiſt. Was ſagen Sie dazu, daß die Univerſität in Freiburg aufgehoben? Es waren dort blutige Schlägereien zwiſchen Studenten und Militär. Es ſind viele verwundet worden, mehrere tödlich. An den dortigen Liberalen habe ich große Schadenfreude. Ich habe ihnen alles vorhergeſagt. Das Vieh blöckte mich aus. Uebrigens geht es gut; ich hätte nicht gehofft, daß es die Regierungen ſo auf's Aeußerſte treiben. Ich fürchtete Mäßigung uns einzuſchläfern. So wörtlich habe ich in meinen neuen Briefen alles vorhergeſagt, daß ich mir manchmal vorkomme, als hätte ich im magnetiſchen Schlafe geſchrieben. —

Vierundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 18. September 1832.

Ihren Frankfurter Brief erhielt ich (wie jeden, ſchon morgens nach ſieben), wäre er heute nicht gekommen hätte ich müſſen einheizen laſſen. Die Morgen ſind ſchon kalt, Nebeldick, doch im Tage iſt es heiß. Auch habe ich die Sommerſeite in meinem Zimmer, und den ganzen Tag die Sonne. Uebrigens, Madame, wenn Sie es nicht übel nehmen, werde ich verdrießlich über Sie, wenn ſich das ſo länger hinzieht. Mein Leben iſt Ihnen geweiht, das wiſſen Sie; aber es kömmt auf die Todesart an. Für Sie an Langeweile ſterben — gehorſamer Diener. Hier iſt es fürchterlich. Schwei-

zer könnten London und Paris zur kleinen Stadt machen, und jezt denken Sie sich gar Schweizer in einer kleinen Stadt! Der Mensch sollte doch immer seinem Instinkte folgen, dem Hofmeister den ihm die Natur selbst gegeben. Ich hatte immer, einen mir selbst unerklärlichen Widerwillen gegen alle Empfehlungen. Hier brachte ich welche mit, und habe mir dadurch Jammer und Noth zugezogen. Die Menschen quälen mich todt. Der Eine will mich alle Tage spazieren führen, und mir seine Wohlthaten ganz schön auszumalen, sagt er oft: das wäre zwei—drei Stunden weit. Ich spazieren gehen! Sie wissen, ich habe es schon besser ausgeschlagen. Ich gehe zwar in der Schweiz gern spazieren, wegen der schönen und mir neuen Gegend; aber das zu genießen muß ich allein sein. Im Angesichte der Schneebedeckten Alpen, durch den Sumpf und Sand der Unterhaltung eines Kleinstädters, eines Schulmanns, zu waden, das ist schrecklich. Einen Andern fragte ich wem das schöne Haus mir gegenüber gehöre? Jezt geht der Mann

achtzig Jahre bis zum Erbauer des Hauſes zurück, erzählt mir deſſen Geſchichte, die ſeines Sohnes, durchwandert mit mir den größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts — während der Erzählung machen wir verſchiedene Beſuche — ſo oft wir allein fährt er fort — wir trennen uns endlich — und jezt heute nach mehreren Tagen, weiß ich immer noch nicht, wem das Haus gehört, denn wir ſtanden zulezt erſt in den 90er Jahren. Ich kenne einen Dr. ***, einen in der Demagogenwelt ſehr bekannten Mann, geiſtreich, beredt; in London und Paris wäre er einer der ausgezeichnetſten Parlamentsredner, Staatsmann geworden. Aber auch auf ihm liegt die Kleinſtädterei wie ein Nebel. Er ſieht keine zehn Schritte weit. Nichts als ihre erbärmlichen kleinen Cantons-Intereſſen. Es gibt kein Deutſchland, kein Frankreich für ſie, und wie das Wohl der Schweiz mit dem anderer Staaten zuſammenhänge, begreifen ſie nicht. So oft ich noch mit einem Schweizer von den Angelegenheiten ſeines Vaterlandes ſprach, und wie ſie

mit der allgemeinen Politik zuſammenhingen, meinte man, ich wollte ſie aufhezen um Deutſchland beizuſtehen. Und daß einer Nuzen von ihnen ziehe, ohne Bezahlung, der Gedanke iſt ihnen ſchauderhaft. In dem Aufſaze gegen einige meiner Rezenſenten, von dem ich Ihnen geſchrieben, ſage ich, ich brauchte noch einige Bogen, daß mein Buch dick und ſo Cenſurfrei werde; ich wüßte aber gar nicht worüber ich ſchreiben ſollte. „Ich habe zwar „manchen guten Gedanken gehabt, ſeitdem ich in „der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Er„führe es aber ein Schweizer, daß ich einen Ge„danken aus ſeinem Lande mitgenommen, ohne ihn „zu bezahlen; er verfolgte mich bis an das Ende der „Welt, und ſchlüge mich todt wo er mich fände.“ Kurz ich ennuyire mich. Ueber meine Aarauer Leiden könnte ich ein Buch ſchreiben. Aber dürfte ich das wenigſtens, das wäre mir noch ein Troſt. Aber ich dürfte es nie. Die Geſchilderten würden ſich erkennen.

— — Gibt es denn kein Rattengift, womit

man alle Dichter aus der Welt ſchaffen kann? Kaum habe ich mich von *** erholt, befällt mich ſchon wieder ein anderer Poet. Heute Vormittag beſuchte mich ein ſiebenzigjähriger Mann, ehemals ein Kaufmann, jezt im Wohlſtande den Muſen huldigend. Dieſer Mann, wie er in ſeinem Geſpräche verrieth, glaubte, ich wäre ehemals ein katholiſcher Kloſtergeiſtlicher geweſen, hätte mich aus dem Pfaffenthum herausgearbeitet und wäre endlich ein aufgeklärter Schriftſteller geworden. Wie er zu der Fabel gekommen begreife ich nicht. Vielleicht hat er einmal von meinem Judenthum gehört, und es falſch verſtanden. Aber ich ließ ihn dabei, ich wäre früher Mönch geweſen. Was thut der Elende darauf? Er zieht aus ſeiner Rocktaſche ein Packet Manuſcripte hervor und lieſt mir eine halbe Stunde lang proſaiſche Aufſäze und Gedichte vor, die er gegen den Papſt theils ſchon hat drucken laſſen, theils noch drucken laſſen will. Ich war gerade mit dem Briefe beſchäftigt, und die Störung ſezte mich in Verzweiflung. Ach! Was

ſteht ein Gelehrter aus, und danken Sie Gott, daß *** einen dummen Mann bekommen. Ein anderer langweiliger Freund kömmt ſeit acht Tagen täglich zu mir, um mich herüber in ein „Thälchen“ zu führen, das „gar hübſch“ und nur zwei Stunden entfernt ſei. Ich aber berechnete, daß zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück vier Stunden machen, und daß ich mich ſo lange nicht ennuyiren will.

— — Ich werde geſtört und muß heute ſchließen. Sie haben mich betrogen, Sie haben mich verrathen, Sie könnten mir Gift geben, das verzeihe ich Ihnen alle. Aber wenn Sie mich je ennuyiren, dann Wehe Ihnen!

Fünfundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 24. September 1832.

..... Ich werde jezt nach Luzern reiſen, Mittwoch oder Donnerſtag wahrſcheinlich. Aarau iſt gar zu ſtill und langweilig, Luzern aber iſt erſtens wegen ſeiner herrlichen Gegend berühmt, dann wird der geſellige Ton gelobt. Dort ſind ſie katholiſch, lebensluſtig, die Weiber gefällig. Die Tagſazung, die jezt verſammelt, und viele Geſandtſchaften machen den Ort lebhaft. Auch iſt Theater dort. Ich werde in Luzern mehr Geduld als hier haben, das Weitere abzuwarten. Ich habe noch Silbergeld auf einige Zeit, und vielleicht findet ſich Gelegenheit, nach Luzern und Baſel eine Anweiſung zu ſchicken. Was

mich beim Wechseln des Geldes in die peinlichste Verlegenheit sezt, ist folgendes; doch S. kann mir vielleicht einen guten Rath geben. Die Hälfte meiner Napoleon haben mich 34 Kreuzer gekostet, die andere Hälfte nur 32 Kreuzer. Wenn ich Leztere wechseln ließe, würde ich am Stücke 2 Kreuzer weniger verlieren. Wie kann ich aber die unterscheiden, welche mich nur 32 Kreuzer gekostet, von denen welche 34? Das ist die Frage. Was würde Rothschild in diesem Falle thun?

Ich freue mich sehr auf Luzern. Um Ihnen alle Ermahnungen zu ersparen, gebe ich Ihnen voraus folgende Versprechungen. Ich werde mich auf dem Vierwaldstädter See nicht erkälten, da ich weder Morgens noch Abends darauf fahren werde, sondern blos mitten am Tage, wo es noch sehr heiß ist. Berge besteige ich nicht. Wird das Wetter rauh, bleibe ich in der Stadt. Es soll dort eine bedeckte Brücke sein, von der man eine himmlische Aussicht hat.

Mit dem Aufsaze geht es langsam. Ich habe

zwar noch Luſt daran, werde aber oft geſtört, freiwillig und unfreiwillig. — Samſtag Abend war ich in einer Theegeſellſchaft, wo mehrere hübſche und artige junge Damen waren, verheirathete und ledige. Alles wie in Paris! Zum Thee gaben ſie Milchbrödchen ohne Butter. Doch auch Confekt. Talglichter. Als ich um ſieben Uhr kam, war der Thee ſchon getrunken. Um acht Uhr ging alles fort, nur wir jungen Leute blieben bis gegen neun. Ich habe mich ſehr amüſirt. Es wurde Pfänder geſpielt. Unter andern folgendes: Jeder bekam einen Namen, die Männer einen weiblichen, die Weiber einen männlichen. Wer einen Fehler macht, bekömmt einen Strich mit einer Kohle im Geſicht. Dann muß dieſer ſagen: ich heiße N. mit einem Strich, oder mit zwei. So oft er die Striche in ſeinem Geſicht nicht genau angibt, oder den Namen verfehlt, bekömmt er wieder einen Strich. Zulezt hatte ich ſechs Striche und noch am andern Morgen war mein Geſicht ganz ſchwarz. — In ganz Aarau bin ich ſo bekannt, als wäre ich Bürger-

meiſter. Alles grüßt mich auf der Straße. Weil ich einen Bedienten und eignen Wagen habe, gelte ich hier, wie überall in der Schweiz, für einen reichen Mann. In Mariahalden, in Zürich und hier, redete man mir zu, mich in der Schweiz niederzulaſſen und ein Gut zu kaufen. — Das Büchelchen: Schillers politiſches Vermächtniß, ſcheint nichts als politiſche Stellen aus Schillers Schriften zu enthalten, die mit meinen Anſichten übereinkommen. Ich hatte es in der Hand, es intereſſirte mich aber nicht. — Das Wetter iſt ganz herrlich. Nur Morgens bis neun Uhr iſt es oft neblig.

Lord Holland (wie ich geſtern geleſen) gab ſeinem Sohne die Lehre: „ne faites jamais aujourd'hui ce que vous pouvez remettre à demain; ne faites jamais vous-mêmes ce que vous pouvez faire faire par un autre.“ Es gibt doch nichts neues unter der Sonne. Ich bildete mir immer ein, ich hätte dieſe Weisheit erfunden.

Geſtern Abend war ich gerade zu Hauſe, als die Kellnerin in meinem Zimmer aufräumte. Con-

rad wich nicht von der Stelle. Es iſt wirklich merkwürdig, und es iſt ſchade, daß ich dieſe komiſche Geſchichte nicht kann drucken laſſen. — In Deutſchland geht es her wie in Spanien. Ich habe Nachrichten aus Stuttgart und Mannheim. Alle Liberalen, und wer nur je gegen die Regierung etwas geſchrieben, flüchtet ſich. Es iſt keiner mehr ſicher, und ich möchte mich jezt um keinen Preis nach Deutſchland wagen.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 25. September 1832.

Ich habe dieſen ganzen Abend verwenden wollen, Ihnen zu ſchreiben; aber unglückſelige Beſuche haben mich bis dieſen Augenblick halb zehn Uhr geſtört. Da ich nun morgen früh nach Luzern abreiſe, wollte ich Sie, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, davon benachrichtigen.

Ich habe das herrlichſte Reiſewetter von der Welt. So ſchön war es dieſen ganzen Sommer nicht. Ich kann alſo von Luzern aus noch einen Theil der kleinen Cantone beſuchen. Ich habe viele Empfehlungen, und man verſichert mich allgemein, es herrſche dort ein fröhlicher Ton, beſonders unter

den Frauenzimmern. Ich habe hier in Aarau mich ſpäter auch zu unterhalten angefangen. Einige Frauenzimmer, die ich kennen gelernt, haben mich ſehr amüſirt.

Der König von Spanien iſt geſtorben. Das iſt wieder einer von den Zufällen, die wie ein Bliz vom Himmel fallen, und auf die ich immer rechne. Das ganze künſtliche Juſte-Milieu-Syſtem Louis Philipps, das ganze Gewebe der europäiſchen Diplomatik wird dadurch zu Schanden gemacht. Das iſt ein Gegengift der Bundestag-Ordonnanzen.

Ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, mit welcher Freundlichkeit ich hier behandelt worden. Alles liebt mich und die Weiber ſind ganz vernarrt in mich. — Adieu, von Luzern bald mehr.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Luzern, den 27. September 1832.

Seit geſtern Abend bin ich hier, ich, unglücklicher als Ulyſſes — ich fliehe mein Vaterland und finde es überall. Jener ſuchte es nur und erkannte es nicht, als er es endlich gefunden. Ich kam geſtern nach Sonnenuntergang hier an, und ſah die erſten hohen Alpen in der Dämmerung, und da dämmerte auch eine neue Welt in mir. Aber gleich darauf in meinem Zimmer las ich die deutſchen Zeitungen und von dem Wüthen des losgebundenen Bundestags, und da war alles wie ein Traum verſchwunden und ich lebte wieder in der flachen Wirklichkeit. Doch ſoll Ihnen das nicht leid thun;

ich müßte gelähmt ſein, wenn ich das nicht fühlte und beſſer Schmerzen als Lähmung. Das Wirthshaus, in das ich eingekehrt (der Adler), das beſte und vornehmſte der Stadt, liegt in einer engen Gaſſe, aber ſo eng, wie in Frankfurt die Gellenhäuſer Gaſſe. Ich ging heute ein Privatlogis zu ſuchen, wobei mir Freunde behülflich waren, aber es war keins zu finden. Ich muß alſo im Gaſthaus bleiben, doch wahrſcheinlich in ein anderes ziehen, das am See liegt und eine ſchöne Ausſicht hat. Es heißt zur Wage und paßt alſo ſehr für den ehemaligen Herausgeber der Wage. Schon dieſen Morgen um acht Uhr bekam ich Beſuch vom Aarauer Geſandten bei der Tagſazung, dem ſeine Frau meine Ankunft gemeldet, der blieb eine ganze Stunde bei mir, und hielt mich auf, auf meinem Wege „zur Grotte des Anti-Paros." Das war ſchrecklich und ich hätte bald nicht blos die Geduld verloren. Ein gemüthlicher geiſtreicher Mann; aber o Jammer! ein Dichter. Er ſprach mit mir ſchon von ſeinen Gedichten, und kleine ſchwarze poetiſche

Wölkchen ziehen ſich am Horizont zuſammen, und morgen kann das Ungewitter losbrechen. Ach! wie oft beneidete ich einen Reiſenden, der kein berühmter Mann iſt, wie ich, und den keiner ſtört. Ich ſollte eigentlich den Conrad für mich ausgeben, was recht leicht zu thun wäre. Wiſſen Sie, daß er Reiſebilder macht wie Heine? Geſtern, als er die Schneeberge ſah, bemerkte er mir und lachte dabei — er freute ſich ſeiner poetiſchen Flügel — „es iſt ſonderbar, wenn man ſo dem Winter in's Geſicht ſieht.“ Und als fleißiger Künſtler arbeitete er dieſes Bild noch ſchöner aus, und vorhin, als wir zurückkamen, ſagte er: „es iſt ſonderbar, wenn man zwei Jahreszeiten zugleich ſieht.“ Als wir zurückkamen, ſagte ich. Ich habe mich verrathen. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen gar nichts zu ſagen von der Herrlichkeit dieſer Gebirgswelt, an deren Eingange ich doch erſt ſtehe. Ich meinte, das müßte Ihnen Verdruß machen, Ihnen das Gefühl getäuſchter Hoffnung erneuern. Aber Sie werden ſich doch freuen über die Freude eines Andern, auch

wenn Sie ſie nicht theilen können. Es übertrifft die Erwartung, und es ſchaute mich als etwas Fremdes an, was ich doch ſo oft im Bilde geſehen, was ich mir alle ſeit vielen Jahren ſo klar vorgeſtellt. Um 4 Uhr Nachmittags ſezte ich mich mit Conrad-Heine in eine Gondel und ſchiffte den See hinaus. Luzern liegt am Fuße des Pilatus, man glaubt ſeinen Gipfel mit der Hand erreichen zu können, und man braucht doch ſieben Stunden hinauf zu kommen. Gegenüber liegt der viel niedrigere Rigi, ſo klar, daß man mit bloßen Augen das untere Wirthshaus darauf ſieht. Der See glatt wie ein Spiegel, das Wetter kann nicht herrlicher gedichtet werden. Und wenn man ſo weiter ſchifft, treten die Berge und Gletſcher immer näher heran, Einer über den Andern, immer Einer höher als der Vorige. Es ſchien mir, als kämen ſie mir entgegen, als ſähen ſie ſich einander über Schultern und Köpfe, mich vorüber fahren zu ſehen. Was wir, die wir nur den Rhein, den Taunus, Heidelberg geſehen, ſchöne Gegend nennen, kann hier nicht

angewendet werden. Es ist wie ein Waarenlager der Natur, wo hundert schöne Gegenden aufgehäuft liegen und des Käufers warten. Da hörte ich doch ein neues Lied; aber weil Sie mir fehlten, war es eine Melodie ohne Text. Nach Sonnenuntergang, bei immer steigender Dämmerung, kehrte ich zurück. Vor mir über der Stadt brannte hell das Abendroth; wie ich nun zurücksah, wo zwischen den Bergen schon Nacht war, war es wie ein Schrecken, was ich fühlte. Es war als ginge dort die Welt unter und als wäre es die ewige Nacht, die immer näher alles verschlingend der Stadt zufluthete, die noch im Lichte des Lebens glänzte. Und das ist erst der Anfang. Uebermorgen will ich die ganze Länge des Sees bis Altdorf durchschiffen. Das sind acht Stunden. Da sehe ich Brunnen, Küßnacht, Tell's Kapelle und Platte. Das ist eine Reise von zwei Tagen. Und bei diesem Wetter, sagen mir die Schiffer, kömmt kein Sturm. Es ist auch, als fahre man über eine Eisenbahn, so wenig rührt sich das Wasser. Morgen könnte ein Brief

von Ihnen kommen, wenigſtens der lezte nach Aarau. Wenn keiner kömmt, ſchreie ich Miau! Das ſage ich Ihnen vorher. Gute Nacht!

Freitag, den 28. September. Ihren ſehr lieben Brief erhalten, der mir Freude gemacht. Zum reiſen iſt es ja nicht zu ſpät, ſondern das Wetter ſchöner als je. Man rieth mir hier an, noch nach dem Berner Oberland zu reiſen; das werde ich aber doch nicht thun, ſondern mich mit den nahen Parthien begnügen, die ich oben angegeben. Ich reiſe morgen ab und komme den dritten Tag zurück. — Ich habe ſchon wieder Beſuch gehabt. Merkwürdig iſt, daß mich die Leute hier früher beſuchen, ehe ich zu ihnen gehe. — Auf dem Vierwaldſtätter See iſt ſehr ſtrenge Aufſicht der Obrigkeit auf die Schiffer. Man muß, um bei ungünſtigem Winde Hülfe zu haben, drei Schiffsleute nehmen. Ihnen wird das Recht ſein, mir aber thut das leid, weil das Fahren ſo theuer kömmt. Von hier nach Flüelen, am Ende des Sees, fährt man ſechs Stunden, und dafür muß

man elf Gulden bezahlen. Wenn man mit dem nämlichen Schiffe gleich zurückfährt, die Hälfte. Ich aber werde von Altdorf über Zug und Schwyz zu Lande nach Luzern fahren. Die Abwechslung iſt intereſſanter. Wären Sie nur dabei.

Achtundzwanzigſter Brief.

Luzern, den 8. Oktober 1832.

Aus dem Lande Uri vom Fuße des Gotthards zurückzukommen und zu Hauſe zwei Briefe von Ihnen vorzufinden, das iſt das große Loos mit einer Prämie. Die vergangne Nacht ſchlief ich in Zug. Ich wollte von da auf dem Zuger-See nach Immenſee fahren, und zu Fuß durch Tell's hohle Gaſſe gehen, und dann von Küßnacht zu Land oder zu Waſſer nach Bürglen zurück. So wäre ich dieſen Abend erſt angekommen. Aber ich ſchmachtete nach Ihren Briefen. Wie ich nun dieſen Morgen erwachte, ſah ich zu meiner großen Freude, daß der Himmel von Wolken bedeckt war, und das

Wetter kühl. Und in meinem Buche las ich vom Zuger-See: „außer dem furchtbaren Föhn iſt auch der Nordweſtwind, Arbis genannt, gefährlich.“ Des allen freute ich mich. Ich überredete mich, auf dem See könnte ich bei ſolchem Wetter untergehen, oder mich erkälten, und es ſei beſſer den geraden und kürzern Weg zu Lande zu machen. So kam ich ſchon Mittwoch hier an. Da Küßnacht nicht weit von hier iſt, kann ich das Verſäumte zwiſchen Morgen und Abend nachholen. Jezt zu Ihren Briefen..... Daß der S. lacht, das braucht Sie nicht argwöhniſch zu machen. Er hat gut lachen! Er hat einen guten Magen, und braucht ſeine Verdauung zu ſtärken keine Schaafgarbe zu ſaufen wie ich. Das iſt das ganze Geheimniß. O lieber Freund! Hätten Sie nur die Wirthstöchter in der Wage nicht erwähnt! Sie haben alte Wunden wieder aufgeriſſen. Seit drei Stunden (ſo lange iſt es, daß ich ſie nicht geſehen) hatte ich ſie vergeſſen. Ich logire nicht dort, ſondern in einem Privatlogis. Als ich her kam, kehrte ich in den Adler ein, der noch

theurer iſt als die Wage. Aber ich gehe dorthin eſſen. Sie ſind ſchön die Wirthstöchter, aber was haben wir junge Leute davon? Man muß 65 Jahre alt ſein ein halbes Lächeln, und 70 ein ganzes von ihnen zu bekommen. Mich armen Lebens-Teufel von nur 46 Jahren ſtarrten ſie wie Gletſcher ins Geſicht, ſtarr und kalt, ob zwar hold wie im Roſenſchein der Abendröthe.

Den 14. Oktober werde ich auf jeden Fall noch in der Schweiz ſein, um einem großen Schüzenfeſte beizuwohnen, das an dieſem Tage von Patrioten aus politiſchen Gründen veranlaßt ſtatt haben wird. Eine herrliche Reiſe habe ich gemacht. Ich habe auch allerlei notirt, es ſpäter auszuarbeiten. Für den S. der die Gegend kennt, will ich nur kurz die Route bemerken. Samſtag Nachmittag fuhr ich nach einem Dorfe Winkel zu Lande, das am See liegt. Von da in einer halben Stunde nach Stanzſtade zu Waſſer. Von dort zu Fuß nach Stanz in Unterwalden, wo ich übernachtete. Morgens ging ich nach Stanzſtade zurück, und nahm dort

ein Schiff nach Flüelen. Auf dem Wege am Grütli und Tellkapelle ausgestiegen. Von Flüelen zu Fuß nach Altdorf, wo ich übernachtete. Sonntag Morgen ging ich nach Bürglen. Von da zurück nach Altdorf. Von da zu Wasser nach Brunnen. Von da zu Land über Schwyz, Goldau und Arth nach Zug, wo ich Montag Nacht zubrachte. Von Zug fuhr ich heute Morgen zu Land nach Luzern — Küßnacht, und Sarnen in Unterwalden werde ich ein Andersmal besuchen. Die beiden Blümchen, eins für Sie, eins für S. sind auf dem Grütli gepflückt. Bürglen — wie bin ich so froh, daß ich Ihnen das nicht beschreiben kann, Sie, ja Sie hätten schwarzen Neid auf mich. Das ist nicht Wirklichkeit, das ist ein Gedicht. In Bürglen ist Tell geboren und gestorben; kein Held hat eine schönere Wiege und ein schöneres Grab, wie keiner ein schöneres Leben und einen schönern Tod. Er ertrank hochbejahrt im tobenden Schächenbach, als er bei einer Ueberschwemmung ein Kind aus den Fluthen retten wollte. Von

himmelhohen Bergen rings umſchloſſen grünt das kleine Thal, und aus Felſen hervor, Felſen herunter tobt der Schächenbach ſo wild, daß man glaubt die hohen Berge hätten ſich dahin geſtellt, ihn zu bewachen. Und das Alle am Fuße des Gotthards! Meine Phantaſie war ſchnell darüber in Italien, und ich ſeufzte ihr nach. In zwölf Stunden hätte ich unter Pomeranzen wandern können. Wie beneidete ich die Kühe, die ich vor Altdorf, und den folgenden Tag in großen Heerden kommen ſah. Sie werden über den Gotthard zum großen Viehmarkt in Locarno getrieben. Das ſah ſehr reizend aus. Einer der Treiber ein Schwyzer jodelte herrlich, daß es zwiſchen den Bergen wiederhallte. Alle Treiber hatten hölzerne Melknäpfe auf dem Rücken. Die vornehmſte Kuh trug eine Glocke, ſo groß wie der größte Kürbis am Halſe. Auf meine Frage: wozu die große Glocke? antwortete man mir: die Kühe hätten ihre Freude daran. Am Halſe trugen die Kühe kleine hölzerne Schämelchen, worauf ſich die Treiber ſezen, wenn ſie melken. Die Milch

wird auf dem Wege verkauft. Als ich nach Flüelen kam, es war Sonntag, fand ich die ganze Dorfjugend, eine Schaar kleiner Tell's, mit Bogen bewaffnet, und mit Pfeilen nach der Scheibe schießen. Ich zahlte einen Bazen für einen Schuß, und traf so glücklich, daß wenn der Apfel auf dem Kopfe des kleinen Tell so groß gewesen wäre als die Scheibe, die drei Schuh im Durchmesser hatte, ich zwar den Apfel nicht getroffen hätte, aber den Knaben auch nicht; denn ich hätte ihm gerade unter die Beine weggeschossen. Mein Pfeil blieb dicht über dem Boden in der Stange stecken, auf welcher die Scheibe stand. Ich wurde von allen Buben ausgelacht und ging beschämt fort. — Meine Erwartung übertroffen hat die schauervolle Scene von Goldau. Wäre ich damals gerade dort gewesen, und man hätte mir vorher gesagt, der Berg würde einstürzen, ich hätte mich fünfhundert Schritte zurückgezogen, und ganz ruhig das Schauspiel abgewartet und wäre begraben worden. Häuserhohe Felsen wurden eine Stunde weit geschleudert. Der

Weg, auf dem man jezt fährt, und der hoch liegt, war früher ein Thal, das von Schutt und Steinen ausgefüllt worden. Ein großes Stück des Lowerzer Sees wurde davon ausgefüllt. Und jezt haben ſich dort wieder Menſchen angeſiedelt, und ich habe ſie an den Fenſtern lachen ſehen. — Nachmittag hatte ich ſtarken Wind auf dem See. Ein Sturm muß da fürchterlich ſein. An's Land zu gelangen, hilft einem gar nichts; die Ufer ſind gewöhnlich ſo glatt und ſteil, daß kein Vogel Plaz hätte, ſich dahin zu retten. Der gefährliche Wind iſt der Föhn. Er war in der Luft, kam aber nicht herunter. Der Föhn iſt nämlich der warme Oſtwind, der aus Italien über den Gotthard kömmt. Unmittelbar kann er nicht über das flache Land und über das Waſſer ſtreichen. Er muß erſt die Berge herunter in die tiefen Luftregionen ſteigen und das ſieht man vorher. Ich ſah weiße Wölkchen über den Bergen, und den Wind mit den Blättern der Bäume ſpielen, die hoch oben ſtanden, doch immer konnte er nicht herunter. Aber auch bei gutem Wetter ändert

ſich der Wind auf dem Vierwaldſtätter See jede halbe Stunde. So oft man um eine Felſenecke biegt, ändert ſich die Luft und mit ihr das Waſſer. Jezt iſt es glatt und grün wie eine Wieſe. Gleich darauf kräuſelt ſich das Waſſer, und bald ſchlägt es hohe Wellen. Auf dem Rütli war einen Tag vor mir der Dichter Uhland und hatte einen Reim in's Buch geſchrieben. Zu gleicher Zeit ein Pole, der in einer langen Rede mit herzzerreißenden Klagen über ſein Vaterland ſchreibt. Er ſagt unter Anderm: Die Schweiz hatte nur einen Geßler, Polen hat drei. — Alle Fremdenbücher in den Wirthshäuſern ſind mit komiſchen Klagen der Reiſenden über die Prellereien der Wirthe ausgefüllt. Es iſt oft zum Lachen. So las ich in Schwyz den langen Jammer eines Franzoſen, der herrechnet, was er genoſſen, und wie viel er dafür bezahlt. Es iſt eine ganze Seite des Buchs. Am Schluſſe ſagt er: Er müſſe alles widerrufen. Er habe geglaubt, es ſei von Schweizerfranken die Rede, und bei Bezahlung der Rechnung habe er geſehen, daß nur fran-

zöſiſche Franken gemeint waren. Man braucht aber ſchrecklich viel Geld. Freilich muß ich Wagen und Schiff allein bezahlen, in Geſellſchaft kömmt es wohlfeiler.

Mittwoch, den 3. Oktober. Heute ſchon wieder ein Brief! Sie ſind ſehr zudringlich. Freilich ſind drei Briefe wöchentlich zu viel, vier wären auch genug und dabei laſſen Sie es bewenden. Der König von Spanien iſt ſchon wieder einmal geſtorben, kann man jezt ſehr gut mit Müllerchen im Bürgerkapitain ſagen; denn jezt ſoll er wirklich todt ſein. Es lebe der Tod! Das paßt mir ſehr in meinen Kram. — Mein Weg nach Baſel geht wieder über Aarau zurück, und ich werde wahrſcheinlich noch einige Tage dort bleiben. In Aarau fing ich erſt an mich zu amüſir[illegible], als ich mich verliebte. Ich bin, ganz im Ernſte, ohne weibliche Geſellſchaft wie ein ungeſchmiertes Rad; ich ſtöhne und krache und komme nicht von der Stelle. Wer ſollte das von mir denken? Sie haben

Recht gehabt, dem Dr. *** alles abzuläugnen. Lernen Sie endlich lügen, das iſt das Nöthigſte in der Ehe; hauptſächlich weil ich nicht lügen kann, mochte ich nicht heirathen. Ich habe und kann hier kein Tagebuch führen. Wenn ich nach allem Sehen noch Zeit übrig habe, muß ich ſie benuzen, den ſchon erwähnten Anhang zu meinen Briefen fertig zu machen, weil es kommen kann, daß das Manuſcript nicht reicht. Das iſt wieder in Stocken gerathen. In Zürich war ich mit meinen Briefen ſelbſt beſchäftigt und konnte an nichts Neues denken. So bleibe ich aus Faulheit immer zurück. Ich will mich aber beſſern. S. ſoll mir eine Kiſte mit allen den Büchern voll machen, die ich im eintreffenden Falle mir vielleicht werde ſchicken laſſen. Ich kann Ihnen das nicht ſo genau bezeichnen, er muß den Verſtand haben, zu wiſſen, welche Bücher ein Ignorant, wie ich, oft zum Nachſchlagen braucht. Alſo Sprach- und Sachwörterbücher, Encyclopädien, Hiſtorie. Wenn in der Kiſte noch Plaz übrig bleibt: Ueberſezun-

gen der lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker. Wenn noch Plaz übrig bleibt, kann er Brabanter Thaler hineinlegen. Adieu. Das Wetter iſt fortwährend herrlich. Gruß an alle Welt.

Neunundzwanzigſter Brief.

Luzern, den 6. Oktober 1832.

Ich erhalte ſo eben Ihren Brief vom 2ten, alſo wieder erſt am fünften Tage. — Ihnen, was ich geſehen in der Schweiz, umſtändlich zu beſchreiben, dazu habe ich wirklich weder Zeit noch Ruhe. Indeſſen iſt allerlei notirt, daraus einmal (und wenn längere Schweizer-Reiſen künftig dazu kommen), etwas zu machen. Geſtern fuhr ich zu Land nach Küßnacht. Nahe dort iſt die hohle Gaſſe, wo Tell den Geßler erſchoſſen, und eine Kapelle bezeichnet den Ort der That. In's Fremdenbuch dort ſchrieb ich folgende Reime:

Er faßt 'nen langen Bogen,
War keiner von Papier,
Hat aus dem Köcher gezogen
Kein Federlein wie wir

Mit feigem Proteſtiren
Unterthäniger Bitte
Mocht' er nicht Zeit verlieren —
Traf gleich die rechte Mitte.

Drauf zog das Volk mit Lanzen
Gen das monarch'ſche Prinzip,
Gen Oeſterreichs Ordonnanzen,
Den uralten Freiheitsdieb. *)

Und meinen Namen darunter. Was mir in der Schweiz wohl thut, deren Geſchichte ich jezt leſe, in Büchern und in Felſenſchrift an den Bergen, iſt der Schweiz uralter Haß gegen Oeſterreich, und wie lezteres immer zu Schanden geſchlagen worden.

---

*) In einem Notizenbuche von Börne fand ſich auch obiges Gedicht mit noch folgenden Strophen: A. d. H.

Heut ſchüzen die Koſaken
Das ſchwächlich monarchiſche Prinzip,
Und es rühmen mit ſpeiſevollen Backen
Profeſſoren ihre ewige Fürſtenlieb.

Andere mit hohlen Wangen
Reden für das Volk ein mageres Wort.
Erheb dich Volk, ſcheuch mit Bohnenſtangen
Die Lerchen deiner Freiheit fort.

Wie dieſer Haß glühend war, lehrt folgende Stelle in Müllers Geſchichte: „Von derſelbigen Zeit an (Ende des vierzehnten Jahrhunderts) wurzelte immer tiefer ein bitterer Haß des Oeſterreichiſchen Volks und Adels, den ſie nicht geduldig nur nennen hören konnten. Keinem konnten ſie vergeben, von Oeſterreich in der Schweiz Gutes zu ſprechen; wer ſeinen Helm oder Hut (wie die Herzoge zu thun pflegten) mit Pfauenfedern hätte ſchmücken wollen, würde von dem Volk umgebracht worden ſein. Es iſt aufgezeichnet worden, daß in der ganzen Schweiz kein Pfau habe ſein dürfen; als einem eidgenöſſiſchen Mann, der in einer öffentlichen Schenke ſaß, ein Spiel der Sonnenſtrahlen die Farben des Pfauenſchweifes in ſein Glas voll Wein gebildet, habe er ſein Schwert ausgezogen und mit hundert Flüchen das Glas in Stücken geſchlagen.“ Ja, ſo muß man Oeſterreich haſſen, oder beſſer — wie ich.

Die alten Heldengeſchichten der Schweiz und den Schauplaz ihrer ſchönſten Thaten (die Ufer des

Vierwaldstätter Sees) lernen Sie am besten aus Schillers Wilhelm Tell kennen. Er hat alles der Natur und Geschichte gemäß erzählt. Schiller war nie mit einem Fuße in der Schweiz (wahrscheinlich aus Geldnoth nicht) und als er den Tell schrieb, ließ er sich die Landschaften schildern und zeichnen. Ich sah wieder, daß mehr der Dichter als der Geschichtschreiber Heldenthaten verewigt; denn mehr aus Schillers Tell, als aus der Geschichte, kannte ich der Schweizer Großthaten. In den vier Urcantonen ist kein Berg und kein Thal, die nicht durch eine große That verewigt. Diese Heldenzeit der Schweizer hat viele Aehnlichkeit mit der der Griechen und Römer, wie wohl mit der jeden Volks. Wäre die unleidliche Aufklärung nicht, zu welcher schönen Mythologie wäre nicht die alte Schweizergeschichte in diesen fünf Jahrhunderten ausgeschmückt worden. Sie hätten ihren Theseus, ihren Herkules, ihre Lukretia. Aber das Christenthum hat nicht alles verdorben. Zum Glück fiel die schönste Schweizer-Geschichte vor der Reformation und in Ländern,

die bis heute noch katholiſch geblieben. Tell wird wie ein Gott verehrt. Er hat an allen Schauplä-zen ſeines Lebens und Wirkens Kapellen, in denen Gottesdienſt geſchieht und wohin zu verſchiedenen Zeiten gewallfahrt wird. An Kapellen, öffentlichen und Privatgebäuden ſieht man ſeine Lebensſcenen abgebildet. Er ſteht in Stein auf Brunnen, ſo auch Arnold von Winkelried und das Bild anderer Helden. Wie wohl mir das in der Schweiz thut, kein Bild eines Fürſten zu ſehen, ſondern nur das von Männern aus dem Volke. Auch die katholiſche Andacht der Leute erfreut mich. Wo auf dem Wege eine Kapelle ſteht, ſieht man Männer, Weiber und Kinder darin, davor knien. Geſtern auf meinem Wege fand ich ſo ein ſchönes Bild. Die Kapelle war verſchloſſen. Bauernweiber knieten vor dem Gitter, das den Blick in das Innere gibt. Eine, die vor dem Gitter keinen Plaz mehr gefunden, kniete vor der geſchloſſenen Thüre, genau da, wo beide Thürflügel die Spalte bilden, als könne ihr Gebet da leichter eindringen, als durch die Mauer, vor der

ſie bequemen Plaz gefunden hätte. Der Weg nach Küßnacht iſt herrlich. Ueberhaupt finde ich viel reizender, an den Ufern der See zu Land zu reiſen, als auf dem Waſſer. Die Ufer ſind gewöhnlich hoch, und man hat dort eine ſchönere Anſicht hinab auf das Waſſer und die Ufer, als auf dem Waſſer hinauf und hinüber.

Ich Eſel ſchrieb Ihnen neulich von Grütli-Blumen und vergaß ſie einzuſchließen. Heute thue ich es (wenn ich es nicht wieder vergeſſe). Verwahren Sie die Blumen gut. Sie können noch einmal neben Schwert und Dolch auf einem Criminal-Tiſch prangen, wenn früher oder ſpäter unſere demagogiſchen Umtriebe zur Unterſuchung kommen, und wir, weil wir die beſtehenden Dinge umſtürzen wollten, geköpft werden. Dann werden die Blümchen von dem revolutionären Grütli gegen uns zeugen.

Geſtern Abend war ich in Geſellſchaft bei Profeſſor Monnard, den ich vor zehn Jahren in Paris kennen gelernt, und hier als Tagſazungs-Geſandten wieder gefunden. Da fand ich faſt alle

Tagsazungs-Gesandte. Lauter Bürgerliche, doch führt der Präsident den Titel Excellenz. Die Sizungen der Tagsazung sind zwar nicht öffentlich, doch war da gar keine Geheimnißkrämerei, wie bei monarchischen Diplomaten. Ich fragte den Präsident und die Andern alles, was ich wissen wollte, was sie verhandeln, in der und jener Sache beschlossen, oder beschließen werden. Sie sagten mir alles. Bei Tische fingen alle Gesandten an eine Art Studentenlied zu singen, der Präsident (ein großer starker Mann und von diplomatischem Ansehen) sang mit. Er saß auf dem Sopha, ich neben ihm. Da verglich ich, in Gedanken, dieses diplomatische Souper mit einem Frankfurter des Bundestags, und wie sich das ausnehmen würde, wenn Herr von Münch-Bellinghausen mit Herrn von Nagler und die übrigen ein Lied sängen, und da mußte ich lachen. Es waren meistens Männer von meinem Alter, wenige über, viele jünger. Sehr artige Leute, besonders die aus der französischen und italienischen Schweiz. Es wurden drei Spra-

chen geſprochen. Meine Pariſer Briefe kannten die Meiſten.

Was Sie mir neulich von *** geſchrieben, daß er hübſch geworden, iſt merkwürdig. Es ſcheint, daß in dieſer Zeit die Bruſtkrankheiten mit Schönheit endigen. Stellen Sie ſich vor, ich bin auch ſchön geworden. Seit wie lange, weiß ich nicht. Erſt vor einigen Tagen, da ich in meinem blauen Morgenhalstuche vor einem großen Spiegel frühſtückte, entdeckte ich es. Wenn das die Weiber erfahren, bekommen ſie alle die Schwindſucht. — Iſt *** noch in Frankfurt, oder ſchon nach Paris zurück? Und Sie? Kommen Sie denn auch gewiß? Das Geld darf Sie nicht abſchrecken. Ich ernähre Sie dort, wie man alle Blumen ernährt — mit Waſſer.

Dreißigſter Brief.

Luzern, den 7. Oktober 1832.

Wir wollen ein wenig plaudern. Heute iſt Regenwetter, doch warm. Ich habe es noch gut getroffen mit meiner Reiſe. Jezt muß ich darauf ſehen, ſchönes Wetter auch für die Pariſer Reiſe abzupaſſen, denn wenn Regenwetter die Wege ſchlecht gemacht, iſt das Reiſen ſehr läſtig.

Kürzlich las ich in einem Pariſer Blatte „Opinion de Bœrne sur Gœthe“ aus dem 8ten Theile überſezt. — Es iſt auch Theater hier. Neulich ſah ich eine Pantomime, Harlekin in der bezauberten Kaffemühle, was recht hübſch war. Es war zum verwundern, was in dem kleinen Hauſe und bei den wenigen Mitteln einer herumziehenden Truppe für ſchöne Metamorphoſen vorkamen. Auch

iſt der Erfinder der Maſchinerien ein Frankfurter, ein gewiſſer Schnepf, der beim Theater als Dekorationsmaler und zugleich als Schauſpieler angeſtellt iſt. Er hat wirklich Genie, ſpielte den Harlekin ſehr gewandt und ſeine Maſchinen ſind vortrefflich. Ich begreife nicht, warum man den Menſchen nicht in Frankfurt anſtellt. Der Direktor des Theaters, ein artiger ſolider Mann, und bedrängter Familienvater beſuchte mich und zwar aus folgendem Grunde. Er habe gehört ich ſei in Baden geweſen, und er wolle ſich erkundigen, wie es ſeinem Sohne gehe, der bei Spindler im Hauſe iſt. Das iſt der Junge, der mir dieſen Sommer abgeſchrieben. Ich konnte dem Vater die beſte Auskunft geben. Spindler hat den Jungen zu ſich genommen, und wird bis zu ſeiner vollendeten Erziehung für ihn ſorgen. Das iſt doch ſchön. Das Theater iſt auf einer Bodenkammer des Jeſuiten-Gebäudes und man muß drei Treppen ſteigen in's Parterre zu kommen. Mich intereſſirte das Publikum, die ſchöne Welt. Die Weiber haben hübſche katholiſche Augen, aber noch

ſo ſchön, ihre harte ſchweizer Sprache macht ſie ſehr unliebenswürdig.

Montag, den 8. Oktober. Geſtern beſuchte ich eine Stunde von hier einen öffentlichen Vergnügungsort. Sie können ſich nichts ſchöneres denken als die Gegend um Luzern. Es iſt ganz anders wie bei uns, auch Baden, das Murgthal gibt keine Vorſtellung davon. Es iſt ein anderes Grün, es ſind andere Berge, andere Waſſer. Ich kann mir denken, wie man in der Schweiz Tage und Wochen lang zu Fuße reiſen kann, ohne müde zu werden. Man hat immer ein nahes, immer ein ſchönes und ſchöneres Ziel. Immer iſt ein Berg, eine Felſenwand, welche den Weg zuſperren. Da wird man neugierig zu wiſſen, wie es hinter dem Berg, hinter der Wand ausſieht; hat man ſie erreicht, lockt uns wieder ein nahes Ziel, und ſo immerfort, und ſo wird man von Morgen bis Abend gelockt. Merkwürdig iſt das Spiel der Wolken um die Höhen der Berge gegen Abend. Ein Nebel erhebt ſich und verhüllt die Mitte des

Berges, die Spize bleibt frei, ſo daß ſie in der Luft zu ſchweben ſcheint. Oder der Berg wird bis an die untere Region eingehüllt und zeigt dann nur einen mäßigen Hügel. So ſuchte ich geſtern Abend (das Wetter war Sonnenhell) den Pilatus und konnte ihn nicht finden. Endlich entdeckte ich, daß er von Wolken eingehüllt war.

Geſtern Abend war ich im Theater und ſah Kotzebue's Kreuzfahrer. Balduin von Eichenhorſt, Bohemund von Schwarzeneck, Emma von Falkenſtein — es war prächtig; ich habe das ſeit ſo lange nicht gehört. Es war Sonntag, das Haus gedrückt voll. Ich hatte große Freude am weiblichen Publikum. Die erſten ſechs Bänke des Parterres waren nur von Frauenzimmern beſezt, und ich der einzige Herr unter ihnen. Von dieſem Geplauder haben Sie keine Vorſtellung. Sie ſprachen alle mit einander, über die Bänke herüber, rechts, links. Sie genirten ſich gar nicht vor mich, drängten ſich an mich, lehnten ſich über mir, um mit Nachbarinnen zu plaudern. Sie hatten keine Ahnung davon,

daß sie einen gefährlichen Reisebeschreiber unter sich hatten, der so manches auffangen könne. Es war wie die Lama's und andere sanfte Thiere oder Vögel, die in Gegenden wo nie ein Mensch gewesen, sich zutraulich dem ersten Menschen nahen und keine Furcht haben. Es ist erstaunlich was diese Luzernerinnen für Aehnlichkeit mit Jüdinnen haben. Die nämliche Physiognomie, Lebhaftigkeit, die nämliche Sprache, dieselben eigenthümlichen Worte und ganz der singende Ton jener.

Heute kurz vor dem Essen ging ich noch vor die Stadt hinaus spazieren. Da kam ich unversehens in ein kleines Thal rings von sanften Hügeln eingeschlossen. Und in dem Thale lagen wieder andere noch niedrigere Hügel. Es war ein Sopha von grüner Seide, rings an den Wänden schwellende Polster. Ich hätte mich hinein werfen mögen, man meint die Erde wäre elastisch. Ich kann Ihnen dieses Grün nicht beschreiben, es müßte Blinde heilen können. Nichts lieblicher als das Schellengeläute des Viehs, das jezt von den Ber-

gen herab iſt, und überall in der Ebene weidet. Kein Menſch in der Schweiz hat es beſſer als eine Kuh. Sie iſt der Reichthum, der Adel des Schweizers, und ſo viele Kühe er hat, ſo viele Ahnen zählt er. Sobald im Frühling das erſte Gras ſproßt, werden ſie hinaus auf die Weide geführt. Dann werden ſie zu Berge getrieben, erſt in die unteren Regionen, dann in die mittleren, endlich im Sommer die höchſten Alpen hinauf. Im Herbſte gehen ſie ſo abweidend zurück.

So reiſen wie es gewöhnlich geſchieht in der Schweiz, möchte ich nicht. Wochen, Monate lang von einem Ort zum andern jagen, nichts voll genießen, alles nur koſten — iſt das nicht thöricht? Wenn uns ein Berg, ein Thal entzückt, warum wegeilen nach einem andern Thale, einem andern Berge, blos um zu Hauſe erzählen zu können, daß man dort geweſen? Ich will zwar nicht, daß man der erſten ſchönen Gegend treu bleibe und in einer chriſtlichen Ehe mit ihr lebe; aber von Morgen bis Abend von einer zur andern flattern, das will

ich auch nicht. Man ſoll in der Schweiz leben, wie ein Türke in ſeinem Serail. Alles Schöne iſt in der Nähe, gefällig jede Laune zu befriedigen; aber man wähle eine Favoritin, und werfe, wenn man ihrer ſatt iſt, einer andern das Schnupftuch zu. — Wären Sie vor einigen Tagen mit mir hier geweſen, und hätten ſich von mir ſpazieren führen laſſen, Sie hätten mir vor Wuth eine Haarnadel in das Herz geſtoßen. Ich ging nämlich aus, auf meine Art, die Phyſiognomie von Luzern kennen zu lernen. Es war das herrlichſte Wetter. Ich aber ſchlich mit unbeſchreiblicher Wonne den ſchmalen Weg herum, der zwiſchen zwei hohen Mauern in einem Halbkreiſe die Stadt umgibt. Nichts als Mauern und Hütten. Keine Sonne, kein Feld, kein Baum. Nur eine kleine Seitenſpize des zackigen Pilatus ſchaute in die dürre Gaſſe von oben auf mich herab. Es war wie eine Zunge, die er herausſtreckte mich zu verſpotten. Ich aber ſezte mein Vergnügen fort und ließ mich nicht ſtören. Endlich kam ich zur Stadt hinaus in's Freie, gerieth

in eine weiche Wiese, über der von Schritt zu Schritt Steine gelegt waren, daß man trocknen Fußes hinüberkomme. Dann gelangte ich an einen Bach, über den eine Art schwimmende Brücke führte. Ein Mädchen stand darauf mit einem Ruder, das Schiff ohne Bord abzudrücken. Ich wollte hinüber; aber sie bemerkte, hier führe kein Weg. Es war ein Landhaus auf einer Insel im See, durch einen schmalen Wasserarm vom Lande geschieden. Ich mußte den nämlichen Weg über die nasse Wiese, von Stein zu Stein hüpfend in die Stadt zurück, noch einmal durch die hohen Mauern durch. Darüber ward es dunkel. Und hätten Sie darauf mich Abends beim Thee nicht ermordet, oder noch grausamer mit mir gegrollt? Ach, wie schön ist es ledig zu sein! Ich kann es nicht erwarten bis wir drei zusammenkommen, und Sie das erste Mal mit mir zanken. Ich endossire Ihren Zorn und schreibe darauf: Für mich an die Ordre Herrn S. S. — So eben erhalte ich Ihren Brief. O, wie schön daß Sie bald kommen!

Antikritiſche Beluſtigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-See's.

(Auguſt 1832.)

I.

Die Tiger-Brücke.

Da ich ſchon am vierten Februar dieſes Jahres auf dem „Punkte" ſtand, „wo der Menſch in den Tiger übergeht" — wie die Dresdner Abend-Zeitung von dem nämlichen Tage hinlänglich bewieſen — ſo wird der billige Leſer wohl einſehen, daß, weil ich kein Säulenheiliger bin, ich dieſe peinliche Stellung nicht lange mehr werde ertragen können, ſondern genöthigt ſein werde, bald über die Tiger-Brücke zu gehen. Doch will ich es aushalten ſo lange als möglich und dieſe kurze Zeit noch benuzen,

mit jenem Rezenſenten in der Abend-Zeitung, der ſich Eratophilos unterſchrieb, ſo wie mit zwei andern meiner Rezenſenten, nämlich einem ungenannten Lehrjungen des Profeſſor Görres in München, und dem Herrn Carové, licencié-en-droit in Frankfurt am Main, einige menſchliche Worte zu wechſeln. Später, jenſeits der Tiger-Brücke, rede ich gar nicht mehr mit ihnen, ſondern ich freſſe ſie auf.

II.

Die Sokrates-Hütte.

Sollte ſich nach meinem Tode unter meinen hinterlaſſenen Papieren ein Bogen finden, auf dem weiter nichts geſchrieben ſteht, als folgendes:

Suppe von durchgeſchlagenen Rezenſenten

— ſo bitte ich die Nachwelt, ſich doch ja nicht zu betrüben, daß von dieſer merkwürdigen Schrift nichts fertig geworden, als der Titel; denn ſie iſt allerdings fertig geworden und iſt nichts anderes, als dieſe gegenwärtige Abhandlung Antikritiſche Be-

luſtigungen. Warum der Titel verändert worden, ſoll der Leſer gleich erfahren.

Dieſen Sommer in Baden fand ein ſo lebhafter Verkehr von wechſelſeitiger Höflichkeit zwiſchen mir und einigen norddeutſchen Damen ſtatt, daß ich ganz ſchwach davon geworden war und einen Heißhunger nach tüchtigen Grobheiten bekam, ſowohl nach paſſiven als nach aktiven. Sie waren aber nicht aufzutreiben. Endlich erbarmte ſich meiner ein Freund, der meine Leiden ſah und erkannte, und verſchaffte mir drei Stücke Rezenſionen meiner Briefe aus Paris: die ſchon erwähnte in der Abend-Zeitung, eine in der Neuen Hanauer Zeitung und eine dritte in der Münchner Eos. Ich verzehrte ſie und fühlte mich gleich wieder geſtärkt; um aber meine Kräfte völlig wieder herzuſtellen, nahm ich mir vor, darauf zu antworten. Ich ſann auf einen romantiſchen Schreibſiz, der meiner gemüthlichen Stimmung und meinem zarten Vorhaben entſpräche, und wählte die Sokrates-Hütte auf dem Berge, wo jeden Morgen und Abend ſo viele

weibliche Seufzer aufſteigen, daß ſelbſt beim hellſten Wetter die Hütte von Silberwölkchen umfloſſen iſt. Ehe ich hinaufging, frühſtückte ich unten vor dem Converſationshauſe mit Chokolade und einem kleinen Aerger. Der Aerger beſtand in folgendem. Ein Preuße, ein ſehr lieber, ganz ſcharmanter Mann, der auch ehrlich war — ach die Augen, die Augen! Wenn es Menſchen gibt, die der Teufel geſchaffen, ſo war es doch immer Gott, der ihnen die Augen eingeſezt: dieſe Fenſter der Seele von Cryſtallſcherben eines zerbrochenen Himmels — nichts vermag ſie zu färben, zu trüben, zu verfinſtern. Sie verrathen den geübteſten Schurken, ſie lügen nicht, ſie heucheln nicht; ſie klagen den ungekannten Miſſethäter an, und vertheidigen die verkannte Unſchuld. Alſo dieſer Preuße erzählte mir: im Caſino von Baden hänge eine Tafel, auf der gedruckt ſtände: „es iſt verboten Hunde mitzubringen" und darunter mit Bleiſtift geſchrieben: „und Preußen." Ich ärgerte mich über den feigen Bleiſtift — ſonſt über weiter nichts. Dann ſtieg ich langſam den

Berg hinauf, in der Taſche die gefangenen Triumviren und in der Hand mein Schreibbuch tragend. Im Gehen ſann ich darüber nach, ob ich den Titel ſezen ſollte: Suppe von durchgeſchlagenen Rezenſenten, oder: durchgeſchlagene Rezenſenten-Suppe. Endlich kam ich zur Beſinnung; aus meinem garſtig verpuppten Herzen entfaltete ſich meine beſſere Natur und ich verwarf mit Unwillen den ganzen Titel. Nichts auf der Welt — ein Satiriker etwa ausgenommen — iſt mir verhaßter als Satire; weil ſie ſo hofhündiſch hinter dem Gitter der Zweideutigkeit hervorbellt, oder von einem dunkeln Sinne verhüllt, die Vorübergehenden anfällt, und nicht den Muth hat, im Freien und am hellen Tage einem Spizbuben an die Kehle zu ſpringen. Ich hatte jenen Titel ganz arglos erdacht. Mein körperlicher Appetit nach Grobheiten hatte mir das Bild ſeiner Befriedigung unter einer mir angenehmen Kochform vorgehalten. Erſt ſpäter fiel mir ein: der Leſer könnte denken, ich hätte ein jämmerliches Wortſpiel treiben wollen mit durchſchlagen

im Sinne der Kochkunſt, und durchſchlagen im Sinne eines Prügelkünſtlers, darum unterdrückte ich den Titel.

Oben ſezte ich mich auf eine — ach! der ſo bekannten Bänke, die vor der Hütte ſtehen, und holte den Eratophilos aus dem Gefängniſſe, um das Verhör mit ihm anzufangen. Da bemerkte ich, daß der große ſtarke Mann, der mir zur Seite auf der andern Bank ſaß, mich unverwandt anſah, und es erwachte der Argwohn in mir, er wolle mit den Augen in meinem Protokolle herumſpazieren. Das ſtörte und verdroß mich; ich ſtand auf und ging fort. Unten in der Promenade begegnete ich dem ſcharmanten Preußen, der ſich zu mir geſellte, und wie gewöhnlich ſich über die preußiſche Regierung luſtig machte. Er ſagte hundert artige Sachen von Herrn von Ancillon, von Herrn von Kamptz, von den Prinzen von Mecklenburg, von Herrn von Wittgenſtein, von dem Kronprinzen. Ich bat ihn, vorſichtiger zu ſein, denn nicht allein die Wände hätten Ohren, ſondern auch die Taſchen (ich dachte

nämlich an einen der Triumvirn). Aber er ließ sich nicht wehren und unterhielt mich auf das angenehmste bis zum Mittagessen von lauter Dingen unter zwanzig Bogen.

Nachmittags beging ich gewohnte Diätfehler und war höflich mit den Damen. Um so rascher stieg ich den andern Morgen wieder zur Sokrates-Hütte hinauf; denn da ich mir vorgesezt, meine Rezensenten auf sokratische Manier dahin zu bringen, mir freiwillig zu gestehen, daß sie distelgenährte Sackträger sind, glaubte ich meinen Zweck nicht besser zu erreichen, als in der Nähe der Sokrates-Hütte. Aber da saß der unglückselige Mann wieder auf der Bank, sah mich wieder unverwandt an und jagte mich zum zweiten Male fort; denn unmöglich war es mir immer, in der Nähe eines fremden menschlichen Wesens zu denken, zu lesen oder zu schreiben — in der Nähe eines befreundeten noch weniger.

Ich klagte mein Leid einem Freunde, dem schon mit Dank erwähnten Rezensionenmäkler und dieser erzählte mir: der Mann auf dem Berge sei ein

Einwohner von Baden und blind. Jeden Morgen ginge er ohne Führer hinauf und bliebe da ſizen bis zum Sonnenuntergange. Er wäre arm und empfinge aus dem Armenfond täglich vier Kreuzer. Da jammerte mich der unglückliche Nachtwandler und mich jammerten meine Rezenſenten. Ich dachte: vielleicht ſind ſie auch blind! Vielleicht leben ſie auch von Unterſtüzung, die man ihnen gibt, nicht weil, ſondern damit ſie nicht ſehen! Und als ich plözlich aus einem Gebüſche hervortrat, kam mir ein ſchönes blaſſes engliſches Mädchen mit verweinten Augen entgegen. Ich ſah ihr nach und dachte: Du armes Kind! Auf dieſer weiten Erde haſt Du nicht ein fühlendes Weſen, Du haſt nur ein todtes Taſchentuch, das Deine Thränen trocknet. Warum gingſt Du ſo ſtolz an mir vorüber? Warum klagteſt Du mir nicht Deinen Schmerz? Ich hätte Dich wohl nicht geheilt, aber Dir gewiß ein Lächeln mitgegeben für Deine Träume, und vielleicht hätte die Morgenſonne den ſüßen Thau der Hoffnung von Deinen Augen geküßt! Aber Du gingſt vor-

über. Ach! der Mensch kann stolz sein und kann doch weinen! Und ich ward sehr weich und lispelte in den Abendwind: hole der Teufel meine Rezensenten und mich auch! Ich will nicht mehr an sie denken.

III.

Der 21ste Bogen.

Seitdem sind sechszig Tage vorüber gegangen. Seitdem ist ein Teufel vorüber gebraust, der jubelnd Musterung hielt; und ein stiller Gott ist vorüber gesäuselt, der auf seine Vertrauten herablächelte. Ich hatte meine Rezensenten vergessen, die Knechte über ihre Herren vergessen, welche selbst mit mir verhandelten. Da geschah es, daß vor einigen Tagen, ehe ich die Handschrift zu diesen neuen Briefen aus Paris in die Druckerei abschickte, ich die Berechnung machte, ob sie zu zwei Mal 20½ Bogen hinreiche — denn nach dem gemeinen bürgerlichen deutschen Rechte wird höchst sonderbar ein Buch erst mit dem 21sten Bogen majorenn, also gerade in dem Alter,

wenn die Bücher gewöhnlich anfangen dumm oder ausschweifend zu werden. Ehe ich aber weiter gehe, will ich meine feste Hoffnung aussprechen, daß sämmtliche deutsche Censoren, wenn sie einst ihre Vormundschafts-Rechnung werden ablegen müssen — unfähig wie sie sein werden, auch nur das Mindeste von dem Geiste, um den sie ihre Mündel betrogen, zu ersezen — den Galgen zieren werden, zur Freude der Mitwelt und zur Warnung den nachkommenden Geschlechtern.

Jezt aber bitte ich einen Gelehrten, der zugleich Menschenfreund, Mathematiker und Psycholog ist — wenn es einen solchen in Deutschland gibt — mir folgendes Phänomen zu erklären. Als ich im vorigen Jahre mit meiner Handschrift zu meinen vorjährigen Pariser Briefen die Druckprobe anstellte, fand ich, daß es einige Bogen zu wenig waren. Daraus schloß ich, daß es genug sei. Und es fand sich später wirklich, daß es genug war. Dieses Mal ergab sich aber aus der Berechnung, daß ich einige Bogen mehr hatte als der Druck erforderte,

und das machte mich ängſtlich, es möchte nicht hinreichen. Woher nun dieſe Aengſtlichkeit, dieſe ganz verkehrte Logik der Nerven? Denn auf jeden Fall iſt es eine nervöſe Erſcheinung. Möchten die verſchiedenen Fakultäten darüber nachdenken!

Ich beſchloß alſo, das Manuſcript gerade um ſo viel zu vermehren, als deſſen anſcheinender Ueberſchuß betrug; nämlich um 3 Bogen, 7 Seiten, 5 Zeilen und 8 Sylben, und die Zuſäze in die X'ſche Druckerei nachzuſenden. Aber guter Gott! Was, worüber ſchreiben in dieſer federſchweren Zeit, wo der Scherz Leibſchmerzen hat und der Ernſt wie ein Toller lacht? Ich habe zwar manchen guten Gedanken gehabt, ſeitdem ich in der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Erführe es aber ein Schweizer, daß ich einen Gedanken aus ſeinem Lande mitgenommen, ohne ihn zu bezahlen, er verfolgte mich bis an das Ende der Welt und ſchlüge mich todt wo er mich fände. Was aber ſonſt? Man hatte mich aufgefordert, etwas über die neueſten Beſchlüſſe der deutſchen Bundesverſammlung zu ſagen: Be-

ſchlüſſe, welche, wie die Münchner Hofzeitung mit Recht tadelt, von den Liberalen Ordonnanzen genannt werden — ſie ſollten nicht ſo frech ſein, Ordonnanzen zu nennen, was ſie doch nicht den Muth haben, auch als ſolche zu behandeln! Aber ich werde mich wohl davor hüten. Wäre denn etwas lächerlicher, als hinter den Dampf-Protokollen der Bundesverſammlung herhinken, die auf ihrer eiſernen Bahn hundertmal ſchneller die Freiheit erreichen, als es ſich nur je unſere ſchnellſte Hoffnung geträumt? Gewiß nichts — außer ſich ihnen in den Weg zu ſtellen, um ſie aufzuhalten. Doch worüber ſonſt ſchreiben? Ich war in großer Verlegenheit. Da ereignete ſich geſtern, daß, als ich nach dem Frühſtücke zur Thüre hinaus ging, und wie jeden Morgen bei dieſem Gange, die Hand in die Taſche meines Schlafrocks ſteckte, darin nachzuſuchen — ich den licencié-en-droit Carové herauszog. Ich eilte ſo ſchnell als es die Umſtände erforderten in mein Zimmer zurück, den licencié zuvor in Sicherheit zu bringen, und ſpießte ihn einſt-

wollen, daß er sich nicht wieder verkriechе, wie einen Schmetterling mit der Nadel an den Vorhang fest. Er konnte auch in der That recht gut den kleinen Fuchs vorstellen.

Als ich nun ruhig da saß und überlegte, wie der 21ste Bogen auszustopfen, fiel mir bei: wie wäre es, wenn ich den licencié, den kleinen Jesuiten und den Eratophilos wieder vornähme? Und dabei blieb es. Ach! es entgeht keiner seinem Schicksale. Jene drei Rezensenten, die ich schon vor zwei Monaten in den Lethe zurückgeworfen, weil ich das Nez schon gar zu voll hatte — sie mußten schon längst im Ozean der Vergessenheit angekommen sein — schwammen wieder Strom aufwärts, ließen sich zum zweiten Male fangen, und jezt schuppe ich sie, wie der Leser sieht. Sollte aber Herr Staatsrath Stägmann in Berlin, der alle Polen, welche Paskewitsch übrig gelassen, auf seinem metrischen Reibeisen grausam aufgerieben und dafür zum Lohn mit der Abfassung des deutschen Preßgesezes beauftragt worden — sollte er, wohl eher aus Bosheit

als aus Tugend, ſo wenig Rückſicht auf die heilige Anna nehmen, daß er die Majorennität der Bücher auf fünfzehn Bogen herabſezte — ich wäre der unglückſeligſte Menſch von der Welt; denn ich hätte mich um den 21ſten Bogen ganz vergebens bemüht. Doch, hoffe ich, es geſchieht nicht. Heilige Anna, bete für mich!

IV.

Eratophilos.

Eratophilos, als er ſich eines Abends in Vespertinen's Schlafzimmer von meinen Briefen aus Paris unterhielt, erzählte von mir: „Dieſer Mann, „den wir ſelbſt näher gekannt haben, der uns vor „einem Jahrzehend ein liebenswürdiger, witziger, „geiſtreicher Autor ſchien, den wir beinahe Freund „nannten — eben dieſer Mann zeigt ſich jezt plözlich „an dem andern Pole der Humanität, an dem Punkte, „wo der Menſch in den — Tiger überzugehen „droht.“ Das iſt die ſchändlichſte, unerhörteſte Ver-

läumdung von der Welt! Doch lache ich der Tücke des Denuncianten; denn ich kann aus ſeinen eigenen Angaben mein Alibi beweiſen. Meine Rechtfertigung hängt jezt blos davon ab, daß ſich in der Druckerei, wo dieſes angenehme und nüzliche Buch gedruckt wird, ein langer Strich vorfinde, etwa von der Größe von acht vereinigten Gedankenſtrichen. Iſt er vorhanden, beliebe ihn der Sezer aus dem Kaſten zu nehmen und ihn ſo zu ſezen, daß er eine Zeile allein einnehme. Dann ſtelle er links des Striches ein a und rechts ein b. So:

a——————————b

Gut. Jezt iſt meine Unſchuld dargethan. a iſt der Pol der Humanität, b der andere Pol der Humanität, wie es Eratophilos, der Freund des Lieblichen, ſehr unlieblich ausgedrückt; denn eigentlich muß es heißen, der entgegengeſezte Pol der Humanität, oder beſſer der Pol der Unhumanität. Nun behauptet Denunciant, ich ſtünde auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht; ein Punkt aber hat keine räumliche Ausdehnung;

ſtehe ich alſo auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht, folgt mathematiſch daraus, daß ich auf dem Punkte der Menſchheit ſtehe, das heißt, daß ich ein Menſch bin. Ich bitte ſämmtliche Polen-Comité's in Deutſchland, Frankreich und England und jeden andern, der von dem Polarweſen etwas verſteht, mir aufzupaſſen, ob ich nicht falſch ſchließe. Bin ich ein Menſch, ſtehe ich am Pole der Humanität, oder auf a; ſtehe ich auf a, wie kann ich zugleich auf dem Punkte ſtehen, wo der Menſch in den Tiger übergeht, da der Tiger auf b oder am Pole der Unhumanität ſtehend, von den Menſchen nicht durch einen Punkt, ſondern durch die ganze Axe a b getrennt iſt? Eratophilos ſagt zwar, ich drohe erſt in den Tiger überzugehen. Aber jede Drohung iſt nicht ernſtlich gemeint. Vielleicht wollte ich mich nur necken mit jenen feigen Machthabern, die ihr Zittern für Geberden gefährlichen Zornes möchten erſcheinen laſſen, deren Kraftanſtrengungen ihre Schwäche verrathen, und die keinen wahren Muth haben, nicht einmal zum Böſen, ſondern nur

den Affen des Muthes: den Uebermuth. Und wäre es mir mit meiner Drohung, ein Tiger zu werden, auch Ernſt geweſen, iſt denn Gefahr dabei? Ich kann nicht durch einen Sprung Tiger werden, ſondern ich muß, zum Tiger zu gelangen, erſt die lange Linie a b zurücklegen — ein weiter Weg, auf dem ich, ehe ich das Ziel erreichte, zwanzig Mal von der Polizei arretirt werden könnte. Alſo iſt Eratophilos ein Verläumder, oder ein Narr, der auf dem Punkte ſteht, wo der Menſch in den Eſel überzugehen droht.

Aber wer iſt dieſer Eratophilos? Europa weiß es nicht, und ich elender Europäer weiß es alſo auch nicht. Doch habe ich Vermuthungen hierüber und ich will ſie nicht verſchweigen. Eratophilos in Dresden mag wohl jenes blutreiche und geiſtarme Edelmännchen ſein, das ich vor zehn Jahren in Paris kennen gelernt. Iſt es der, die, das — denn er gehörte zu allen drei Geſchlechtern — dann ſteht es ihm wohl an, mir vorzuwerfen, daß ich auf dem Punkte ſtünde, wo der Menſch in den Tiger über-

geht — ihm, der tausendmal ärger als ein Tiger, mir im Verlaufe eines Winters zehnmal meuchelmörderisch nach dem Leben getrachtet! Denn was ist der Zahn eines Tigers gegen die Waffe, mit der mich Eratophilos tödten wollte? Als zarter, gemüthlicher, mit spanischen Romanzen geäzter, höchst vermaledeiter Dichter, wählte er eine romantische hochtragische Todesart für mich. Ich sollte, wie Hamlets königlicher Vater, durch die Ohren vergiftet werden; zwar nicht durch geschmolzenes Blei gleich nach dem Einschlafen, sondern durch ein viel tödtlicheres Gift kurz vor dem Einschlafen — durch ein höllisches Gemisch von Prosa und Versen. Er kam mit heuchlerischer Freundlichkeit zu mir und las mir seine ungedruckten Werke vor. Kaum hatte er fünf Minuten gelesen, als ich Zuckungen um den Mund, Leibschmerzen und Neigung zum Erbrechen spürte. Ich ahnete nichts Böses und ließ Thee kommen. Eine Woche später kam Eratophilos wieder und sezte seine Vorlesungen fort. Gleich stellte sich das Uebelbefinden wieder ein. Da merkte ich

ſein teufliſches Vorhaben. Das Leſen verhindern konnte ich nicht, doch Gott iſt groß und ich ward gerettet.

Ich thue gar nichts Ueberflüſſiges, wenn ich meinen Leſern beweiſe, daß Gott groß iſt. Wenige unter ihnen, und das ſind die Beſſern, haben es vergeſſen; die Andern aber haben es nie gewußt. O Ihr ſchwachen thörichten Menſchen! Wie oft trauert Ihr, da wo Ihr jauchzen ſolltet! Wie oft murrt Ihr gegen das Schickſal und beklagt als Unglück, was doch nur Glück war, und wofür Ihr dem Himmel hättet mit heißen Thränen danken ſollen! Erfahret von mir, wie weiſe die Vorſehung alles zu unſerm Beſten lenkt, und wie ich es ſelbſt an mir erfahren.

An einem windigen, naßkalten Novembertage des Jahres 1813 — es war ächt deutſches Philiſter-Wetter — zog das k. k. öſterreichiſche Heer, das ſiegreich von Leipzig kam, durch meine Vaterſtadt Frankfurt am Main. Ich ſtellte mich in der Straße vor einen Buchladen und ſah ſie vorüberziehen. Hoch klopfte mir das Herz und ich ſchwizte vor

Entzücken. Wie bewunderte ich dieſe k. k. öſterreichiſchen Haſelſtöcke, mit welchen man die franzöſiſchen Adler todtgeſchlagen! So ſchwizte und bewunderte ich zwei Stunden lang. Endlich ging ich nach Hauſe. Nachdem ich eine halbe Stunde in meinem Zimmer war, kam das Mädchen und ſagte mir etwas. Aber ich war ſo in Gedanken verſunken, daß ich ſie nicht hörte. Darauf donnerte mein Bruder in's Zimmer und fragte mich, warum ich nicht zum Eſſen käme, es hätte ſchon drei Mal geſchellt. Ich ging herunter. Am Tiſche ſaß ein bei uns einquartirter k. k. öſterreichiſcher Privatcommiſſär. Ich ſah, daß er ſein Geſchäft verſtand, aber auf das was er ſprach, achtete ich nicht. Er ſoll, wie man mir ſpäter erzählte, ſehr gegen die k. k. öſterreichiſche Polizei losgezogen haben. Nachdem meine Eltern und Geſchwiſter mehrere Fragen an mich gethan, auf die ich nicht geantwortet, kam es an den Tag, daß ich taub geworden ſei. Ich hatte mich erkältet, es war ein zurückgeſchlagener Patriotismus. Ich legte mich in das Bett, trank erſtaun-

lich viel Hollunder-Thee und blieb liegen bis den andern Morgen. Als ich erwachte, hörte ich das Käzchen miauen. Mein Gehör war wieder hergeſtellt, aber nur mit der Hälfte ſeines frühern Gehalts; es war gleichſam penſionirt. Auf dem linken Ohr blieb ich taub und bin es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wie traurig war ich damals! Wie unglücklich fühlte ich mich! Wie verwünſchte ich den k. k. öſterreichiſchen Befreiungskrieg! Was ich damals ſah, was ich las, gefiel mir nicht; mein einziger Troſt war das was ich hörte, weil es nicht cenſirt werden konnte. Und von dieſem Troſte wurde mir die ganze Hälfte entzogen. Ich murrte über mein Mißgeſchick. Aber zehn Jahre ſpäter, da ich in Paris, wie oben erzählt, mit Eratophilos zuſammentraf, rettete mir meine halbſeitige Taubheit das Leben. Darum iſt Gott groß!

Als nämlich Eratophilos ein drittes Mal zu mir kam, ſeine Vorleſungen fortzuſezen und ſeine Vergiftungsverſuche zu erneuern — ausweichen konnte ich nicht, denn es war in meinem eigenen Zimmer —

ſezte ich mich ſo, daß ich ihm das linke taube Ohr zuwendete, durch welches das Gift nicht eindringen konnte. Je weniger ich verſtand, je mehr lächelte ich Beifall zu, ſo daß Eratophilos ſehr vergnügt war, denn er dachte ſehr bald ſeinen boshaften Zweck zu erreichen. Auf dieſe Weiſe ward ich gerettet, und von dem bereits verſchluckten Gifte ſind keine üblen Folgen zurückgeblieben, als leichte Zuckungen im Geſichte. Doch auch von dieſen, wie mich ein homöopathiſcher Arzt vor kurzem verſicherte, könnte ich mich auf homöopathiſchem Wege bald heilen. Er rieth mir, aus Eratophilos Schriften ein zweiſylbiges Wort zu nehmen, dieſes mit Byron's ſämmtlichen Werken zu vermiſchen, und von dieſer Miſchung jeden Tag, zwei Stunden nach dem Frühſtücke, einen Buchſtaben zu leſen. Wenn ich gleich nach dem erſten Gebrauche einſchliefe, wäre das, wie bei allen homöopathiſchen Kuren, ein ſehr günſtiges Zeichen. Ich werde es verſuchen, und habe mir zu dieſem Zwecke aus Eratophilos Schriften das Wort Tiger gewählt.

lich viel Hollunder-Thee und blieb liegen bis den andern Morgen. Als ich erwachte, hörte ich das Käzchen miauen. Mein Gehör war wieder hergestellt, aber nur mit der Hälfte seines frühern Gehalts; es war gleichsam pensionirt. Auf dem linken Ohr blieb ich taub und bin es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wie traurig war ich damals! Wie unglücklich fühlte ich mich! Wie verwünschte ich den k. k. österreichischen Befreiungskrieg! Was ich damals sah, was ich las, gefiel mir nicht; mein einziger Trost war das was ich hörte, weil es nicht censirt werden konnte. Und von diesem Troste wurde mir die ganze Hälfte entzogen. Ich murrte über mein Mißgeschick. Aber zehn Jahre später, da ich in Paris, wie oben erzählt, mit Eratophilos zusammentraf, rettete mir meine halbseitige Taubheit das Leben. Darum ist Gott groß!

Als nämlich Eratophilos ein drittes Mal zu mir kam, seine Vorlesungen fortzusezen und seine Vergiftungsversuche zu erneuern — ausweichen konnte ich nicht, denn es war in meinem eigenen Zimmer —

ſezte ich mich ſo, daß ich ihm das linke taube Ohr zuwendete, durch welches das Gift nicht eindringen konnte. Je weniger ich verſtand, je mehr lächelte ich Beifall zu, ſo daß Eratophilos ſehr vergnügt war, denn er dachte ſehr bald ſeinen boshaften Zweck zu erreichen. Auf dieſe Weiſe ward ich gerettet, und von dem bereits verſchluckten Gifte ſind keine üblen Folgen zurückgeblieben, als leichte Zuckungen im Geſichte. Doch auch von dieſen, wie mich ein homöopathiſcher Arzt vor kurzem verſicherte, könnte ich mich auf homöopathiſchem Wege bald heilen. Er rieth mir, aus Eratophilos Schriften ein zweiſylbiges Wort zu nehmen, dieſes mit Byron's ſämmtlichen Werken zu vermiſchen, und von dieſer Miſchung jeden Tag, zwei Stunden nach dem Frühſtücke, einen Buchſtaben zu leſen. Wenn ich gleich nach dem erſten Gebrauche einſchlieſe, wäre das, wie bei allen homöopathiſchen Kuren, ein ſehr günſtiges Zeichen. Ich werde es verſuchen, und habe mir zu dieſem Zwecke aus Eratophilos Schriften das Wort Tiger gewählt.

Und ein ſolcher gottloſer Giftmiſcher wagte mich öffentlich anzuklagen, daß ich auf dem Punkte ſtehe, wo der Menſch in den Tiger übergeht, und das dumme Vespertinchen hat ihm das geglaubt und hat es weiter erzählt! O liebes Vespertinchen, Du warſt zwar immer ein Gänschen geweſen, aber für ſo dumm hätte ich Dich doch nicht gehalten! Aber es iſt Deine Schuld nicht; Dein Vater, der Hofrath, hat ſelbſt nicht viel Verſtand.

Druck von Kaufmann in Mannheim.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

der I. bis IV. Band dieſer

Nachgelaſſenen Schriften

von

Ludwig Börne.

Elegant broſch. Preis: 5 Thlr. — 8 fl.

Die Bewegung in Baden

vom Ende des Februar 1848

bis

zur Mitte des Mai 1849

von

J. B. Bekk,

damaligem Vorstande des großh. bad. Ministerium des Innern.

Zweite unveränderte Auflage.

Preis: 1 Thlr. 6 Sgr. — 1 fl. 48 kr.

Nachgelassene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Sechster Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1850.

Anhang
zu den
Briefen aus Paris.

Briefe aus der Schweiz.
1830. 1831. 1832. 1833.

Von

Ludwig Börne.

Herausgegeben
von den Erben des literarischen Nachlasses.

Zweiter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1850.

Die Bewegung in Baden

vom Ende des Februar 1848

bis

zur Mitte des Mai 1849

von

J. B. Bekk,

damaligem Vorstande des großh. bad. Ministerium des Innern.

Zweite unveränderte Auflage.

Preis: 1 Thlr. 6 Sgr. — 1 fl. 48 kr.

Nachgelassene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Sechster Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1850.

Anhang
zu den
Briefen aus Paris.

Briefe aus der Schweiz.

1830. 1831. 1832. 1833.

Von

Ludwig Börne.

Herausgegeben
von den Erben des literarischen Nachlasses.

Zweiter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1850.

Inhalt des VI. Bandes.

Anhang zu den Briefen aus Paris.

1832. 1833.

	Seite
Aus Lüneville	3
„ Paris	4
„ Epernay	115
„ Verdün	118
„ Pfalzburg	118
„ Straßburg	120

Briefe aus der Schweiz.

1833.

Einunddreißigster Brief. Aus Bern	129
Zweiunddreißigster Brief. Aus Peterlingen . .	133
Dreiunddreißigster Brief. Aus Lauſanne . . .	136
Vierunddreißigster Brief. Aus Genf	140

Seite

Fünfunddreißigster Brief. Aus Genf 143
Sechsunddreißigster Brief. „ „ 146
Siebenunddreißigster Brief. „ „ 151
Achtunddreißigster Brief. „ „ 156
Neununddreißigster Brief. „ „ 162
Vierzigster Brief. „ „ 170
Einundvierzigster Brief. „ „ 176
Zweiundvierzigster Brief. Aus Vevay 185
Dreiundvierzigster Brief. Aus Montreux . . . 187
Vierundvierzigster Brief. „ „ . . . 192
Fünfundvierzigster Brief. „ „ . . . 202
Sechsundvierzigster Brief. Aus Lausanne . . . 209
Siebenundvierzigster Brief. „ „ . . . 213
Achtundvierzigster Brief. Aus Collonge . . . 218

Vermischte Aufsäze und Aphorismen.

Die Polen in der Schweiz 223
Spaziergänge eines Wiener Poeten (1832) . . . 235
Rettung (1834) 241
Fragoletta 252
Volupté, par Sainte — Beuve Deux volumes. (1834) 259
Hamann. (1834) 266
Rousseau, Juge de Jean-Jaques. Dialogues . . 274
Paris, den 5. Dezember 1834 278

Seite

Des alten Buches zweiter Theil. Eine Käs-Novelle (Käse-Mährchen) von L. Börne. (1835.) . . . 281

Herr von Raumer in England und seine Genossen in Deutschland 291

Altes und junges Deutschland 294

Göthianer. (1835) 300

Reisen. (1836.) 302

Grangeneuve par H. de Latouche. Deux Volumes. (1835) 310

Jocelyn. Episode. Journal trouvé chez un curé de village. Par A. de Lamartine. (1835.) . 325

Mélanges 332

La Diète de Francfort et M. Heine 335

Aphorismes 341

Lettre de M. Heine 350

Lüneville. Montag, den 29. Oktober 1832.

Um zehn Uhr bin ich hier angekommen, dann brauchte ich eine Stunde zum Thee trinken, ſo daß darüber elf Uhr geworden iſt. Alſo vor dem Schlafengehen wenige Zeilen. Ich hatte heute gutes, gelindes Wetter, und im dunklen Mondſchein. Ich bin ſehr wohl und vergnügt. Wohl durch das hundert Carolin-Mittel. Vergnügt — durch einen Spaß ganz eigner Art, den ich Ihnen, wie ich ſchon heute morgen verſprochen, von Paris aus mittheilen werde. — Ich lege dieſen Brief morgen hinter Nancy auf die Poſt. Adieu, und gute Nacht.

Paris. Freitag, den 2. November 1832.

Gestern Abend bin ich gesund und vergnügt hier angekommen, und im **Hôtel des princes** abgestiegen. Um Sie nicht warten zu lassen, melde ich Ihnen das gleich. Sonst weiß ich gar nichts zu schreiben, da ich noch nicht aus dem Hause war und noch niemand gesprochen habe. In einigen Tagen mehr. Adieu.

Montag, den 5. November.

Gestern habe ich ihren müden Brief erhalten . . Wie bedauere ich Sie eine schlaflose Nacht im Eilwagen zugebracht zu haben. Ich schreibe heute wieder kurz und in der Eile, denn ich habe noch keine Wohnung, und so

lange ich die nicht habe und mein Pult nicht aufgeſchlagen iſt, kann ich nicht ordentlich ſchreiben. Alle hier, die mich ſehen, wundern ſich über mein gutes Ausſehen und über meine Heiterkeit. Als ich herkam, erzählte mir Dr. D. zu meinem Schrecken Benzel Sternau wäre geſtorben, und er hätte es in der Carlsruher Zeitung geleſen. Es iſt aber wahrſcheinlich ein Anderer. Ich habe erſt geſtern einen Brief von ihm aus Emmerichshofen erhalten. Der iſt freilich vom 11. Oktober datirt. Erkundigen Sie ſich doch gleich. Den Brief des Grafen habe ich noch gar nicht geleſen, er iſt ſo undeutlich geſchrieben. Fangen Sie doch wieder an Ihre Briefe zu numeriren. Hier iſt ſo warm, daß mir das Feuer faſt läſtig iſt. Ich bin auf der Reiſe hierher jeden Abend bis zehn Uhr, einen ſogar bis Mitternacht gefahren. In dieſem Monat ſind die Wege ſchon ſchlecht und es geht langſam. Am letzten Tage, um nicht ſpät nach Paris zu kommen, erhöhte ich das

Trinkgeld des Postillons. Donner Wetter wie ging es da! In fünf viertel Stunden legte ich immer vier zurück. Ich zitterte der Wagen möchte in tausend Stücke zersplittern. Als ich ankam, war der Wagen so mit Koth bedeckt, daß keine Farbe, kein Glas mehr zu erkennen war. O Geld! O, ihr schlaflosen Eilwagen-Lumps! Sagen Sie dem S. er soll schnell arabisch und syrisch und persisch lernen; denn ich werde ihm vielleicht eine Stelle als Professor der orientalischen Sprachen verschaffen, deren eine ledig ist.

Dienstag, den 6. November.

Ich habe Conrad auf die Post geschickt und jetzt warte ich voll Sehnsucht und Ungeduld, ob mir die Taube ein Oehlblatt zurückbringe.

Ich habe gestern meine neue Wohnung bezogen. Sie liegt der des Frankfurter Gesandten gerade gegenüber. Ist das nicht artig? Ich werde einmal Abends das Licht auslöschen, das

Fenſter öffnen und hinüberrufen: es lebe Freieiſen. Meine Adreſſe: Rue Caumartin 23. — Conrad hat nichts gebracht. . . . . .

Jetzt will ich Ihnen auch die ſpaßhafte Geſchichte mittheilen, die ich Ihnen am letzten Abende in Straßburg von Paris aus zu ſchreiben verſprochen. Hätte ich ſie Ihnen gleich damals mitgetheilt, ſie wäre Ihnen gar nicht ſpaßhaft vorgekommen. Ich hatte im Caſino den Moniteur und darin zu meinem Schrecken geleſen, daß in zwei Departementen, die auf meinem Wege nach Paris lagen, die Cholera noch ſtark herrſche. Es war eine artige Summa an Kranken und Todten. Augenblicklich bekam ich offizielle Leibſchmerzen, die ich auch bis Paris behielt. Und dabei mußte ich doch laut auflachen; denn ich wußte vorher, welche lächerliche Thorheiten ich auf der Reiſe denken und begehen würde, und daß dieſe trotz meiner Selbſtkenntniß doch unvermeidlich blieben. Auch trafen ſie richtig ein. Man rieth mir im Caſino den

Weg über Dijon zu nehmen. Zu jeder andern Zeit hätte ich es auch gethan, um nur den alten, ſchon ſo oft gemachten und höchſt langweiligen Weg zu vermeiden. Aber um mich für meine Furcht zu beſtrafen, band ich mich daran feſt. Ich that mit mir, was einſt ein berühmter Admiral mit ſeinem Kinde gethan. Der Knabe zitterte in der erſten Seeſchlacht, der er beiwohnte. Den Vater verdroß das und er band zornig ſein Kind an den Maſt feſt. Ich glaube, es war Jean Baert, Admiral Ludwig des vierzehnten. Und es war eine Schlacht blos für den Ruhm und den Vortheil eines Königs, und der gottloſe Narr konnte ruhig kommandiren und die Schlacht gewinnen, während ſein Kind im Kugelregen auf dem Verdecke ſtand und weinte! Und alle Geſchichts-Prediger preiſen ſo etwas als eine große That! Daß ich aber ungezwungen die Cholera-Schlacht aufſuchte, das war wirklich groß und erhaben. Nun hören Sie, wie es mir ergieng. — Das erſte gefähr-

liche Departement, war das de la Meurthe, wovon Nancy die Hauptstadt ist. Es beginnt erst hinter den Vogesen, ich hätte also noch sechs Stunden mit meiner Furcht warten können. Da kam mir aber der sehr vernünftige Gedanke: wie! wird sich die allmächtige und so launische Natur um die revolutionäre Eintheilung in Departemente bekümmern? Konnte sie nicht heute Morgen den Einfall bekommen haben, die Vogesen zu übersteigen? Ich bekam also gleich hinter Straßburg Angst und die Leibschmerzen wurden immer ärger. Als nun der Wagen den Saverner Berg hinaufkroch, lagerten sich finstere Wolken über dem Ardennerwald, es war wie eine Schaar grauser riesiger Raben, und schwarze Todesgedanken stiegen in mir auf. Seufzend sah ich nach der verfallenen Burg des Grafen von Savern, und beneidete den todten Grafen, den frommen Fridolin, ja selbst den im Schmelzofen verbrannten Jäger, daß sie in so herrlichen gesunden Zeiten gelebt hatten.

Jetzt raſch den Berg hinunter und ich war in Pfalsburg, dem erſten Cholera-Ort. Da war zu meinem Jammer gerade Markt-Tag, eine große Menſchenmenge hatte ſich angehäuft und das unſinnige Volk lachte. Die Pfeile des Todes flogen um mich herum, es ward immer ärger mit mir. Ich bekam Kopfſchmerzen und gleich darauf auch Bruſtſchmerzen. Alſo auf drei Seiten hatte mich der Feind ſchon angegriffen, und jetzt blieben blos noch die Füße übrig. Die Hauptſache war, daß ich kalte Füße bekäme, aber ſie ſtacken in einem Fußpelze und es war ſehr ſchwer ihnen beizukommen. Eine ganze Stunde dauerte der Streit zwiſchen meiner Einbildung und dem Pelze. Meine Einbildung ſagte kalt, der Fußpelz ſagte warm. Zu meiner großen Freude gewann der Pelz den Prozeß und meine Füße blieben warm. Aber mein Glück dauerte nicht lange. Plötzlich bekam ich eiskalte Lippen; es war wie ein Kuß des Todes. Bald kamen Uebelkeiten dazu. Ich

wußte mir in der Verzweiflung nicht zu helfen und ſchlief ein. Als ich nach einer Stunde wieder erwachte, fiel mir bei, wie nöthig es ſei, nach meiner Zunge zu ſehen, ob ſie belegt ſei oder nicht. Das war einer der wichtigſten Punkte. Ich ſtreckte ſie ſo weit als möglich heraus, und ſah, daß die Spitze roth war. Aber das bewies nichts, ich mußte ſie ganz ſehen. Wie aber das anfangen, da ich keinen Spiegel im Wagen hatte? Ich ſchraubte das Objektiv-Glas von meinem Perſpektive los, und wollte etwas ſchwarzes als Folio dahinter halten. Aber der Zipfel meines ſeidnen Halstuches, den ich dazu beſtimmt hatte, war zu kurz und das Halstuch aufzuknüpfen wagte ich nicht, aus Furcht mich zu erkälten. Da fiel mir bei, daß ich in der Brieftaſche ein Stück engliſch Pflaſter habe. Ich zog es heraus, bildete einen Spiegel und ſah, daß meine Zunge rein war, welches mich ſehr amüſirte. Zum Glücke hatte ich dieſesmal durch ein Objektiv-Glas

geſehen, und nicht wie gewöhnlich und wie alle Menſchen durch ein Subjektiv=Glas. Ich ward wieder ruhig, blieb es aber nicht lange; denn ich dachte an Lüneville, nach Nancy der Hauptort des Colera=Departements, wo ich übernachten wollte. Um zehn Uhr kam ich daſelbſt an. Schon das Ausſteigen aus dem Wagen war mit der größten Cholera = Gefahr verbunden. Einen Ueberrock, den braunen Mantel, und den Carbonaro hatte ich am Leibe, den Schafpelz über die Beine gelegt. Nun konnte ich aber mit allen dieſen dicken Kleidungsſtücken nicht zum Wagen hinaus, die Thüre war zu eng, ich mußte zwei zurücklaſſen. Doch den ganzen Tag an die Wärme gewöhnt, wie leicht hätte ich mich da erkälten können! Indeſſen es mußte gewagt ſeyn. Wie ein Tollkühner ſtieg ich blos mit einem Ueberrocke und einem Mantel bekleidet zum Wagen hinaus, zog aber den linken Fuß nicht eher aus dem Pelzſchuh, bis ich den rechten ſchon auf dem Waagentritte hatte.

Dann ſtürmte ich ohne auf die fragende Wirthin zu hören, und ehe ich noch wußte, welches Zimmer man mir anweiſen würde, im Dunkeln die Treppe hinauf. Oben mußte ich eine ganze Minute auf dem Steinboden warten, bis das Mädchen mit dem Lichte nachkam. Im Zimmer war es eiskalt, die Fenſter ſchloſſen nicht gut und es zog ganz infam und da bekam ich denn endlich, was ich ſchon längſt erwartet, auch kalte Füße. Kleinmüthig beſtellte ich ein eiliges Kaminfeuer und da ging das heilloſe Mädchen hinaus und ließ die Thüre offen. Sie werden ſich erinnern, daß kein franzöſiſches Dienſtmädchen je eine Thüre hinter ſich zumacht. Im größten Zorne, aber doch mit möglichſter Gelaſſenheit ſchloß ich die Thür; denn ich hatte mir vorgenommen mich vor jedem Aerger zu hüten, da man leicht die Cholera davon bekömmt. Die ſpitzbübiſchen Wirthe müſſen mir das angemerkt haben, denn nie wurde ich unverſchämter geprellt als dieſesmal. Meine Ge-

wohnheit, auf der Reise nichts zu essen als bloßes Brod, wobei ich mich immer sehr wohl befand, befolgte ich diesesmal um so strenger, da mir bekannt war, daß jeder Bissen Essen zur Cholera-Bombe werden kann, die Einem im Leibe platzt und das Leben in tausend Stücke sprengt. Meine Brod-Mahlzeit hatte ich schon Nachmittags im Wagen verzehrt. Nun hatte ich aber die größte Begierde meinen Appetit auf die Probe zu stellen, um meinen Gesundheitszustand kennen zu lernen. Nach langen und schweren Kämpfen, entschloß ich mich eine Suppe kommen zu lassen. Man brachte mir eine, die schimmerte von Fett: Aus jedem Fett-Auge drohte mir der Tod entgegen. Ich stach sie mit bewunderungswürdiger Geduld alle aus, verzehrte dann die Suppe mit großem Behagen, legte mich in das Bett und schlief ganz vortrefflich. Als ich am Morgen erwachte, fand ich, daß ich noch lebte. Ich befand mich sehr wohl, alles Uebelbefinden hatte aufgehört, und

ich ward ſo heiter, daß ich die Tenorarie aus dem Opferfeſte ſang: „was iſt der Tod? Ein ſanfter Schlummer. Der Thor erſchrickt darüber, der Weiſe iſt entzückt.“ Meine Weisheit trat an das Fenſter. O Gott, o Gott, was ſah ich da! Ein langer Huſar gieng vorüber. Mit der rechten Hand ſtützte er ſich auf einen dicken Stock, mit dem linken Arme führte er ſich an einem Kameraden. Er ſah ganz erbärmlich aus. Aber aus ſeiner Heiterkeit und ſeinem Stocke erkannte ich, daß es ein Wiedergeneſener war. Und wovon anders wiedergeneſen als von der Cholera! Und da die Cholera bei glücklichem Ausgange oft in wenigen Stunden geheilt wird, kann ſeyn, daß der Huſar ſie erſt in der vorigen Nacht gehabt hat! Alſo herrſcht ſie noch im Orte und ich konnte ruhig ſchlafen! Da wurde mein Lüneviller Friede, erſt am vorigen Abend geſchloſſen, ſchon gebrochen und Leibſchmerzen, Bruſtſchmerzen, Kopfſchmerzen und Uebelkeiten kehrten zurück. Ich ſah mich im Spiegel und

gewahrte, daß ich ſehr blühend ausſah. Das machte mich aber um ſo betrübter. Ja — rief ich aus — das iſt eben die Tücke der Cholera; heute roth, morgen tod! Ich ſetzte mich traurig zum Frühſtücke, trank drei Taſſen Schaafgarbe und aß einen halben Laib Butterbrod dazu. Der Appetit ſchien mir krankhaft und ich verwünſchte ihn. Mir gegenüber ſtand der weggerückte Kaminſchirm; es war eine Papier-Tapete, auf welcher eine Schäferin im verworrenen Anzuge, neben einem Waſſerkruge im Graſe lag. Ich ſah aber den Waſſerkrug für einen Aſchenkrug an. Die Schäferin ſah ſo traurig und mitleidig aus und ich rief: ja du gute treue Seele, herzallerliebſte Schäferin, du weinſt auf meinem Grabe! Vergiß mich nie! Dann ſtieg ich in den Wagen und ſchlief bald darauf ein. — In der Nähe von Nancy, wo das Hauptquartier des erſten feindlichen Armee-Corps war, muſterte ich alle Theile, Organe und Verrichtungen meines Körpers, um zu ſe-

ten, ob alles im ſchlagfertigen Zuſtande ſei. Da fühlte ich nach meinem Pulſe und konnte keinen finden. Er war verſchwunden und wie Peter Schlemihl ſeinen Schatten, hatte ich meinen Puls verloren. Sie können ſich denken, wie mir zu Muthe war. Meine Verzweiflung ging jetzt zu meinem Glücke in Apathie über, ich dachte: gehe wie es gehe, und als der Wagen am Thore von Nancy ſtill hielt, fand ich auch meinen Puls wieder und ward ruhig. Es dauerte nicht lange. In der erſten Straße durch die ich kam, ſtand ein Bäcker vor ſeinem Laden, der eine Nachtmütze auf dem Kopfe und eine brennende Pfeife im Munde hatte. Nun war mir leider bekannt, daß Franzoſen die Eßwaaren feil haben nicht rauchen, wenigſtens nicht öffentlich. Warum raucht aber der Gſel? Er thut es zum Schutze gegen die Cholera. Jetzt kam ich über einen großen Platz, auf dem Markt gehalten wurde. Jetzt ſprang das große Thor der Hölle donnernd auf, und ich ſah ſchau-

hervoll in die heiße Verdammniß hinein. Es war zu fürchterlich. In dem Augenblicke daß ich über den Markt kam, wurde eine alte Frau, die auf einem Stuhle saß, von vier andern alten Weibern fortgetragen. Bewußtlos war sie nicht, denn ich sah sie sprechen; der Anfang einer gewöhnlichen Krankheit kann es auch nicht gewesen sein, denn sonst hätte man nicht so viele Umstände mit ihr gemacht und sie zu Fuße weggeführt. Also war es eine Cholera-Kranke. Und sie war nur dreihundert Schritte von meinem Wagen, und der Postillon fuhr wie rasend, setzte die Luft in die heftigste Bewegung und wie leicht konnte die Choleraausdünstung der Frau von dem Luftstrome ergriffen und in meinen Wagen geführt werden! Dann war ich verloren. Ich hätte in diesem Augenblicke mit Salzmann's Carl von Carlsberg, selbst in seinem sechsten Bande noch getauscht. Und zu meiner noch größern Bestürzung war mir in dieser gefahrvollen Lage die Pfeife ausgegangen,

und ehe ich wieder Feuer geſchlagen, konnte mich die verpeſtete Luft erreicht haben. Beim Wechſeln der Pferde fiel mir etwas ein, woran ich früher gar nicht gedacht hatte und ich bekam eine neue Sorge. Es fiel mir nämlich bei, daß Conrad ja die Cholera eben ſo gut bekommen könne als ich, und das wäre ja noch viel ſchlimmer; denn von ihm könnte ich angeſteckt werden, von mir ſelbſt aber nicht. Und jetzt ſah ich Conrad an und bemerkte zu meinem Schrecken, daß er ſehr niedergeſchlagen ausſah. Aber ich ſchwieg, ich wollte ihn auf unſere gefährliche Lage gar nicht aufmerkſam machen. Bis zur nächſten Station erheiterte es mich etwas, daß der Poſtillon froſchgrüne Hoſen trug und meine Lebenshoffnungen blühten wieder auf. Endlich hatte ich das Departement de la Meurthe hinter mir und kam in geſundes Land. Den Waffenſtillſtand benutzte ich, um mich auf die Kämpfe des folgenden Tages vorzubereiten, denn da kam ich durch das zweite

Cholera-Departement, das de la Marne, wovon Chalons die Hauptstadt ist. Es ging aber den dritten Tag besser als ich erwartete, und ich war so ruhig, daß ich mir vornahm, wie Cäsar meine Heldenthaten zu beschreiben. Als ich auf der Straße in Chalons eine junge schöne Frau in Trauerkleidern sah, die mit einer andern sprach und sehr lachte, schloß ich daraus, ihr Mann müsse schon acht Tage todt sein, und ich dachte es war vielleicht der letzte Cholerakranke und dabei beruhigte ich mich und ward so vernünftig, daß ich mich gar nicht mehr fürchtete, als beim Wechseln der Pferde in einer engen schmutzigen Gasse eine Wirthin beide Hände auf den Kutschenschlag legte und mich fragte, ob ich nichts genießen wollte? Ich bat sie blos den Wagen nicht anzurühren. Ich sollte in Chalons etwas genießen? Ist das nicht zum Lachen? Keine Ambrosia hätte mir gemundet. Gegen Abend war alle Gefahr überstanden und der Weg nach Paris

war von nun an frei. Ich hatte zwar noch immer Leibſchmerzen; aber ich überlegte, daß ich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und in der erſten des neunzehnten ſchon oft Leibſchmerzen gehabt, und es brauche darum nichts beſonders zu bedeuten. Ich übernachtete im Chateau-Thierry. Am Morgen war ich ſehr heiter. Da trat ich in ein Zimmerchen, auf deſſen Thüre geſchrieben war: c'est ici. Das ſehr kleine Zimmerchen hatte eine große runde Fenſter-Oeffnung, aber ohne Glas. Draußen war Regen und Wind, und in ſolchem gefährlichen Luftzuge mußte ich zehn Minuten aushalten. Da brach meine Angſt von neuem aus. Ich konnte ja auf dem Wege die Cholera eingeſaugt haben, und dieſe ſpäter ausbrechen. Ich fragte den Spiegel wie ich ausſehe? Aber ich hatte, um alle gefährliche Berührung zu vermeiden, mich ſeit drei Tagen nicht raſiren laſſen und jetzt hatte ich einen ſo großen Bart, daß er die Geſichtsfarbe bedeckte, und ich nicht

unterſcheiden konnte, ob ich roth oder blaß ausſah. Ich ſchickte nach einem Barbier und ließ mich raſiren. Ich fand, daß ich wie eine Roſe blühte, und jetzt hatten die Leiden Ihres Freundes ein Ende. — Zehn Mal dachte ich auf dem Wege daran: hätte ich nur jenen Mann zum Reiſegeſellſchafter, der noch ein größerer Hebräer iſt, als ich einer bin; nämlich Geſenius, der berühmte Profeſſor der hebräiſchen Sprache in Halle. Deſſen größere Furcht hätte meine kleine verſchlungen und mich vernünftig gemacht. Als im vorigen Jahre die Cholera in Halle ausbrach, flüchtete ſich Geſenius faſt in Pantoffeln und ließ Frau und Kinder zurück. Sechshundert Studenten, die ſehr am Aleph und Beth hingen, zogen ihrem Lehrer nach Nordhauſen nach. In den Zeitungen ſpottete man damals darüber. In Berlin circulirt handſchriftlich ein Gedicht auf Geſenius, das ich in der Schweiz geleſen. Hätte ich nur eine Abſchrift davon genommen. Es iſt eine Parodie von Schiller's

Gedicht: Hektors Abſchied von Andromache, und himmliſch. Ich wollte, der nämliche Dichter machte auch eines auf mich. Es wäre mir willkommen als Buße. Sie werden mich nicht auslachen, denn auch Sie ſind in Arcadien geboren. Aber auch der *** ſoll nicht lachen. Wäre er unverheirathet wie ich, wäre er vielleicht auch ein Hypochondriſt. Aber Ehemänner bekommen die Hypochondrie ſeltener als Ledige. Woher das kömmt? Ich weiß nicht; vielleicht weil ſie den Tod weniger fürchten. Und warum fürchten ſie den Tod weniger? Ich weiß nicht; vielleicht weil ſie am Leben weniger verlieren. Und warum verlieren ſie weniger am Leben. Das weiß ich; ich will es aber nicht ſagen, als bis die Flitterwochen der *** vorüber ſind.

Mittwoch, den 6. November.

Geſtern beſuchte ich das italieniſche Theater, blos um vor dem leeren Käfig, in dem einſt

meine geliebte Nachtigall ſang, zu trauern. Es vereinigte ſich alles mir meinen Verluſt fühlbar zu machen. Man gab eine Oper von Bellini zum Erſtenmale: La Straniera. Ich glaube, es iſt ein neuer Componiſt. Im erſten Akte ſchläft man ein, und wenn man im zweiten manchmal aufgeweckt wird, hat es der Mühe nicht gelohnt. Ich beſuche aber gewiß die italieniſche Oper dieſen ganzen Winter nicht mehr.

Montag, den 12. November.

Der *** iſt mir heute auf der Straße begegnet und wie er mir ſagte, wäre er ſchon einige Monate in Paris. Suchen Sie doch zu erfahren, ob und welche Geſchäfte er hier habe. Ich glaube gehört zu haben, er habe Bankerott gemacht. Er iſt mein Jugendfreund und, ich weiß nicht woher es kömmt, der einzige Menſch in Frankfurt, mit dem ich mich butze.

. . . . . Etwas aber bedenke ich und es betrübt mich. Ich kann das Werk nur in Paris

unternehmen und zu Stande bringen. Da ich aber während dieser Arbeit mich gar nicht zerstreuen darf und also in mehreren Jahren durch kleinere literarische Arbeiten nichts erwerben kann — woher will ich das kostspielige Leben in Paris bestreiten? Ich muß darauf sinnen, wie ich in der Lotterie gewinne. Also von den Launen des Daumens und des Zeigefingers eines Frankfurter Waisenknaben hängt es ab, ob ich eine Geschichte der französischen Revolution schreiben werde, oder nicht! Das ist merkwürdig, aber gar nicht romantisch. Das abscheulichte Geld! Selbst es zu entbehren braucht man es.

Mittwoch, den 14. November.

. . . Heine sehe ich oft genug bei Tische. Besucht hat er mich noch nie, es ist ihm nicht behaglich bei mir. Er mißfällt mir wie immer. In seinem Charakter hat er gar nichts Genialisches; man sollte es nicht glauben, was er für ein gewöhnlicher Mensch ist. Ungewöhnlich ist er nur in seinen Schwächen, seinen Fehlern.

Auch ſieht er ſo ſchäbig aus. Es iſt nicht mög-lich ein vernünftiges, noch weniger ein warmes Wort mit ihm zu ſprechen. Er hat nur Sinn für Witz, das heißt für's Feuerſchlagen. Was man aber mit dem Feuer mache, das iſt ihm ganz gleichgültig. Er ſucht etwas darin, nichts zu lieben und nichts zu glauben, und der Geiſt ſitzt ihm nur in den Fingern; denn wenn er nicht ſchreibt, hat er keinen. Von einem ſolchen Menſchen hatte ich früher gar keine Vorſtellung. Und dann hat er ſolch' eine aſthentiſche Lüder-lichkeit, die mir auch zuwider iſt. Wenn ein Menſch ſeinen Leidenſchaften nicht widerſtehen kann, das finde ich verzeihlich; er ſucht aber die Leidenſchaft auf und das finde ich gemein.

Eben bringt mir Conrad mit großer Selbſt-zufriedenheit einen hölzernen Kochlöffel, den er aus einem Stücke Brennholze geſchnitzt hat, und womit ich die Chokolade rühre, die auf dem Feuer ſteht. Es iſt aber merkwürdig, was der Conrad für ein Genie iſt! Einen Kochlöffel zu

improviſiren! Ich habe ihm viel zugetraut, aber das nicht!

Sonntag, den 18. November.

Was ich von der Cholera geſchrieben, das iſt alle wahr; nur war es in der Wirklichkeit ein bloßer Umriß von Angſt, den ich zu meinem Vergnügen ausgemalt habe. Das ſind die Geheimniſſe der Hypochondrie, die ſelbſt ein Dichter nicht errathen kann, wenn ſie ihm die Natur nicht offenbart. Ein Kenner der menſchlichen Nerven hätte das gleich geſehen, daß meine Furcht keine Erfindung war. Laſſen Sie es nur immerhin abſchreiben; das gibt eine Tonne für meine Wallfiſche von Rezenſenten. Und vielleicht wenn dieſe Briefe gedruckt erſcheinen, wird das Lachen ungeheuer im Preiſe geſtiegen ſein.

Meine alte Wohnung habe ich, ob ich ſie zwar leer fand, aus zwei wichtigen Gründen nicht wieder gemiethet. Erſtens war ein Papierſchirm, der vor dem Fenſter ſtand und

der mich beim Schreiben zwei Jahre lang gegen den Wind ſchützte (was auch Kenner meinen Pariſer Briefen angemerkt haben), um eine ganze Handlang niedriger geworden, ſo daß ich mir die obere Hälfte des Unterleibes hätte erkälten können. Zweitens war ein großer Kleiderſchrank von Mahagoni gegen einen kleineren von Nußbaumholz vertauſcht worden.

Jeden Tag freue ich mich mehr darüber, daß *** die ſchmachvolle Heirathserlaubniß nicht abgewartet. Wenn es in gleichen Fällen alle ſo machten, dann wäre der tolle Uebermuth unſerer Regierung bald gebändigt. Ich kann an die Sache gar nicht denken, ohne daß ſich mein ganzes Blut empörte. Wer ſich eine Ungerechtigkeit gefallen läßt, der begeht ſie zur Hälfte. Es iſt als hätte die Tyrannei eine Art magnetiſche Kraft und die Dummheit der Menſchen wäre von Eiſen, ſo daß ſie von jener unwiderſtehlich angezogen wird; ſonſt ließe ſich gar nicht erklären, warum der Gehorſam nicht ein-

mal wartet, bis ihn der Befehl erreicht, ſondern ihm ganz luſtig entgegenſpringt. Das elende Frankfurt! Es iſt als läge ihm daran, daß ich meinen Haß nicht vergeſſe und nie aufhöre es zu verachten. Nirgends, in keinem monarchiſchen Staate, habe ich ſo viele eitle Regierungsſucht gefunden als dort. Und eine Zeit wie die unſere, eine Kupplerin wie die deutſche Bundesverſammlung, haben noch gefehlt, die Beſtialität recht hervortreten zu laſſen. Es iſt ſo viel Lächerliches in ihrer Homomanie! Ihre zwei Schüſſe in die Luft, mit welchen ſie drohen — als wären nicht alle ihre Schüſſe in die Luft, nicht alle ihre Drohungen in den Wind! Der Senat kömmt mir vor wie der Hahn auf alten künſtlichen Thurmuhren, welcher die Stunde kräht. Was die Räder und Federn der Bundesverſammlung im verborgenen treiben, das kräht unſer Senat für ganz Deutſchland aus, daß jeder wiſſe, welche Zeit es iſt. Eine Seele von Meſſing — der Ekel geht mir bis an den Hals

hinauf. Und sterben muß es doch und sein Ende ist nahe; aber viel scheint ihm daran gelegen, daß keine Thräne an seinem Grabe fließe, sondern es mit Spott und Gelächter eingeschaufelt werde. Wie die einigen Männer von Tugend und Ehre, welche im Senate sitzen nicht lieber ihr Amt aufgeben, als sich zu Schergen des Bundestages herabwürdigen, das begreife ich nicht. Lieber wollte ich doch als treuer Bornheimer Nachtarbeiter mein Brod verdienen, als den ganzen Tag in der weit mephitischeren Kloake der heiligen Allianz herumwühlen. Und was sie vor ihrem Ende noch zappeln! Es gleicht dem Federlesen der Sterbenden. Sie glauben etwas zu zupfen, und es ist nur eine Nerven-Vision, nichts als ein Krampf in den Fingern. Hochverrath! Weil einige ehrliche Bürger sich über die Unregelmäßigkeiten der Wahlen beschwert! Da haben Sie Metternichs Lakei. Wer seine Livree nur im mindesten unfreundlich berührt, der hat seinen Durchlauchtigsten Herrn beleidigt. Das ist frei-

lich Hochverrath. Pfui, pfui! Ein vierzigtägiger Wolkenbruch müßte herabstürzen, der Main müßte bis zur Spitze des Pfarrthurms steigen um Frankfurt von all dem Schmutze zu reinigen, den seit siebenzehn Jahren die deutsche Bundesversammlung hineingeworfen.

Montag, den 19. November.

Uf! was habe ich mich gestern geärgert. Heute aber kann ich wenig mehr schreiben. Erstens ist seit ich hier bin, der erste schöne Tag und ich will ihn benutzen, spazieren zu gehen. Zweitens wird heute die Kammer eröffnet, und ich will an die Börse gehen, wo in ungeduldiger Erwartung der königlichen Rede die größte Bewegung herrscht. Drittens habe ich heute Abend Theegesellschaft und dazu noch Vorbereitungen zu treffen. Paulinens vier Schwestern wollen mich besuchen. Mein Portier wird große Augen machen, wenn vier junge Damen in Trauerkleidern in das Haus treten.

Also jetzt beginnt die Kammer und mein Briefsommer voller Donner und Blitz.

Donnerstag, den 22. November.

Ich erhalte so eben einen Brief, worin man mir schreibt: Unter Adresse an S. S. sei ein Brief an mich abgeschickt worden. Schicken Sie mir ihn gleich. Der nämliche Correspondent schreibt mir: „Dr. Spazier, der bekannte Po„lenfreund, schrieb mir: „Sollten Sie Dr. Börne „nächstens schreiben, dessen Aufenthalt mir un„bekannt ist, so bitte ich ihm mitzutheilen, daß „ihm, zur größten Wuth der Berliner und an„derer Absoluten, meine Biographie Jean Pauls, „die als 13te Lieferung von dessen sämmtlichen Wer„ken in vier tausend Hände kommen dürfte, dedizirt „und Jean Paul überall als der Dichter der Frei„heit und des Volkes im Gegensatze zu Göthe „im Werke hervorgehoben werden wird."

Samstag, den 24. November.

Die *** kann ich mit nichts anderem vergleichen als mit einem Kuchen der sitzen geblieben; nie ist mir eine Komödiantin vorge-

kommen, die weniger locker gewesen. Und nächstens will sie bei den Italienern als Desdemona auftreten! Nie war ich auf eine Vorstellung begieriger als auf diese. Wo sie nur im dritten Akte das Feuer hernehmen will? Sie ist wie nasses Holz und ich fürchte, es wird rauchen im ganzen Hause. . . . . Dann ging ich spazieren, und nach dem Essen kam ich nach Hause und fand Ihren Brief. Er war um halb zwei Uhr, da ich schon ausgegangen war, gekommen. Gewöhnlich kömmt er schon um elf. Ich vermuthe auch den Grund der Verzögerung. Die Nr. 23 auf der Adresse konnte man bei flüchtigem Lesen für 25 halten. Warum hat S. den unglückseligen Schnörkel auf die 3 gesetzt? Jetzt schnell Stiefel aus, Pantoffel und Schlafrock angezogen, die Lampe angezündet, eine Pfeife gestopft und dem Conrad gesagt, er solle mir eine Tasse Kaffe bestellen. Bis der Kaffe kam, schlummerte ich ein wenig. Dann der Brief und vier ungeheure Stücke Zucker, wovor sich jede brave Haus-

frau entſetzt hätte, in den Kaffe geworfen. Das war nun zu ſüß. Jetzt ſtehe ich am Pulte und beantworte den Brief. . . . .

Montag, den 26. November.

Ich fürchte ſehr, daß der Brief den ich geſtern auf die Poſt gelegt, erſt heute abgegangen iſt und daß Sie ihn einen Tag ſpäter erhalten werden. Sonntags werden Briefe nur bis zwei Uhr expedirt, und es war fünf Minuten darüber als ich ihn in den Kaſten geworfen. Das machte mir geſtern Verdruß, denn ich weiß wie Einem zu Muthe iſt, wenn am beſtimmten Tage ein erwarteter Brief ausbleibt. Nun wollte ich geſtern Abend zu Hauſe bleiben, ſchreiben und vor dem Schlafengehen mich noch für fünfzig Franken ärgern. Aber ich war ſo verſtimmt, daß ich mich nicht ärgern konnte. Ich ging zu ***. Dort traf ich den Grafen *** aus ..., ſeit kurzem hieſiger chargé d'affaires, und ſeine Frau. Dieſe Gräfin, von der

ich, nachdem sie die Gesellschaft verlassen, erfuhr, daß sie sehr begierig gewesen mich kennen zu lernen, gefiel mir ungemein gut, nämlich ihre schöne Gestalt und ihre geistreiche empfindungsvolle Physiognomie. Ich lernte sie aber weiter nicht näher kennen, denn sie war unwohl, mußte im Nebenzimmer sich auf das Bett legen und bald darauf nach Hause gehen. Sie ist seit mehreren Jahren verheirathet und noch kinderlos, und so oft ihr übel ist, ist sie glücklich. An ihrem Manne scheint nicht viel zu sein. Ich habe greulich demokratisirt, denn in Gegenwart von Diplomaten fanatisire ich gern meine Gesinnung zugleich aus Gutmüthigkeit und aus Klugheit, denn Ueberspannung verzeihen sie leichter als kaltes Recht haben. Da war noch eine andere Dame, frühere Bekanntschaft, gut und schön aber hoch geschminkt mit Royalismus. Ich setzte mich neben ihr und sagte, ich wollte sie zum Republikanismus bekehren; doch unterließ ich es, denn ich merkte

bald wie ihr und allen Anwesenden die ersten Elemente der Wahrheit in der Geschichte fehlten.

Mittwoch, den 28. November.

Heute kömmt ein schöner langer Brief von Ihnen; ich spüre es in dem großen Fußzehen. Aber vor lauter Aerger habe ich die ganze Zeit daran vergessen, Sie zu erinnern mir Tabak zu schicken, sobald sich Gelegenheit findet denken Sie daran.

Hurrah! Da ist der Brief. Erstens, Vorwürfe über so schmales Papier, da geht wenig darauf. Nicht geplaudert! sonst traue ich Ihnen nie ein Geheimniß mehr an. Wenn ich Ihnen Geheimnisse zu schreiben habe, werde ich den Brief unter Couvert an *** schicken. Wenn Sie mir schreiben, bedienen Sie sich nicht der Adresse ... sondern lieber, die von ***. Aber ohne Noth thun Sie es nicht, nur in dem Falle wenn es ein wichtiges Geheimniß ist. Ich rathe Ihnen diese meine jetzigen Briefe

(ſobald ſie abgeſchrieben) in ein drittes Haus in Sicherheit zu bringen. In Deutſchland iſt jetzt alles möglich und bei Gelegenheit wäre man im Stande bei Ihnen nach meinen Schreibereien Nachſuchung zu halten. Wenn die Bücher eintreffen, vertheilen Sie ſie augenblicklich an die beſtimmten Perſonen, ehe ſie weggenommen werden.

Samſtag, den 1. Dezember.

Nicht wahr, ich habe doch Recht, die Briefe eines Narren ſind ſehr intereſſant. Der Verfaſſer iſt ein unbekannter ganz junger Menſch, der eben erſt von der Univerſität gekommen. Den Namen habe ich vergeſſen. Abends. O dumm, was bin ich heute geſtört worden! Dieſer Brief wird ſehr kurz werden. Ich habe eine Commiſſion für meine Schweſter zu beſorgen. Es iſt ſchon neun Uhr und ich muß durchaus noch ins Kaffehaus die Abendzeitung leſen, weil heute die Nachricht gekommen, daß

das Bombardement von Antwerpen angefangen. Morgen, weil es Sonntag ist, muß der Brief früh auf die Post und die wenige Zeit die mir noch übrigt bleib muß ich zwei Briefe schreiben, einen an den Verleger der Briefe in Otahaiti und einen an meine Schwester. Besorgen Sie den einliegenden Brief. Ich führe mich diesen Winter mit dem Schreiben schlecht auf, ich bin faul und dumm. Die Dummheit kömmt vom Gesundsein und die Faulheit von dem lüderlichen Romanen lesen. Gestern schon wollte ich den Brief anfangen und gedachte viel zu schreiben, da fällt mir ein Roman von Kock in die Hand, und den lese ich in einem Zuge aus. Vier Bände. **Le barbier de Paris.**

Heute sagte mir ein deutscher Buchhändler hier, er habe mehr als hundert Exemplare von meinen Briefen hier verkauft. Das ist doch viel für Paris. Und der andere deutsche Buchhändler hier, der größere Geschäfte macht, hat doch wahrscheinlich noch mehr verkauft. — Ihre

Augenſchmerzen ſind doch nicht von Bedeutung? Wenn ich mir nur das kleine ſchreiben abgewöhnen könnte. Laſſen Sie ſich doch meine Briefe lieber vorleſen.

Wer hat Ihnen denn geſagt, daß *** ein ordentlicher Mann iſt? Perſönlich kenne ich ihn nicht, aber aus früherer Zeit, da ich noch auf der Polizei war, kenne ich ihn aus amtlichen Verhandlungen. Da er kein Frankfurter iſt, iſt er zwar nicht Frankfurteriſch dumm, aber er iſt ein Tyrann aus fürſtlicher Schule, der vom Liberalismus unſerer Zeit nicht die geringſte Vorſtellung hat, und die Obrigkeit für eine Gottheit anſieht. Er ſteht täglich um vier Uhr auf, und iſt täglich um vier Stunden herrſchſüchtiger als ein anderer Senator.

Dienſtag, den 4. Dezember.

—— Ich habe Ihnen ſchon mitgetheilt, daß ich eine ſehr ſchöne Wohnung habe, die mich 130 Franken monatlich koſtet. Die Wohlfeilheit

fiel mir zwar gleich auf, doch ich dachte, es läge am Quartier, das wohlfeiler wäre als ein Anderes. So oft mich Einer besucht, bewunderte er meine Wohnung, und wenn man den Preis erfuhr, war man erstaunt über die Billigkeit. Nun war Sonntag wieder Einer bei mir. Er war gleichfalls erstaunt und sagte: das sei eine Wohnung für 230 Franken. Das schlug wie ein Blitz vor mir ein. Ich dachte: wie, wenn ich nicht recht gehört hätte? Wenn man mir 230 gefordert, und ich 130 verstanden hätte? Es wäre fürchterlich! Ich bekäme nicht allein ein Defizit von 200 Franken in meine Casse (denn ich müßte den zweiten Monat das Logis auch noch behalten, da ich nicht aufgesagt) sondern ich müßte die fürchterliche Arbeit eine neue Wohnung zu suchen von neuem anfangen. Morgen oder übermorgen ist der Monat aus, da bekomme ich die Rechnung und da entscheidet sich mein Schicksal. Begreifen Sie jetzt meinen Schmerz? Im nächsten Briefe er-

fahren Sie den Ausgang der Sache. Wenn oben am Briefe Zeter ſteht war es unglücklich, wenn Hallelujah glücklich. Beten Sie für mich. Abends. Wie vergnügt macht es mich, wenn ich bedenke, daß in fünf Stunden Ihr Brief ankömmt. Ich erhalte ihn Vormittags halb zwölf, und die Nacht rechne ich nicht, weil ich dann ſchlafe und von der Zeit nichts weiß. Jetzt will ich doch ſehen, ob Sie etwas von der Algebra gelernt. Es iſt jetzt 9 Uhr. Ich gehe zwei und ein halb Stunden ſpäter zu Bette als ich aufſtehe. Frage: um wie viel Uhr lege ich mich ſchlafen, um wie viel Uhr erwache ich? Wenn Sie es errathen, ſchenke ich Ihnen Willibald Alexis neuen Roman in ſechs Bänden, der angekündigt worden; wenn Sie es nicht errathen, ſchenke ich ihn Ihnen auch, zur Strafe. —

Mittwoch, den 5. Dezember.

— Da iſt der Brief. Er war auch von außen faſt offen, wie meiner. Das iſt nun

nicht zu ändern. Vielleicht iſt es Zufall, vielleicht werden die Briefe geöffnet. Was liegt daran? Wir werden uns wohl hüten einander Geheimniſſe mitzutheilen. Ihr Papier iſt wieder erſchrecklich ſchmal. Ueber Victor Hugo ſchreibe ich Ihnen im nächſten Briefe. Die Schweizer Briefe will ich allerdings benutzen; aber ich ſpare ſie auf, bis ich nächſten Sommer wieder nach der Schweiz komme, und dann mehr darüber ſchreibe. Lafayette hat wieder zu mir geſchickt, ich möchte ihn beſuchen. Ich werde es nächſtens thun. Ich weiß gar nichts mehr zu ſchreiben. Adieu.

Samſtag, den 8. Dezember.

Halleluja! Ich habe meine Rechnung bekommen, ich habe recht gehört, das Logis koſtet nur 130 Franken. Was ich in Angſt war, das glauben Sie nicht. Sie aber werden mir wahrſcheinlich auf Ihre gewohnte Art im nächſten Briefe Troſt einreden, ich ſolle mir um zwei-

hundert Franken keinen Verdruß machen ꝛc. Daran werde ich meine Freude haben.

Alſo nichts gewonnen in Baden? Das iſt das Loos der Looſe.

Mittwoch, den 12. Dezember.

Wie ich heute aus Ihrem Briefe erſehe, erhalten Sie meinen nicht immer am 4ten Tage, was ich dachte. Was Sie mir von *** ſchreiben, nämlich daß er anmaßend wäre, mag wahr ſein; aber hier in Paris hat er nicht den Namen dafür. Natürlich, in dieſem Gedränge wird jeder mürbe gedrückt, und die allgemeine Eitelkeit läßt die beſondere nicht aufkommen. Der Benzel-Sternau habe ich noch nicht geſchrieben. Ich thue es wohl noch ſpäter und ſchicke ihr einige neue franzöſiſche Werke. Das wird ſie verſöhnen.

Mich in Mannheim niederzulaſſen, dazu hätte ich keine Abneigung; aber ich kann Sie verſichern, daß ich jetzt und ſo lange die gegenwärtige Lage der Dinge dauert, in Deutſchland

nirgends ſicher wäre, daß ich dort wenigſtens nicht ruhig ſein könnte. Die Colonialwaaren aus Otahaiti werden mich nicht empfehlen. Ich dachte einſtweilen an Zürich, den Sommer am See, den Winter in der Stadt. Dort wird im Frühling eine neue Univerſität errichtet, und das kann ein neues friſches Leben in dem ſonſt ſchläfrigen Orte aufbringen. Oken, weil als Liberaler in München verfolgt, ſoll der Zeitung nach dort angeſtellt werden. Wahrſcheinlich werden noch andere vertriebene Profeſſoren dort angeſtellt, etwa Rotteck, Welcker. Ich könnte Vorleſungen halten für Studenten und die ſchöne Welt. Ich möchte zwar keine Profeſſorſtelle haben, die mir zu erreichen vielleicht nicht unmöglich wäre, aber verdienen könnte ich doch mit Vorleſungen. Erſtens bezahlen die Zuhörer, zweitens wird ein Theil des Univerſitätsfonds dazu verwendet, freiwillige Vorleſungen, wenn ſie Intereſſe haben, außerordentlich zu remuneriren. Jetzt denken Sie Ihrerſeits nach. Es iſt

in Zürich freilich theurer leben als in Mannheim, aber nichts schöner als der Züricher See und zum beständigen Aufenthalte, angenehmer als irgend eine andere Gegend der Schweiz.

— — Gestern hatte ich noch Zahnschmerzen, und Abends, da ich schreiben wollte, bekam ich *** Schmerzen; darum konnte ich den Artikel über Victor Hugo nicht beendigen. Es geschieht im nächsten Briefe.

Samstag, den 15. Dezember.

— — Wie hat mich Ihr heutiger Brief amüsirt, daß ich vorher gewußt, wie Sie mich trösten würden wegen des Logis. Es ist alles gut abgelaufen. *** Das ist ein Algebrist! Um 11 Uhr lege ich mich schlafen und um halb neun stehe ich auf. — —

Sonntag, den 16. Dezember.

Nächsten Samstag wird meine Freundin zum Erstenmale im Italienischen Theater singen, und ich habe mir meine Hände dazu gerben lassen.

Wenn Sie dieſe Woche etwas Lebernes in meinen Briefen finden, ſo wiſſen Sie die Urſache. Jetzt kann geſchehen, daß die kleinen Blätter ſich um das Wortſpiel: „. .“ herumdrehen; das kann ihr nützen, das kann ihr ſchaden, wie es kömmt. Daß ich aber ſchlafloſe Nächte darüber habe, mögen Sie ſich vorſtellen. Wäre nur alles ſchon vorbei, glücklich oder unglücklich; aber die Ungewißheit iſt fürchterlich. Die Ehre der Nation ſteht auf dem Spiele; da wäre nicht zu zittern Verrätherei.

Mittwoch, den 19. Dezember.

— — Meine Zahnſchmerzen ſind jetzt ganz vorüber. Ja wohl habe ich das herrliche kalte Waſſer gebraucht, und es hat mich auch immer erleichtert. Daß deſſen täglicher Gebrauch, woran ich mich gewöhnt habe, die Zähne ſtärkt, hat ſich jetzt am meiſten erprobt, daß ich trotz der anhaltenden und ſtarken Zahnſchmerzen, nicht nöthig hatte mir einen Zahn ausziehen zu laſſen, wie früher in ähnlichen Fällen immer

noch der Fall gewesen. Es hätte mir sehr leid gethan, es war einer meiner noch übrigen Weisheitszähne.

Ich warte mit Ungeduld auf das Göthe-Büchlein. Gestern las ich in einem Inhaltsverzeichnisse der Berliner Jahrbücher der Literatur, daß Varnhagen von Ense dieses Göthe-Büchlein rezensirt hat. Dieser Varnhagen ist der wüthendste Göthe-Pfaffe. Er ist es, auf den ich in meinem 8ten Theile und in meinen Briefen angespielt habe. Nun möchte ich diese Kritik gar zu gerne haben, aber woher schaffen? Wenn ja möglich, lassen Sie mir den Artikel abschreiben, (der Varnhagen schreibt breite Artikel) aber es liegt mir viel daran. — Von Otahaiti habe ich noch nichts erfahren. Vielleicht haben die Wilden meinen Cook todtgeschlagen.

Montag, den 24. Dezember.

— — Einen gelehrten Auftrag für S. In meinem Briefe Nr. 17, da wo ich von den Für-

ſtennamen, Wilhelm, Leopold, Carl ſpreche, und wie das alles eins wäre, wollte ich eine dahin paſſende Stelle aus Shakespeare anführen, hatte aber keinen. Ich bitte alſo S. die Stelle im Shakespeare, die ich ihm bezeichnen werde, abzuſchreiben, ſowohl engliſch als in der deutſchen Ueberſetzung von Schlegel, und ſie in den Brief Nr. 17 zu legen. Die Verſe müſſen aber genau geſchrieben ſein, damit ſie mir, wenn ich zu ſeiner Zeit davon Gebrauch machen will, das Original erſetzen. Es iſt im Julius Cäſar in der Scene, wo Caſſius den Brutus gegen Cäſar aufhetzen will. Er ſagt ihm ohngefähr: „Was iſt denn in dem Namen Cäſar? Brutus iſt gleich wohllautend, man beſchwört mit Brutus Namen Geiſter, wie mit Cäſars.“

Mittwoch, den 26. Dezember.

Der heutige Brief wird wohl klein werden. Ich habe keine Zahnſchmerzen, auch kein anderes Uebelbefinden, oder ſonſt eine Störung. Ich

glaube ich war dumm. Das Wetter war faſt die ganze Zeit über meines hieſigen Aufenthaltes abſcheulich. Heute iſt es herrlich und es freut Sie wohl eher, als es Ihnen leid thut, wenn ich, um ſpazieren zu gehen, den kleinen Brief ſchließe.

Donnerſtag, den 27. Dezember.

Nein, ſo eine dumme Widerwärtigkeit iſt mir noch nicht begegnet! Geſtern ſteckte ich den Brief ein, ihn ſelbſt auf die Poſt zu legen, laufe den ganzen Nachmittag herum, vergeſſe den Brief und werde erſt zu meinem Schrecken wieder daran erinnert, als ich Abends zu Hauſe meine Rocktaſchen ausleerte. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Ich muß Sie nicht mehr lieb haben, ich kann es mir ſonſt gar nicht erklären.

Den 28. Dezember.

— Dieſer Brief wird auch klein werden, denn ich habe mir vorgenommen in dieſem Jahre

nicht mehr viel zu ſchreiben. Nach meinen drei letzten großen Briefen bin ich ſo erſchöpft geworden, wie die Franzoſen nach ihren drei Juli-Tagen. Die deutſchen Fürſten mögen aber nicht triumphiren wie Louis Philipp und meinen, ich hätte meine Abdankung gegeben. Es iſt nichts als Müdigkeit. Wenn ich mich wieder erholt habe, ſollen ſie erfahren, daß ich noch der Alte bin

Samſtag, den 29. Dezember.

Ach, welch ein ſchöner großer Brief. Und ſehen Sie, was der Menſch ein Egoiſt iſt. Ehe ich den Brief öffnete, dachte ich, ein beigeſchloſſener Wechſel für *** mache ihn dick, als ich aber ſah, daß er ganz voll geſchrieben war, machte mich das ganz glücklich. — Proſt Neujahr. Adieu. Das Wetter iſt in einem fort erbärmlich. Ich habe ſo etwas noch nicht erlebt.

Sonntag, den 30. Dezember.

— — Abends. Ach! Was iſt die Tugend für eine ſchöne Sache und wie ſchön wird ſie

belohnt! Nach dem Essen ging ich mit einigen Kameraden in den Palais-Royal um Kaffe zu trinken. Nach dem Kaffe wollten sie mich überreden sie zu begleiten, ich habe vergessen wohin. Doch ich widerstand ihnen allen. Es war ein Deutscher, ein Schweizer, ein Franzose, ein Ungar und ein Pole. Diese fünf lasterhafte Nationen besiegte ich allein. Dann ging ich stolz durch den Garten und sah die Sterne an, die mir zulächelten. Unter diese hatte sich ein röthlich funkelndes Licht, aus einer Mansarde ganz hoch oben geschlichen; aber ich entdeckte sogleich den Betrug und eilte nach Hause. Dort lag auf dem Tische das Kästchen von der Post. Ich wußte, es könne nichts Anderes als die Zeichnung sein, aber daß es keine Rolle war, wie ich erwartete, machte mich ganz irre. Das war so dünne wie ein Schachbrett. Nachdem das Wachstuch abgenommen war, wurde ich noch stutziger; zwei Bretter und ich sah nichts dazwischen. Bei dem Oeffnen fing ich erst zu ahnen an, was

mir früher gar nicht in den Sinn gekommen. Ich zog es endlich hervor. Was braucht der Himmel ſo wenig Platz! Nein, was mich das glücklich machte, kann ich Ihnen nicht ſagen. Ich war nicht allein und lachte, um nicht zu weinen. Es kann nicht ſchöner ſein. Der hat ſich in mein Herz geſchlichen, und Sie in meiner Bildergallerie kopirt. L'allemand heißt der Zeichner, wenn ich recht geleſen. Gott ſegne ihn. Ihnen mag, brauche ich gar nicht zu danken. Sie hatten gewiß ſo viele Freude, als Sie an die meinige dachten, daß Sie ſchon bezahlt ſind. Morgen wird das Bild unter Rahmen und Glas gebracht. So kann ich es ganz bequem in meinen Reiſewagen neben mir ſtellen, ja es kann eingerichtet werden, daß man es darin aufhängen kann wie in einem Zimmer. Was das artig ſein wird, wenn ich auf der Landſtraße einer junge blaſſe Engländerin begegne, auf dem Bocke ſitzend, während ihr Mann inwendig ſchläft. Wenn ſie das Bild ſieht, was

sie die Gattin eines so zärtlich liebenden Mannes beneiden wird! Ist sie eine Schriftstellerin, läßt sie es gewiß drucken. . . . .

Montag, den 31. Dezember.

Guten Morgen! Es ist der zweite gute Morgen, den ich Ihnen gebe. — — . . . . Und mit dem Glockenschlage kam Conrad herein und überreichte mir folgendes Gedicht, das er eben erst fertig geschrieben.

Dienstag, den 1. Januar 1833.

Da ist die Abschrift von dem Gedichte.

Lang und glücklich sei Ihr Leben,
Unter Gottes Himmelszelt.
Diesen Wunsch kann ich nur beten,
Weil er Gott auch wohlgefällt.

Jedes Jahr bring' Ihnen Wonne
Guter edler Freiheitsmann.
Blitzt einst die reine Freiheitssonne,
O, dann ist Allen wohlgethan.

Er, der Schöpfer aller Werke,
Reiche Ihnen Kraft und Muth.
Nur mit Gottes Macht und Stärke
Endet jede Sache gut.

Am ersten Tage des Jahres 1833
gewidmet
von

Conrad Ullrich.

Ist das nicht schön und gut und treu? Göthe hat nur schöner gedichtet.

Was war ich gestern so schadenfroh über Ihren außerordentlichen Brief! Nicht wahr, man kann auch die unartigsten Kinder durch strenges Regiment an Folgsamkeit gewöhnen? Daß ich voriges Jahr gejammert, weil ich keinen Brief auf den Neujahrstag bekommen, und Ihnen gedroht, wenn solche Vernachlässigung wiederkehrte, würde ich Ihnen das Herz in tausend kleine Stücke brechen, nicht wahr, das hat gewirkt? Schön. — Endlich weiß ich, was es mit der Marianne für ein Bewandniß hat. Gestern nach dem Essen ging ich mit Dr. *** in das

bezeichnete Haus. Hinter dem Palais-Royal gelangt man zu einem langen langen Durchgang, dunkel und ſchauerlich. Da kamen wir an eine eiſerne Gitterthüre. Wir ſchellten, wurden eingelaſſen und hinter uns ſchloß ſich dröhnend die Thüre, daß es mir durch die Nerven frieſelte. Der Portier, ein junger Mann, und ſeine alte Frau ſaßen bei Tiſche und aßen etwas blutiges, das wie ein Kindskopf ausſah. Ich fragte nach Mademoiſelle Marianne. Der Portier warf mir einen ſtechenden Blick zu und wetzte das Meſſer. Da zog ich mich hinter *** zurück und lies ihn weiter fragen. Demoiſelle Marianne hatte früher einen Putzladen, aber nicht in dieſer Mördergrube, wo ſie blos wohnte, ſondern in der Nähe Sie iſt eine betagte Perſon zwiſchen 18 und 60 Jahren, hat die Cholera gehabt und wohnt jetzt in Verſailles. —

Mittwoch, den 2. Januar 1833.

. . . . Ich ſoll ſie freundlichſt grüßen von meinem Homer und Ihnen ein glückliches Neujahr wünſchen. —

. . . . Ich elender, beſchämter, reuiger Sünder! Da iſt noch Ihr Brief. Aber erſt um halb drei Uhr kam er, drei Stunden ſpäter als ſonſt. Ich kann heute nicht mehr darauf antworten. Ich habe wie gewöhnlich Mittwoch geſchrieben und begreife nicht, warum Samſtag der Brief nicht angekommen. Ein zweiter Weihnachtstag wird hier nicht gefeiert. Aber vielleicht iſt die Poſt ſtreng religiös und betet an dieſem Tage in ihrem Cabinet noir. Adieu.

Mittwoch, den 2. Januar.

Ich komme auf Ihren Brief zurück. Ihr macht mich noch toll mit Eurer Dummheit. Kann man denn den Mechanismus beſſer beſchreiben, als ich es gethan? Nicht die ganze polytechniſche Schule hätte es deutlicher machen können. In Frankfurt, am Sitze der hohen deutſchen Bundesverſammlung ſo verſtockt zu ſein, nicht zu verſtehen, wie man verborgene

Schubladen entdecke! Es ist zu arg. Warum war ich aber auch selbst so dumm, daß ich die Schubladen leer ließ, und nicht Bonbons hineinlegte! Die schönsten und besten Bonbons: chocolat prasliné, oranges glacées, beignets d'ananas, caramel au café. Welche Schadenfreude hätte es mir gemacht, wenn Ihr Wochenlang davor gestanden wäret, ohne dazu kommen zu können. Es ärgert mich. Ich kann Euch nun nichts weiteres rathen, als entweder zu warten, bis in Deutschland die heimlichen Vehmgerichte aufgehoben werden, nämlich bis ich dahin zurückkehre, oder wenn Euch das zu lange dauert, aus dem Zuchthause einen geschickten Dieb kommen zu lassen; der wird das Geheimniß bald auffinden und es wahrscheinlich vor Euern Augen unbemerkt einstecken, wozu gar nicht viel gehört. Weil wir gerade von Spitzbuben reden, will ich Ihnen einen artigen Streich erzählen, den neulich jemand beging. Ein fein gekleideter Herr ging in einen Weiß-

zeug-Laden und verlangte einige Dutzend feine Hemden für seine liebe Braut. Man legte ihm welche vor, die ihm auch sehr gut gefielen. Aber er war ungewiß, ob sie auch die gehörige Länge hätten, und bat darum die Händlerin, da sie ganz die Größe seiner Braut habe, eines der Hemden anzuprobiren. Mit Vergnügen. Als die Dame das Hemd angezogen, trat der Herr hinter ihr, und befestigte unbemerkt mit einer Stecknadel das Hemd an dem Rocke. Dann nahm er einige Pakete und ging gelassen zur Thüre hinaus. Die Händlerin schämte sich im Hemde auf die Straße zu gehen um dem Diebe nachzulaufen, und bis sie sich besonnen, ihre Scham überwunden und hinauslief, war der Dieb verschwunden.

. . . . Freilich sollen Sie das Papier nur an Festtagen gebrauchen; aber jeder Tag an dem Sie mir schreiben, ist mir ein Festtag. Ich begreife nicht, wie Sie mich fragen konnten, warum ich mich zu meinen eigenen Briefen nicht

des nämlichen ſchönen Papiers bediene? Ich gebrauche ja ſeit drei Jahren kein Anderes. Aber freilich merkten Sie das nicht, denn mein Papier iſt mit ſchwarzen Zeilen ſo dicht bedeckt, daß man es nicht ſieht; zwiſchen zwei Ihrer Zeilen aber kann ein Schuldner ſeinem Gläubiger recht gut ausweichen. Das iſt eben mein alter Jammer. Jede Ihrer Zeilen koſtet mich einen Sou Porto. Sie ſind Millionen werth, ſtünden ſie aber dichter, wären ſie ganz unſchätzbar. Alſo, da ich Ihnen, eingeſtandenermaßen, ſo ſchönes Papier geſchenkt, ſeien Sie auch dankbar, und benutzen es künftig nach meinem Wunſche. Keine Briefe mehr wie Gärten mit breiten Wegen, ſondern wie Wieſen und dichte Wälder, daß ich kaum durchdringen kann, und mir Ihre B und S und K das Geſicht zerkratzen. Thun Sie es nicht, ſchicke ich Ihnen künftig gutes weißes Druckpapier; darauf fließen die Zeilen ineinander und ich kann jedes Wort dreimal leſen. —

Das iſt ja eine Woche der Ueberraſchung! Bild, ein außerordentlicher Brief und Nachrichten aus Otahaiti. Daß ein Privatmann früher als die Buchhändler das Werk bekommen, halte ich für ein großes Unglück. Jetzt wird die Sache gleich bekannt, und der Bundestag und die Polizei können voraus Maaßregeln treffen, die Briefe zu unterdrücken. Das kann eine böſe Geſchichte werden. Jetzt bitte ich Sie, mir doch öfterer, auch außer den gewöhnlichen Poſttagen zu ſchreiben, was Sie über die Briefe erfahren. Ich habe noch ein ganz Anderes als das gewöhnliche ſchriftſtelleriſche Intereſſe an der Sache. Sie müſſen eine förmliche geheime Polizei und ein Spionirſyſtem organiſiren.

Dabei iſt die beſte Art etwas zu erfahren, nichts ſprechen und nichts fragen, ſondern hören. S. ſoll in die Handelskammer, an die Börſe, und unter irgend einem Vorwand in den Laden des Antiquar *** gehen. Letzteres iſt ſehr wichtig. Sie beſuchen . . . und laſſen

ſich von . . . erzählen. S. muß ſich ſo viel als möglich hinter die Aerzte ſeiner Bekanntſchaft machen; die erfahren manches. Geben Sie einen Thee. Laden Sie die . . . und den A. ein. Rührt Euch. Schickt Agenten nach Mainz, und laßt beobachten, ob keine Truppenbewegungen ſtatt finden. Jetzt heißt's klug ſein. Schreiben Sie mir doch vorläufig, welchen Titel das Buch hat, und wie viele Seiten jeder Band. Nach meiner (aber wie gewöhnlich zu ängſtlichen) Berechnung fehlten einige Bogen. . . Den Namen Quaita und Heiden habe ich vorſätzlich gelaſſen. Warum nicht? Je ärger, je klüger. Wenn man zu einer verfolgten Parthei gehört, iſt man am ſicherſten an der Spitze. Ob ich mit Eduard, Eduard, Veränderungen vorgenommen, erinnere ich mich nicht.

Giebt es denn wirklich in Frankfurt Narren, welche hofften, die Franzoſen würden vor Antwerpen zurückgeſchlagen werden? Das iſt merk-

würdig! Gott weiß, wie ich das ſelbſt wünſchte, zwar aus andern Gründen als die Frankfurter; aber ſo toll, es zu hoffen, war ich nicht.

Samſtag, den 5. Januar.

— — So eben verläßt mich der Heine, nach einem ſehr langen Beſuche, der mich geſtört hat. Es iſt das Erſtemal, daß er dieſen Winter zu mir kam, ob er zwar ganz in meiner Nähe wohnt. Sein böſes Gewiſſen macht ihm meine Geſellſchaft drückend. Ich verſtehe hier unter böſem Gewiſſen nicht was man in der Sprache der Moral darunter verſteht. Ich vermuthe zwar, daß Heine Schuft iſt, aber ich kann ihm keine ſchlechte Handlung beweiſen. Doch ein böſes Gewiſſen hat jeder der mit ſich zerfallen iſt, anders fühlt als er denkt, anders ſpricht als er denkt und fühlt, und anders handelt als er ſpricht. Heute kam Heine, weil er erfahren, daß ich Xenien bekommen, worin von ihm die Rede iſt. Den eitlen Narren macht

ſo etwas ganz unglücklich, und ich Böſewicht hatte meine Schadenfreude daran. — Von Cotta's Tod haben Sie wohl ſchon gehört. Das iſt jetzt nach Robert der zweite, der es nicht erlebt, daß ich ihn in meinen Briefen herunter=gemacht; Göthe mitgerechnet eigentlich der dritte. Meine Gegner haben Glück.

Seit Neujahr iſt völliger Winter hier. Ich bin das gar nicht mehr gewöhnt und jammere wie ein Kind. Das dauert aber hier nicht lange. — Da iſt der Brief. Was war ich Angſt. Schon zehn Minuten über der Zeit. Daß die Briefe noch nicht in Frankfurt ſind, hat wohl darin ſeinen Grund; der Verleger wollte ſie ſpäter in Frankfurt bekannt werden laſſen, weil von dort aus zuerſt ein Verbot zu fürchten war, welches dann die Verbreitung in ganz Deutſchland verhindert hätte. Daß *** die Briefe nicht lobt, kann ich mir wohl denken. Der Enthuſiasmus der Juden amüſirt mich; doch iſt es wahr, daß ich auf eine Art für die

Juden geſprochen, für die ſie mir Dank ſchuldig ſind. Das Buch von Heine iſt noch nicht hier. Daß er ein Ariſtokrat werden würde, ſah ich voriges Jahr ſchon kommen. Er iſt es geworden aus Furcht, aus Eitelkeit, und aus Eigennutz. Ich bin überzeugt, daß er Geld bekommen. Er iſt der unglücklichſte Menſch von der Welt, dem die Eitelkeit das Leben verbittert. Da er keinen Glauben und keine Liebe hat, und nur um den Beifall ſchreibt, hängt er ganz von dem launiſchen Urtheile der Menſchen ab. Ich war zugegen, als ihm Dr. *** (aus der Leipziger Zeitung) von dem Erſcheinen meiner Briefe ſprach. Er, wie keiner hier, wußte ein Wort davon, denn ich hatte mit Niemand ein Wort davon geſprochen. Als Heine das hörte — er war eben im Lachen begriffen — zog ſich plötzlich eine dicke finſtere Wolke um ſein Geſicht. Da bekam er nun Furcht, die gleichzeitige Erſcheinung unſerer Werke möchte ihm ſchaden, es möchte weniger von ſeinem Buche geſprochen

werden. Es kömmt gerade gelegen, was ich (im Häringsſalat*) von Heine geſagt, und wie man ſich in Berlin Mühe gegeben ihn, hinüber zu ziehen. —

Wegen Brüſſel werde ich noch überlegen. An die Cholera dachte ich nicht. Es war mir nur darum zu thun Brüſſel kennen zu lernen; denn da ich in den erſten Jahren auf keine Weiſe nach Deutſchland kann, bleibt mir außer Paris, nur Brüſſel oder Genf übrig, mich da zu etabliren. Ich bin des Herumreiſens, wenn auch nur jeden Herbſt und Frühling, ſatt. Ich möchte gern einen Ort wählen, der Winters wie Sommers gleich intereſſant iſt. Genf wird mir ſehr gerühmt, beſonders wegen ſeines literariſchen und geiſtigen Lebens überhaupt. Dort möchte ich mich gern einrichten und ein Buch ſchreiben der Genfer-See, worin ich das Beſte, was ich weiß, hineinbringe.

*) Briefe aus Paris Bd. IV. S. 223.

Ich warne Sie noch einmal, bringen Sie meine Briefe und deren Abschriften jeden Tag in Sicherheit. Es ist in den lezten Zeiten vorgefallen, daß man nach verbotenen Büchern sogar bei Privatleuten nachforschte. In einem solchen Falle könnte es der Polizei gelüsten, auch andere Dinge, die nicht gedruckt sind, wegzunehmen.

Donnerstag, den 10. Januar.

An dem ausgestrichenen März, das ich für Januar gesezt, werden Sie erkennen, mit welcher Zeit meine Seele beschäftigt ist. So hat das Bild ganz die entgegengesezte Wirkung, als ich davon erwartet; es vermehrt meine Sehnsucht statt sie zu beruhigen. Es ist gerade wie mit einer konstitutionellen Monarchie, durch welche kluge Staatsmänner die Republikaner zu beschwichtigen hoffen. Aergern Sie sich nicht, daß ich Sie mit einer Konstitution verglichen; wer hieß Sie sich einen Kannegießer zum Freunde wählen?

Freitag, den 11. Januar.

Dieſer Brief, fürchte ich, wird ſehr kurz werden. Geſtern hatte ich Beſuche zu machen und war faul, das heißt: ich habe viel geleſen. Heute den ganzen Vormittag Beſuche. Auf dieſen Abend habe ich T. und einige Andere zum Thee eingeladen.

..... Gott weiß, wenn ich hier das Buch bekomme. Es iſt ſehr romantiſch, wenn man ſo ganz in der Ferne den Donner wegen der Briefe rollen hört, und wie der Himmel immer ſchwärzer wird und das Gewitter näher rückt. Heute iſt in der allgemeinen Zeitung von der „Dornenleſe aus Göthe" im dritten Bande der Briefe die Rede, doch ohne weitere Bemerkung.

Samſtag, den 12. Januar.

Indem ich voller Freude Ihren heutigen Brief erwarte, ſchlägt mir das Gewiſſen, daß ich Ihnen die Ihre verkürze, indem ich Ihnen heute ſo wenig ſchreibe. — Da iſt der Brief.

Es ist ja erschrecklich, daß meine Briefe so theuer sind. Aber aus einem Artikel der Leipziger Zeitung und nach Ihrer eigenen Bemerkung, wird geglaubt, das Buch sei bei Campe erschienen. Das ist aber im Ernste gar nicht der Fall. Der Verleger wohnt hundert Meilen von Campe entfernt. Ich konnte ja wegen des Honorars mit ihm nicht einig werden und er schien Angst vor der Sache zu haben. — Der Gräfin habe ich noch nicht geschrieben, es soll aber gewiß noch im 19ten Jahrhundert geschehen.

Heine jammert überall in Paris herum (ich selbst habe ihn noch nicht gesprochen), welch ein Unglück ihm geschehen sei mit seinem Buche. In der Vorrede habe er Böses und Gutes vom König von Preußen gesagt; nun habe ihm die Zensur das Böse gestrichen und das Gute stehen lassen. Er wolle öffentlich dagegen reklamiren. Ich traue ihm aber nicht. Vielleicht hat er das Böse entweder gar nicht geschrieben, oder wieder

ausgestrichen. — Gestern war ein Liefländer bei mir, der aus Deutschland kam. Er sagte mir, die Aufregung dort wäre ungemein groß und beim nächsten Anstoße von Außen müßte es losbrechen.

—— Wenn ich tückisch wäre, würde ich nie gegen Carové öffentlich auftreten; denn seit vielen Jahren ist sein ganzes Streben auf einer preußischen Universität eine Professor-Stelle zu erhalten, und ich wäre ihm sehr behülflich dazu, wenn ich ihn zum Märtyrer seiner loyalen Gesinnung machte.

Ich habe heute mit Ihrem Bilde schon drei Seiten voll gesprochen, das macht mit dieser geschriebenen vier. Gegen das Oelbild habe ich einen wahren Haß. Es steht noch eingepackt im Vorzimmer und friert erschrecklich. Sie sehen, ich bin wie Göthe, ein reiner Kunstfreund. Am Gegenstande liegt mir nichts, sondern nur an der Form. Der S. muß Spione aufstellen, Leute, auf die er sich verlassen kann, und die ihm wie-

der erzählen was von den Briefen geſprochen wird. In ſeiner Gegenwart werden ſich die Leute genren. Dann ſoll er einmal Abends von ſechs bis acht in den Schwan gehen, einen Schoppen Grün Petſchirten ſich geben laſſen. Er kann auch einmal Mittags da eſſen. Donnerſtag iſt der Sauerkrauttag. Er muß ſich aber nie in das Geſpräch miſchen, ſondern hören und mich nicht vertheidigen. Gehen Sie ins Theater und horchen Sie, was in den Logen geſprochen wird. Aber ich ſchicke Euch nächſtens den Vidocq, der ſoll Euch die Polizei einrichten. — „Drei Bände Blutpredigten.“ Iſt der Heine darunter begriffen? Was wird der wieder in Verzweiflung gerathen, mit mir zuſammengeſtellt zu werden! Nun Adieu. Nächſtens mehr.

Donnerſtag, den 17. Januar.

Ich komme auf Ihren geſtrigen Brief zurück. Zuerſt das Wichtigſte. Sie ſchreiben, daß Sie erſt im Mai in der Schweiz mit mir zuſammen-

kommen wollen? Soll es wieder werden, wie die beiden vorigen Male? . . Vor zwei Jahren in Baden und voriges Jahr in der Schweiz hat es bis Auguſt gedauert, bis ich mit den Briefen in's Reine kam. Und doch iſt es nur eine Arbeit von drei Wochen, wenn ich mich daran halte. Schiebe ich die Arbeit auf, geht mir wieder der ganze Sommer verloren und ich kann weder reiſen noch ſonſt etwas arbeiten. Ich will aber dieſen Sommer in der Schweiz, beſonders in der Landſchaft von Genf, Stoff zu einem Buche ſammeln, das ein Prachtwerk, ein deutſches Nationalwerk werden ſoll. Liebe, Natur, Politik, Voltaire, Rouſſeau, die Stael, alles untereinander. So lange die Briefe nicht fertig ſind, kann ich nichts anderes anfangen, ich kann nie zwei Dinge auf einmal im Kopfe haben. Wie ſoll ich ſie aber ohne Sie fertig bringen? Sie ſagen, es wäre kalt dort. Was liegt daran? Wir wohnen in der Stadt und benutzen das rauhe Wetter, unſere Arbeit fertig zu machen.

Warten wir aber bis zum Mai, dann werden wir schwerlich Geduld haben, im schönen Frühlingswetter und der himmlischen Gegend uns im Zimmer hinzusetzen. Wenn Sie also Ihren schauderhaften Plan vom Mai aufgeben und mir zum Troste schon im März kommen, werde ich Sie aus Dankbarkeit in meinem Prachtwerk himmlisch schildern; wo aber nicht, schildere ich Sie wie Sie sind; zum Entsetzen Ihrer Zeitgenossen und zum abschreckenden Beispiele der Nachwelt. . Es ekelt mich jezt schon, wenn ich daran denke, was ich mit meinen neuen Briefen wieder für ein Geschacher haben werde, bis ich mit einem Verleger einig geworden.

Wegen meiner Aeußerung: daß ich bedauerte, drei Louisdor an den Pfarrer gewendet zu haben, die dem *** auffiel, kann ich Ihnen wirklich nichts sagen. Das sind Dinge, bei denen alle Verständigung nichts hilft. Sie wissen, wie das gemeint ist, und das ist genug. Ich glaube nicht, daß es viele Leute gibt, die an meiner

aufrichtigen chriſtlichen Geſinnung oder meiner Religioſität überhaupt zweifeln. Die Grundzüge meiner Geſinnung müſſen doch in meinen Schriften zu erkennen ſein, und für einen Heuchler halten mich auch meine Gegner nicht.

Die Rezenſion von Menzel habe ich geleſen. Der gute Mann hätte mich gewiß gern mehr gelobt, wenn er gedurft hätte. Aber mit ſeinem Vorwurfe, daß ich mich mit dem ſchlechten Rezenſenten-Geſindel abgegeben, habe ich mich königlich ergözt. Wie er ſich nämlich von meinem Beiſpiele hinreißen ließ, alle ſeine Gegner auf das Heftigſte und ganz in meinem eigenen Tone herunter zu machen. So iſt der Menſch! — Die Erinnerungen aus Paris habe ich ſchon in der Schweiz geleſen. Was er von D. ſagt, iſt dumm und gar nicht paſſend. Der D. iſt ein bornirter Menſch und eine wahre Carrikatur von Journaliſt; aber jüdiſches hat er gar nichts, im Gegentheil, ſeine guten Seiten wie ſeine Schwächen ſind ganz chriſtlich.

Er hat nicht einmal das Temperament von einem Juden. Er iſt ein ächt lutheriſcher Phlegmatikus. Der Seybold muß für ſein Buch ſieben Monate auf der Feſtung ſitzen.

Ich leſe die Poſtzeitung ſeit vierzehn Tagen; aber des Königs Zeitvertreib von Berli, habe ich nicht darin gefunden. — Ich weiß nicht, was das iſt: Der Ball im Himmel von Heine. Ich habe ihn ſeitdem nicht geſehen, aber *** der ſein Vertrauter und ſein Trompeter iſt, ſagte mir, er wiſſe nichts von einem ſolchen Buche.

Samſtag, den 19. Januar.

. . . Auch das Buch (die Briefe) brauchen Sie mir nicht zu ſchicken, es wird wohl bald hier ankommen. Wenn der D. etwas für mich mitnehmen will, geben Sie ihm Tabak mit. Der Bürger, der im Muſeum meine Briefe zerriſſen (das zerreißt mir das Herz), iſt gewiß kein Anderer als der ***. Wir haben ihn vor zwei Jahren bei Tiſche in Gernsbach getroffen.

In der Gazette de France ſtand vorgeſtern: „l'auteur allemand Dr. Boerne, l'un des écrivains les plus spirituels de son pays, connu en dernier lieu par ses Lettres sur Paris, ouvrage pétillant d'esprit, d'une violence extrême contre les institutions monarchiques et surtout contre les princes allemands, vient de publier deux volumes nouveaux qui n'obtiendront pas plus que les précédents la permission de circuler en Allemagne, car ils sont tout aussi violents et peut-être plus violents encore contre les gouvernemens allemands. Boerne est juif de naissance, mais depuis longtems baptisé protestant. Natif de Francfort sur-le-Mein, il fut obligé il y a trois ans de quitter sa ville natale dans laquelle il occupait un emploi public. Il a vécu depuis lors à Paris.“ Daß die Briefe nicht verboten werden, das kann auch eine Liſt ſein, um den Verleger ſicher zu machen, daß er ſich nicht verberge. Ich hoffe aber, er wird ſo klug ſein, ſich nicht fangen zu

laſſen. — Der Komet iſt kein Viehſtall, das iſt ein liberales Blatt. Es kömmt aber nicht nach Paris.

Mittwoch, den 30. Januar.

— Von einem T. B. habe ich einen recht ſchönen Brief bekommen, der mir viel Freude gemacht hat, ſagen Sie ihm das, und daß ich ihm und ſeiner Mutter für ihre freundlichen Geſinnungen gegen mich herzlich danke. Antworten kann ich nicht, weil es mein alter Grundſaz iſt keine Briefe zu ſchreiben, die von politiſchen Angelegenheiten handeln, weil dieſes in jezziger Zeit gefährlich iſt. Nicht für mich, der ich das nicht ſcheue, ſondern für Andere, von welchen zu ſprechen, ich durch ſolche Briefe leicht verleidet werden könnte. — Da iſt Ihr dummer langer Brief, lang bis zum Mai, drei und ein halb Monate lang. Indeſſen die Beſchwerlichkeit der Reiſe für Sie, da Sie keinen eigenen Wagen haben, brachte ich freilich nicht in

Rechnung. So ſind die Egoiſten. Alſo im Mai.

Samſtag, den 2. Februar.

Dieſer Brief wird erſt gar kurz werden. Geſtern hatte ich im buchſtäblichen Sinne Beſuche von Morgens elf bis Abends zwölf Uhr. Uebrigens müſſen Sie nicht die Keckheit haben, wie Sie es heute thun, die Kürze Ihrer Briefe mit den Meinigen zu vergleichen, das iſt noch etwas ganz Anderes. Eine von meinen Seiten gibt vier von Ihren, und beträgt neun gedruckte Seiten. Wenn ich alſo in den Wald hineinſchalle mit 1, ſchallt es als verkrüppeltes Echo mit $^1/_4$ heraus.

Einliegenden Brief beſorgen Sie an ſeine Adreſſe. Ich bitte aber S. ihn eigenhändig abzugeben. — Sagen Sie dem Reingaum und dem Körner: ſie möchten ſich vor einem gewiſſen *** hüten, einem ſogenannten deutſchen Patrioten, der ſeit lange in Paris, nächſtens eine

Miſſionsreiſe nach Deutſchland machen wird, angeblich in Geſchäften eines franzöſiſchen Journals. Sie ſollen die Warnung weiter gehen laſſen.

Vom ſüdlichen Frankreich haben Sie eine zu gute Vorſtellung. Marſeille hat eine traurige Gegend, kreidig, ohne Trinkwaſſer, und ohne Butter, und außer dem Intereſſe des Hafens ſonſt kein Anderes, das es zum längern Aufenthalte empföhle. Bordeaux eben ſo, ganz flach und ein langweiliger Handelsort. Nur Hyères hätte wegen ſeines ſüdlichen Klimas Vorzüge. Aber dort iſt theuer. Nizza wäre herrlich, aber dahin wage ich nicht zu gehen, wegen der despotiſchen Regierung. Doch wir werden ſehen. — Nach Biel in der Schweiz darf ich auch nicht, weil dort die Preußen Herr ſind, die im Stande wären mich feſt zu halten. — Ich habe vom Campe Brief bekommen. Jezt, da er ſieht, daß mein Buch nicht verboten worden, reut es ihn, daß er es nicht in Verlag genommen hat,

und er gibt zu verſtehen, daß er Luſt hat, die neuen Briefe zu drucken. Ich will aber gar nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Den 19. Februar.

Ich bin Ihr Haus=, Hof= und Staatskanzler. Heute wird wahrſcheinlich blos vom Haus die Rede ſein, denn an Hof= und Staatsangelegenheiten werde ich nicht kommen. Es wird in dieſem Briefe nichts zum drucken kommen. Ich bin mit einigen Artikeln, mit Heine's Buch u. a. beſchäftigt, über die ich nicht ſogleich nach Luſt der Feder ſchreiben kann; denn ich muß Notizen dazu ſammeln, kann alſo nicht eher anfangen, bis ich damit fertig bin. Ohnedieß habe ich Luſt wieder Einmal grob mit Ihnen zu ſein, wozu ich mir ſeit ſo lange keine Zeit genommen. Ich weiß zwar noch nicht, worüber ich grob ſein ſoll, es wird ſich aber ſchon ein Anlaß finden. D. reiſt nach Frankfurt. Er bringt Ihnen mit: 1 Exemplar Briefe. 2. Bro=

ſchüre von Chateaubriand. 3. Drei Stangen farbig Siegellack. — Ich denke daran, weil doch in den nächſten Jahren für mich gar keine Ermunterung ſein wird nach Deutſchland zu gehen, und ich mich irgendwo fixiren muß, mir für kommenden Winter meine Bücher ſchicken zu laſſen. Ich wünſchte alſo, daß Sie von einem Sachverſtändigen die drei Kiſten mit Büchern gehörig packen laſſen ſollen.

Wenn ich wegen meiner neuen Briefe wieder mit einem Buchhändler in Unterhandlung trete, muß dieſe Correſpondenz mit dem größten Geheimniß betrieben werden. Dazu muß ich haben: 1. Eine Adreſſe in Frankfurt, unter welcher mir, nach Abreiſe des S. ein Brief ſicher zugeſchickt werden kann. 2. Eine Adreſſe in Leipzig, unter welcher ich dem Verleger meinen Brief ſchicken kann. 3. Eine in Hamburg zu gleichen Zwecken. Hat an dieſen Orten S. nicht Bekannte, durch welche ſicher ſo etwas zu beſorgen wäre?

Wie es mit meiner Abreiſe ſteht, habe ich Ihnen ſchon geſagt. Sollte ich Anfangs März ſchon abreiſen, brauchen Sie ſich im Falle ſchlechten Wetters meinetwegen keine Sorgen zu machen. Wie ſchon geſagt, ich reiſe nur ſpazieren. Vierzehn Tage bringe ich auf dem Wege nach Genf zu. Ich mache ſogar einen Umweg von einigen Meilen, um eine wegen ihres Alterthums intereſſante Stadt zu ſehen, die nicht auf meinem Wege liegt. Beſançon. Ich will Reiſebilder machen. In vier Wochen kömmt leicht der Stoff zu einem Bande zuſammen. Ich muß wirklich darauf ſehen, daß ich auch nächſten Sommer etwas Einträgliches ſchreibe, ſonſt mache ich bankerott und Ihr müßt mich ernähren. Bis zu Ende Mai iſt einſchließlich des Wechſels, den ich noch erwarte, mein Geld all. Dann habe ich noch das Naſſauer. Und dann Adieu Geld. — Jezt komme ich auf Ihre Reiſe. Ich glaube das iſt eine ſchöne Gelegenheit grob zu ſein. Ich habe

ſchon davon geſprochen. Nicht bei Nacht zu reiſen iſt ein Hauptgeſichtspunkt, aber mit dem Tag-Eilwagen zu gehen iſt gar nicht ſo bequem, als Sie ſich vorſtellen. Man fährt Abends bis zehn, elf Uhr, und muß Morgens um vier Uhr ſchon fort. Ich meine alſo am beſten, Sie nehmen einen Miethwagen . . Unter dieſen Umſtänden brauchen Sie alſo nicht bis zum Mai zu warten, ſondern können abreiſen, wenn Sie Luſt haben, nämlich wenn ich will. — Jezt fängt das Zanken an. Alſo ich denke mir Sie in Baſel angekommen und nun weiter . . Iſt es nicht gräulich, wie Eduard Meyer ſagt, ſchändlich, niederträchtig von Euch, daß Ihr mich in Genf ſchmachten läßt, und vielleicht wochenlang auf dem Wege von Baſel nach Genf zubringt? Wir kommen ja ſpäter doch in alle dieſe Gegenden, warum ſich da aufhalten? Darum wünſche ich eben, daß Sie früh abreiſen, damit zum Herumlaufen das Wetter noch zu kalt ſei. Darum wünſche ich, daß Sie von

Heidelberg den Wagen gleich nach Genf dingen. Ich kann nicht eher essen und schlafen, bis Sie mir die feierliche Versicherung geben, daß Sie sich zwischen Basel und Genf nicht aufhalten wollen. Haltet euch fleißig am Abschreiben, daß alles zur gehörigen Zeit fertig werde. Bringen Sie für mich eine große schöne Thee-Serviette mit. Sie kennen doch den Dintenstecher, den ich auf meinem Pulte habe? Er ist ganz unbrauchbar vor Alter. Kaufen Sie mir in Frankfurt beim Dreher einen Andern, so groß er nur zu haben ist. Sollte man in Frankfurt keinen haben, bekommen Sie das in Heidelberg am besten. Sie müssen einen Zettel von meinen Wünschen machen und alles gleich aufschreiben, sonst wird es vergessen.

Mittwoch, den 20. Februar.

Den Wechsel habe ich erhalten. Dem S. will ich für die schöne Besorgung danken sobald ich das Geld eingenommen. Eher nicht. Die

Möglichkeit des Proteſtirens! Das Wort hat einen fürchterlichen Eindruck auf mich gemacht. —

Gewiß hat **Marion Delorme** und **Le roi s'amuse** herrliche Sachen. Ich liebe Victor Hugo ſehr. Aber er iſt verrückt. Heute Abend ſehe ich Lucrèce Borgia.

Geſtern Abend war ich bei Lafayette. Er hat mich dieſen Winter ſchon oft eingeladen. Da er aber die Vormittagsſtunden zum Beſuche beſtimmt, erklärte ich, Vormittags hätte ich keine Zeit. Das war aber nur Vorwand. Ich wollte von gewiſſen Leuten nicht eingeführt ſein, ich wollte ohne Zeugen mit ihm ſprechen. Das merkte man endlich und er ließ mich auf geſtern Abend einladen, wo er allein wäre. Was wir geſprochen, kann ich dem Papier nicht anvertrauen, und da ich ohnedieß nichts darüber drucken werde, bleibt alles mündlicher Mittheilung vorbehalten. — Der arme Eduard Meyer! Ich habe mir gleich gedacht, das

Schwert roth werde ihm ferner beſtändig über dem Haupte hängen. Der Wurm hat wieder gegen mich geſchrieben. Es iſt verſprochen worden, habe aber das Blatt bis jetzt noch nicht erhalten, (Literaturblatt zur Hamburger Börſenhalle.) — Der Heine über ſein Buch wird ſehr von mir heruntergemacht werden. Haben Sie denn beim Leſen gar nichts Dummes, Anmaßendes und Lächerliches gefunden?

Einliegenden Brief beſorgen Sie meiner Schweſter.

Den 21. Februar.

— Ihr Brief. Ich habe gar nicht nöthig mich einen Tag zu beſinnen, was ich antworten ſoll. Ich bin nicht ſo dumm wie gewiſſe andere Leute. Ich weiß gleich was ich will. Ihr Plan gleich nach Paris zu kommen iſt dumm. Auf jeden Fall müſſen wir ja nach der Schweiz, und von dort im Herbſte wieder hierher reiſen. Wozu

alſo den unnöthigen Weg machen? Ihre Einwürfe wegen des ungünſtigen Wetters haben keinen Grund. Was meine Reiſe betrifft, brauche ich kein gutes Wetter. Erſtens, weil ich kleine Tagreiſen mache und einen bequemen Wagen habe. Zweitens, weil zu meinen projektirten Reiſebildern ich die Natur wenig brauche, da ich mehr über ſtädtiſche und geſellige Verhältniſſe ſchreiben werde. . . Jezt ſchreibt ab und packt und kommt mir nicht nach Paris, ſonſt gebe ich Euch als Mitſchuldige des Piſtolenſchuſſes an. Adieu.

Wie wird ſich mein Verleger freuen, daß die Briefe in Baiern verboten ſind.

Den 5. März.

. . . . Ich habe neulich von einem mir unbekannten jungen Schriftſteller Namens Laube, der mir aus Leipzig ein Buch geſchickt, einen närriſchen Brief erhalten, aus dem ich Ihnen einige Stellen mittheilen will. „Ich werde mich

„nicht erſt lange bei unnützen Krummbuckeln an
„der Thürſchwelle aufhalten, ſehr lieber Börne,
„um mich zu entſchuldigen, warum ich Ihnen
„ſchreibe. Ich liebe Sie ſehr — das wäre ja
„genug; ich könnte Sie in ein Mädchen ver-
„wandeln und Ihnen ſagen, daß eine ſolche
„Schönheit, ein ſolcher Reiz ꝛc. mir nicht län-
„ger Ruhe laſſe, daß ich mein Herz ausſchütten
„müſſe, Sie würdens als Mädchen nicht übel
„nehmen, als unſer Volkstribun würden Sie's
„noch weniger“ . . . „Ich bitte Sie, das andere
„Buch dem Fürſten C. durch Ihren Conrad zu
„ſchicken — ich hoffe Conrad, den Sie in Ihrer
„Rocktaſche mit zur Berühmtheit genommen ha-
„ben, befindet ſich wohl.“ . . . „In einigen
„Wochen erhalten Sie den zweiten Theil meines
„neuen Jahrhunderts — das zu leſen wird Ihre
„Höflichkeit nothwendig machen, denn Sie ſind
„ſelbſt der Hauptheld des erſten Abſchnittes,
„und gegen den geſchichtlichen Börne müſſen Sie
„doch ſo weit höflich ſein, daß Sie ihn anſehen.“

. . . „Ueber Ihre neuen Bände ſchreibe ich Ihnen „nichts, weil ich an unſere Damen darüber re„feriren und vor aller Welt rezenſiren muß, „und ich ſchäme mich immer meiner Armuth, „wenn ich daſſelbe wiederholen ſoll. Sie ſind „ein Stück Weltgeſchichte für Deutſchland ge„worden, unſer unbezahlbarer Tribun, unſere „demokratiſche Behörde. Wir müſſen Ihnen „unſere Klagen einſchicken, denn Sie ſind der „einzige unabhängige, wahrheitsliebende Advokat „Deutſchlands. Jene Damen — ſie ſind ſehr „hübſch, von gutem Adel, aber durch meinen „plebejiſchen Umgang verdorben — ſchicken Ihnen „die wärmſten Küſſe, und wenn Sie einmal — „großer Gott wann? — ins freie Deutſchland „kommen, dann halten wir ein großes Mahl, „wo alle die alten Redensarten mit Creme ſer„virt werden, die wir gegen Sie haben anhören „müſſen, und die wir nun verſüßt herunter„ſchlucken.“ . . . „Ich habe zu meinen öffent„lichen Briefen auch eine Dame als Objekt,

„Zielscheibe, sie will aber nichts mehr von mir „wissen, seit sie erfahren, daß man solche Dinge „wie Sie an ein Frauenzimmer schreiben könne.“ „ . . . „Brockhaus, mit dem ich zuweilen spreche, „ist aus dem Häuschen wegen „dem Vieh„stall“ . . .

Mittwoch, den 6. März.

Die Rezension von Wurm in der Hamburger Börsenhalle habe ich gelesen. Diesesmal ist es gar nicht zu verkennen, daß er nur geschimpft, um der Zensur Sand in die Augen zu streuen, und die besten Stellen aus dem Buche ausziehen zu können.

. . . . Eine gute Oper kann jetzt höchstens in Paris Glück machen, wo man ihr wegen der Pracht der Dekorationen und Ballete ihre Vorzüge verzeiht. Sogar eine schlechte reussirt manchmal dadurch. Seit acht Tagen wird in der großen Oper, eine neue von Auber gegeben: Gustave III. Alle Welt sagt, die Musik sei

erbärmlich, aber man findet keinen Plaz, die Pracht der Dekorationen ſoll unerhört ſein. Der lezte Akt ſtellt einen Hofmaskenball vor, mit einem Glanze, den man nie in der Wirklichkeit an einem Hofe fand. Achtzehnhundert Kerzen brennen auf dem Kronleuchter. Schon vierzehn Tage vor der erſten Aufführung konnte ich kein Billet bekommen. Wenn hier eine neue Oper zum Erſtenmale aufgeführt wird, wird faſt das ganze Parterre, theils vom Componiſten und Dichter, theils von der Theaterdirektion ſelbſt verſchenkt.

Samſtag, den 9. März.

Dieſer Brief wird wohl der kürzeſte werden, den ich Ihnen dieſen Winter noch geſchrieben, und damit Sie es weniger merken, nehme ich kleines Papier dazu. Ich habe wieder einen großen Artikel, zu dem ich Notizen zu ſammeln habe. Geſtern Abend wollte ich zu ſchreiben anfangen, da kamen aber *** und ſeine Frau

und tranken Thee bei mir. Uebrigens kann ich Sie jezt vernachläſſigen, denn ich brauche Sie — nämlich keinen Verſtand mehr. Noch zwanzig meiner Zeilen, gerade zwanzig und meine zwei Bände ſind fertig. — Seit geſtern iſt wieder völlig Winter und es hat geſchneit. Abſcheulich Wetter! Wenn ſich eine Gelegenheit dazu findet, ſchicken Sie mir ein Exemplar der Mauthpredigt. Auch die Mannheimer Beſtie. Alſo der arme Conrad iſt auch herunter gemacht? —

Wegen Rotteck muß freilich ſein. Dieſe Menſchen haben ungeheuer geſchadet, und man muß ſie in der öffentlichen Meinung ſtürzen. Darüber ſind auch alle wahre Patrioten einverſtanden.

Samſtag, den 16. März.

Sie werden merken, daß dieſer Briefbogen nicht urſprünglich ſo kurz war, ſondern daß oben ein Stück daran abgeſchnitten worden. Es war oben etwas anderes geſchrieben und ich wollte den Bogen nicht zu Grunde gehen laſſen. Jetzt

iſt er wieder ſchön kurz und Sie merken die Abgebrochenheit weniger. Meine Einfälle über den Wechſelproteſt habe ich ganz vergeſſen. Was mir Nachts im Bette einfällt, vergeſſe ich immer, wenn ich es nicht gleich aufſchreibe. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen ſchon geſagt, daß ich dieſen Winter faſt täglich, entweder nach dem Eſſen eine große Taſſe Kaffe oder Abends zehn Uhr Thee trinke, und ich ſpüre keine nachtheiligen Folgen davon, wie früher. Das habe ich dem anhaltenden Gebrauche jenes geheimen Heilmittels zu verdanken, das ich jedem Kranken für hundert Louisdor feil biete. Der Teufel hole die Aerzte! Jezt in meinen Jahren, wo die Conſtitution nicht mehr gründlich gebeſſert werden kann, hat das einfache Mittel, nachdem ich durch Krankheiten ſo ſehr geſchwächt worden, doch noch viel geholfen; wie ſehr würde es nicht ſchon vor zwanzig Jahren genüzt haben, wo ich ſchon meine jezigen Uebel hatte, nur noch nicht entwickelt. Seit drei Jahren hatte ich

faſt alle Monate Blutſpeien, wenn auch in keinem gefährlichen Grade; aber ſeit fünf Monaten, daß ich das Mittel gebrauche, gar nicht, und befinde mich überhaupt beſſer. Dabei beobachte ich, außer daß ich keinen Wein trinke, weniger Diät als ſonſt.

— Es läge mir erſtaunlich viel daran, alles abgeſchrieben zu haben, was ich ſeit drei Wintern über Heine geſchrieben, und nicht gedruckt worden. Wie aber das machen? Alle Briefe durchleſen und abſchreiben, würde zu große Mühe machen. Es bleibt alſo nichts übrig, als ſie mitbringen. Wollen Sie das thun? Es liegt mir ſehr viel daran. Ich komme beſtimmt mit dem Heine früher oder ſpäter öffentlich in Streit, und da kann ich es benuzen. In die neue Zeitung l'Europe littéraire, die ſeit Anfang März erſcheint, ſchreibt er lange Artikel über die deutſche Literatur, wo ſeine niederträchtige Geſinnung „gräulich“ hervortritt. Wie er mir ſelbſt früher in ſeiner lächerlichen Eitel-

keit ein gefährlicher Menſch und Schelm ſein zu wollen geſtanden, will er das Blatt benuzen, ſeinen Freunden zu ſchmeicheln und ſeine Feinde zu verläſtern, und ſo ſpricht er gegen ſein eigenes beſſeres Wiſſen und urtheilt über Literatur und Schriftſteller. Göthe, den er ſo wenig achtet wie ich, ſtreicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen. Varnhagen von Enſe, ein Berliner Legationsrath, der den Kopf einer Ameiſe hat, nennt er: „un homme qui a dans le coeur des pensées grandes comme le monde.“ Auf mich wird er wohl noch kommen, doch ſagte er im letzten Blatte, wo von Göthe's Gegnern die Rede iſt, in Bezug auf mich: „un enragé sans-culotte lui présentant la pointe de sa pique.“ Kurz es juckt mich, mit ihm anzubinden, und ich muß doch mein Wort halten, denn ich habe ihm in meinen Briefen gedroht: „die Wahrheit wird ihn treffen wie die Andern auch, nur tödlicher.“ Da in der Europe littéraire nicht von Politik geſprochen werden ſoll, glaubt Heine

in der Literatur ſeine politiſche Apoſtaſie und Kriecherei gegen die Diplomaten verbergen zu können. Ich muß ihn entlarven. Stellen Sie ſich vor, daß er den Hering lobt! Kurz er iſt ohne alle Scham.

.... Ueber Heine wird dieſen Sommer eine Broſchüre geſchrieben und gegen Sie, wenn Sie bis zum zwanzigſten April nicht in Aarau ſind, ein Folioband. Wie ſchön breit mein Brief ausſieht. Adieu. Vergeſſen Sie nicht Ihren Verſtand einzupacken. Er wird keine Ueberfracht koſten. Ihr kleiner Rabner. Adieu liebe Getreue!

Sonntag, den 17. März.

Ich bin ſchon mit den Vorbereitungen zu meiner Abreiſe beſchäftigt. Das wichtigſte Geſchäft, die Sorge für chemiſche Zündhölzer iſt ſchon beſeitigt. Davon muß ich einen ungeheuern Vorrath haben, ſo viel für tauſend und eine Nacht hinreicht, ſonſt kann ich nicht ruhig ſchlafen.

Mittwoch, den 20. März.

Ach, was ſind die reichen Leute ſo unglücklich! Geweint habe ich faſt vor Aerger, als ich genöthigt war, das langweilige Naſſauer Circular zu ſtudiren, und als ich an die ungeheuere Arbeit dachte, eine Vollmacht zu ſchreiben. Jezt iſt aber alles glücklich überſtanden. Ich habe mich für 4 Proz. Oblig. entſchloſſen. Das finde ich am beſten. Nehmen Sie das Geld gleich ein oder zur Verfallzeit, machen Sie das, wie Sie können und wollen. Laſſen Sie mich in Ruhe und kommen Sie mir nicht mehr mit ſolchen gemeinen Dingen. Lieber behalten Sie das ganze Geld. Vom Notar meine Unterſchrift vidimiren laſſen, war nicht möglich. Das hält fünf bis ſechs Tage auf, muß beim Juſtiz-Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Frankfurter Geſandten ꝛc. viſirt werden. Ich hatte voriges Jahr eine ſolche Geſchichte. Im Nothfall kann meine Unterſchrift durch Frankfurter Zeugen beſtätigt werden.

Uff! Ich habe Bruſtſchmerzen. — Das Wetter iſt jezt auch hier ſchön. Ich mache mich reiſefertig. Doch wird wohl dieſer Monat noch darüber hingehen. Wenn Sie mir etwas Nöthiges oder Intereſſantes zu ſchreiben haben, warten Sie nicht bis der Brieftag kömmt, ſondern ſchreiben Sie früher. Adieu. Ich habe viel zu thun. Wäre heute nicht Frühlingsanfang, würde ich erſchrecklich fluchen über den Mai-Eilwagen.

Freitag, den 22. März.

. . . . . Bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein, daß ich ſchon ſo oft mit Swift verglichen worden bin; ja gleich bei meinem erſten ſchriftſtelleriſchen Auftreten, als das erſte Heft der Wage erſchien, haben mehrere gebildete Leute in Frankfurt, wie Rath Schloſſer, Willmer ꝛc. dieſe Vergleichung angeſtellt. Wurm in Hamburg hat in ſeinen beiden Rezenſionen darauf angeſpielt, ſagt aber, man thäte mir

Unrecht, mich mit Swift zu vergleichen, denn ich wäre viel liebenswürdiger als er. Es ist wirklich komisch, wie dieser Wurm, ohngeachtet er gegen mich loszieht, sich so sehr bemüht, meine Liebenswürdigkeit über die Swift's zu erheben. Es ist wahr, Swift war eine herzliche boshafte Canaille. Worauf ich nun eigentlich kommen wollte: von diesem Swift, meinem Vorahmer habe ich nie etwas gelesen, außer als Knabe eine Uebersezung von Gulliver's Reisen. Kürzlich las ich sein Leben von Walter Scott, der von seinen Schriften eine neue Ausgabe veranstaltet. Jezt hätte ich nun die größte Lust, diese kennen zu lernen; ich habe sie mir aber hier nicht verschaffen können. Die Ausgabe von Walter Scott von wenigstens zwanzig Bänden kömmt zu theuer. Jetzt wollte ich nun S. bitten, sich umzusehen, ob er nicht vielleicht eine ältere und wohlfeilere Ausgabe von Swift findet (Original englisch) und sie für mich zu kaufen und mitzubringen.

Ich will bis zwei Carolin daran wenden. Findet er keine Ausgabe von allen ſeinen Schriften, kann er auch einzelne Werke kaufen. Das dürfen aber nicht die bekannteſten ſein, wie Gulliver, das Mährchen von der Tonne, an denen mir weniger liegt, ſondern die minder bekannten: ſeine Werke in Verſen, das Tagebuch an Stella, beſonders ein berühmter ſatiriſcher Aufſatz, worin er ganz ernſthaft den Vorſchlag macht: um den Zuſtand der Armen zu verbeſſern, ſollen die Reichen deren Kinder eſſen. — Swift war wegen ſeines ſittlichen Lebens ein merkwürdiger Menſch. Er hatte zwei Freundinnen, eine ältere und frühere Stella und eine jüngere und ſpätere Vaneſſa. Beide liebten ihn leidenſchaftlich und wollten ihn heirathen, da er ſchon fünfzig Jahre alt war. Eine wußte nichts von der andern, wenigſtens nichts gewiſſes. Vaneſſa ſtarb aus Gram, weil ſie Swift nicht heirathen wollte. Stella

quälte ihn Jahre lang, ſich endlich mit ihr zu verbinden. Nach vieljährigem Umgang gab er dem Wunſche nach, doch unter der Bedingung, daß die Heirath geheim bleiben ſollte, und ſie getrennt in verſchiedenen Häuſern wohnten. Schon früher, ehe ſie verbunden waren, hatte Swift ſtreng darauf gehalten, daß ſie ſich nie ohne Zeugen ſprächen, um allen üblen Gerüchten vorzubeugen. Die Heirath blieb wirklich geheim bis nach Stella's Tod. In Swift's Verhältniſſen war nicht der geringſte Grund vorhanden, der das Geheimniß ſeiner Ehe nöthig machte. Die damalige Welt konnte ſich dieſe Bizarrerie nicht erklären. Walter Scott gibt folgende Aufſchlüſſe hierüber. Swift hatte ein kaltes Temperament und für jede andere Liebe als die romantiſche gar keinen Sinn. Um nun dieſe ſeine Eigenthümlichkeit der Stella nicht merken zu laſſen, hatte er vor der Heirath es eingerichtet, ſie nie ohne Zeugen zu ſehen, und als er der Ehe nicht

länger ausweichen konnte, zur Bedingung gemacht, daß die Ehe geheim bleiben ſollte, und ſie nie unter einem Dache wohnen. Dieſer Swift, der größte Satiriker aller Zeiten, der ſich ſo furchtbar gemacht, daß er dreißig Jahre lang den größten Einfluß auf alle Staatsverhältniſſe hatte, weil die Miniſter bald ſeine Feder fürchteten, bald gebrauchten — dieſer nie beſiegte Spötter fürchtete ſich vor dem Spotte einer ſchwachen gutmüthigen Frau im Nachtkleide, und ſpielte dreißig Jahre lang eine langweilige, ihm ſelbſt läſtige Comödie, um ihm zu entgehen! O Weiber, Weiber, Weiber! Der Teufel iſt euer Vater und die Satire eure Mutter!

Ich muß Sie noch Einmal daran erinnern, daß ich alles, was ich vorigen und vorvorigen Winter über Heine geſchrieben, nöthig brauche. Wenn alſo zu beſchwerlich iſt, die vielen Briefe durchzuleſen und auszuziehen, müſſen Sie ſie im Original mitbringen.

Samstag, den 23. März.

Auch hier ist wieder abscheulich Wetter. Schnee, Regen, kalt, pfui. — Sie haben geglaubt in dem Wagen mit drei Postpferden säße ich und ich würde gefangen weggeführt. Schämen Sie sich nicht und sagen Sie die Wahrheit. Lesen Sie das Buch von Spazier. Wenn die Dedikation nicht zu groß ist, können Sie sie abschreiben. — Ich gehe nicht von hier gleich nach der Schweiz, sondern erst nach Straßburg, wo ich etwas zu thun habe, und acht Tage bleibe. — Wie können Sie nur glauben, daß ich mit Leidenschaft gegen Heine verfahren werde? Es ist mir nur darum zu thun, den lächerlichen Plan der Aristokraten (und es ist eine förmliche Verschwörung gegen mich) zu vereiteln. Und das bringe ich zu Stande. Dazu bin ich ganz der Mann. Die Lacher werden auf meiner Seite sein. — Ich habe heute noch zwei Briefe zu schreiben und habe überhaupt viel zu thun. Adieu. Ich

habe gestern in einem alten Buche ein Mittel entdeckt, wie ein Herr jedes Frauenzimmer in sich verliebt machen kann. Ganz im Ernste. Ich erzähle Ihnen das ein Andermal.

Es liegt mir sehr viel daran, daß die Leute in Frankfurt glauben, ich ginge nach Baden-Baden. Die Gründe kann ich Ihnen schriftlich nicht mittheilen. Ich bitte Sie daher, den Bekannten und Freunden gesprächsweise zu sagen, Sie kämen zu mir nach Baden, wo wir bis Ende Juni blieben und dann nach der Schweiz gingen. Sie müssen aber standhaft dabei bleiben, und, ohne Ausnahme, keinem Vertrauten die Wahrheit sagen. Bemerkt jemand, es wäre für mich nicht räthlich nach Baden zu gehen, man könnte mich einstecken, behaupten Sie zuversichtlich: ich kenne hohe Beamte in Carlsruhe, die im Falle einer Gefahr mich warnten.

Wenn die Briefe abgeschrieben (es kömmt nichts mehr dazu) bitte ich S. sie gleich einzu-

packen, und ganz eingerichtet, durch den Postwagen abzuschicken. Dieses Paket lassen Sie einstweilen liegen. Die Adresse an Wen und Wohin werde ich später angeben. S. soll zum äußern Siegel nicht sein Petschaft nehmen, sondern einen andern Buchstaben, wo möglich ein K.

Schreiben Sie mir auf diesen Brief keine Antwort, als: die beiden B. sind oder werden besorgt.

Ich wünschte, daß sich S. erkundigte, bei . . . . . ꝛc. was ein gewisser *** aus . . . für ein Mensch ist? Er hat diesen Winter hier zugebracht. Er ist hier viel mit Republikanern umgegangen. Lassen Sie mir doch bei K. einige von den vielen politischen Broschüren holen, die, wie ich höre, jezt heimlich zirkuliren. Wenn sie bezahlt werden, kaufen Sie sie.

Mittwoch, den 27. März.

Sie haben mich erst daran erinnert, was ich ganz vergessen, daß ich Sie voriges Jahr

betrogen, und nach Baden gereist bin, während ich vorgab, nach der Schweiz zu gehen. Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, daß ich diesmal nicht daran denke, sondern wirklich nach der Schweiz gehe. In Straßburg habe ich Geschäfte, sonst ging ich den graden Weg nach Basel. Aber ich wünschte, daß Sie es erzählten, wir kämen in Baden zusammen. Auf dem leeren Papier in ihrem Briefe habe ich eine sehr schöne Landschaft gezeichnet. Erinnern Sie mich daran, daß ich sie Ihnen zeige. Seit Claude Lorrain hat man so etwas Schönes nicht gesehen. — In dem Pistolenprozeß ist wirklich allerlei vorgekommen, was Bergeron verdächtig macht, und ich hätte selbst manchmal denken mögen, er wäre schuldig. Aber wir können doch irren. Die Polizei hat die Sache so eingerichtet, daß sie leicht den Verdacht lenken konnte, wie sie wollte. Eine sehr schöne Carrikatur ist über den Prozeß erschienen. Ein Theater wird vorgestellt. Dübois und Persil

treten als Comödianten am Ende des Stückes hervor und ſagen: **Messieurs, l'auteur de la pièce que nous avons eu l'honneur de jouer devant vous, désire garder l'anonyme.** Louis Philipp ſizt im Souffleurkaſten ꝛc. Vergeſſen Sie meinen Paß nicht. Alſo künftigen Donnerſtag, wenn das Wetter gut iſt, reiſe ich ab. Wahrſcheinlich über Metz, wo ich einen Tag bleibe. Ich habe jezt gar nichts mehr zu ſchreiben. Vergeſſen Sie nicht mir Tabak mitzubringen. Holz habe ich für 240 Franken gebraucht.

— — Das wäre doch merkwürdig, wenn ich wirklich der erſte Deutſche geweſen wäre, der in Jean Paul den Dichter des Liberalismus erkannt, wie Spazier meint! Das iſt ja ſeine eigenſte Natur. Adieu. Nein, was ſind wir alle drei ſo langweilig! In Aarau gibt man uns gewiß das Bürgerrecht.

Samſtag, den 30. März.

Ach! Was werden das heute wieder für langweilige Briefe werden, beſonders Ihrer! Sie hatten aber Recht, wie Sie neulich ſagten: im Frühlinge haben wir beide keinen Verſtand, beſonders Sie. Seit vielen Jahren habe ich bemerkt, daß Sie jedes Jahr vom Anfange März bis Ende Februar dumm ſind. Das Wetter iſt jezt gut, und ich wäre ſchon abgereiſt, aber mir graut vor dem langweiligen Wege. Ja, wenn ich am Ende der Reiſe gleich zu Ihnen käme, das wäre etwas anderes; aber ſo, noch vier Wochen warten, da verliert man alle Geduld.

Da mein Buch fertig iſt, mag ich auch kein vernünftiges Wort mehr ſchreiben. Die deutſchen Fürſten haben jezt gute Zeiten; es ſcheint wirklich, ſie wiſſen, daß meine zwei Bände voll ſind. Sie machen es gar zu toll.

..... Ich traue dem *** nicht. Sollte ich ihm auch Unrecht thun, ſo ſchadet es nicht,

da ich außer Ihnen keinem meine geheime Gesinnung mittheile. Ein Thor, wer einem deutschen Edelmanne traut, der Minister war, es wieder sein möchte und lauter Verwandte hat, die an das Fürsten- und Hof-Interesse gefesselt sind. Daß er liberal schreibt, mag einen deutschen gelehrten Gimpel wie *** irre machen, mich täuscht das nicht. Ist er auch jezt kein Verräther, kann er es doch täglich werden, wenn ihn die Aristokratie wieder in ihre Mitte aufnimmt. Dann könnte er alles benuzen, was man ihm früher anvertraut. Wär' ich nicht ein Thor, wenn ich das nicht bedächte? Nicht etwa als hätte ich für mich zu fürchten — ich habe ja das Aergste drucken lassen; aber andere Personen könnte ich in meinen Briefen kompromittiren, und überhaupt der Sache der Aristokratie, sowohl durch meine mitgetheilten Thatsachen, als auch durch meine Ansichten nüzen. Dieser Gedanke dupe zu sein, war mir unerträglich. Da ich nun einmal dem ***

ſchreiben mußte, hielt ich es für nöthig, ihm alle Hoffnung zu benehmen, mich in eine politiſche Correſpondenz zu ziehen. Mit welcher Heuchelei und mit Höflichkeit vergoldeten Unverſchämtheit ich es gethan, werden Sie aus nachfolgendem Briefe erſehen, den ich dem *** vor meiner Abreiſe von Paris ſchreiben werde.....

Nur auf dieſe Art behaupte ich meine koſtbare Unabhängigkeit. Ich habe ſeit den lezten Bundestagsbeſchlüſſen, und ſeitdem ich ſah, wie die ſeit zwei Jahren verſteckte Ariſtokratie wieder aus ihren Löchern hervorkriecht, unverſchämter, drohender als je, ſo einen glühenden Haß gegen den Adel bekommen, daß ich mit keinem Edelmanne etwas zu thun haben will, und mag er auch ſo achtungswerth als *** ſein. Er entgeht dem Einfluſſe ſeines Standes doch nicht, bei allen liberalen Geſinnungen. Dieſe Herren wollen zwar keinen Fürſtendespotismus, unter dem ſie ſelbſt leiden, aber die Freiſinnigſten unter ihnen wollen eine engliſche

Ariſtokratie. Darum hole ſie der Teufel alle miteinander.

Ich glaube dieſer Sommer wird merkwürdig werden, ſowohl für Frankreich als für Deutſchland und Gott und der Teufel werden ein Doppelt-Gewitter mit einander ſpielen; aber da meine zwei Bände voll ſind, will ich nichts weiter davon ſagen. Denken Sie ſich, vorgeſtern habe ich zum Erſtenmale Eis gegeſſen, ſeit ich hier bin. Iſt das nicht merkwürdig? Geſtern Abend bin ich damit fortgefahren, und ſo werde ich ſo lange ich noch hier bin, mir die Langeweile vertreiben. Jezt warte ich auf Ihren dummen Brief . . . da iſt er! Ich ärgere mich, daß er nicht ſo langweilig iſt, wie ich erwartet, ſondern das Gegentheil. Ich bin neidiſch. Verlaſſen Sie ſich auf mein heiliges Verſprechen, daß ich nicht nach Baden gehe, was Sie auch darüber hören mögen. Daß Sie früher kommen möchten als erſt im Mai, dieſer mein Wunſch iſt doch erklärlich genug Ich

verliere, wenn Sie nicht bei mir ſind, ſo viele Zeit, in der ich meine Briefe fertig machen könnte. Zwar werde ich mir ſie ſchicken laſſen, aber ich fürchte, wenn Sie nicht da ſind, habe ich keine Geduld zu arbeiten. Sonſt habe ich keinen Grund weiter auf Ihre Abreiſe zu dringen. Mehrere Rheinbaiern, die hier durch nach Amerika auswanderten, geſezte Männer, haben mich zwar ganz ernſthaft verſichert, die patriotiſche Parthei in Deutſchland beſonders in Frankfurt werde bald etwas unternehmen, und ſie wären froh, daß ſie aus dem Lande wären. Aber ich glaube kein Wort davon, und mag Ihnen das dumme Zeug, was ſie mir geſagt, gar nicht alle angeben. Glaubte ich es, wäre ich freilich ganz in Verzweiflung, daß ich gar keine ſichere Gelegenheit, Sie zu warnen, finden kann, da man ſolche Dinge keinem Briefe anvertraut. — Für Wechſel bin ich nicht, lieber für öſterreichiſche Obligationen. Denen kleiner Staaten, wie Naſſau, iſt jezt nicht zu trauen. — —

Ich glaube daran, daß die deutſchen Conſtitutionen aufgehoben werden; dann würden aber gleichzeitig die kleinen Staaten (auch Frankfurt) von öſterreichiſchen und preußiſchen Truppen beſetzt werden.

In meinem erſten Winter hier war Heine ja nicht in Paris, da kann ich alſo nichts über ihn geſchrieben haben. Blos in meinen vorjährigen Briefen iſt von ihm die Rede. Verlaſſen Sie ſich übrigens auf mich, ich werde ſchon wiſſen, was ich mit Heine zu thun habe. Ich muß ihm nicht Zeit laſſen mich anzugreifen, ſondern muß ihn angreifen, da er im Vertheidigungskriege ſehr ſchwach iſt, und alſo der Vortheil auf meiner Seite iſt. Uebrigens iſt nur meine Abſicht, die Liberalen vor Heine zu warnen. Wenn ſie einmal wiſſen, was er für ein Schuft iſt, und ihm nicht mehr trauen, laſſe ich ihn gehen und ſchreiben, was er will.

Alſo noch Einmal, unter den jezigen Umſtänden werde ich mich wohl hüten, nur einen

Fuß in Deutſchland hineinzuſezen. Sie können ganz ruhig ſein. Wenn Sie nach Straßburg kämen, daß wir zuſammen nach Baſel reiſen könnten (auf franzöſiſcher Seite) das wäre mir am allerliebſten. — Hier iſt alles ſtill, wie das Meer vor dem Sturm. Ich meine die Zeit ſei im Kochen, und ich ſehe ſchon die Bläschen. Andere ſind anderer Meinung. Wir werden ſehen. — Geſtern hat mich ein Künſtler, dem ich die Landſchaft gezeigt habe, die ich neulich gemahlt, gebeten, ſie im Louvre auszuſtellen. Seit Pouſſin wäre ſo etwas nicht gemacht worden. Ich überlege, ob ich's thun ſoll. Meine Briefe ſollen Sie außer dem Hauſe thun, bis Sie abreiſen. Adieu.

Mittwoch, den 3. April.

Ihr heutiger Brief hat mich ſehr amüſirt .... Noch einmal ſeien Sie ruhig, ich gehe weder nach Baden noch auf die Kehler Brücke, und wenn Ihnen Leute vielleicht erzählen, ich

hätte nach Karlsruhe geſchrieben, ich käme bald dahin, darf Sie das nicht irre machen. Ich werde Ihnen das alle ſpäter erklären.

Die Behandlung des Behr im Gefängniß iſt fürchterlich. Er und ſein Mitgefangner ſind beide krank, und im Gefängniß iſt nicht Einmal eine Einrichtung für ſolche Fälle. Dem Behr wird das Tabakrauchen verſagt, woran er wie die meiſten deutſchen Gelehrten ſo ſehr gewöhnt iſt. Das allein kann Einen ſchon wahnſinnig machen, weil gerade das Tabakrauchen für Leute, die daran gewöhnt ſind, das einzige Mittel gegen Seelenleiden iſt. Sollte man nicht den Deutſchen in's Geſicht ſpucken, daß ſie ſich das gefallen laſſen? Der Behr hat nichts weiter gethan, als daß er mit Schönlein und einigen andern in Würzburg einen liberalen Klubb gebildet, worin man ſich freimüthig ausgeſprochen. Dieſes wurde nach München berichtet, nicht durch die Baieriſche ſondern durch

Metternichs Polizei, die in Würzburg wie überall Spione hat.

Das Wetter wird gut, und wenn es ſich hält, reiſe ich morgen ab. Es ſind noch hundert Kleinigkeiten anzuordnen, und Conrad ſtört mich jede Minute durch Fragen und Packen. Sie müſſen verlieb nehmen mit dieſem kurzen Brief. Wenn ich abreiſe, ſchreibe ich gleich am zweiten Tage vom Wege aus. Noch ein Mittel habe ich erfahren, jemanden in ſich verliebt zu machen. Das will ich Ihnen mittheilen zur Entſchädigung für die Kürze des Briefes. Man muß der Perſon der man gefallen will, den kleinen Finger der linken Hand drücken. Dieſer kleine Finger ſteht mit dem Herzen in genauer Verbindung. Adieu.

Epernay. Freitag, den 5. April 1833.
Abends ein halb 10 Uhr.

Geſtern Nachmittag um drei Uhr reiſte ich von Paris ab, und um ſechs ſtack ich ſchon

wieder in meinen Pantoffeln in Meaux, wo ich übernachtete. In Paris regnete es ſeit acht Tagen unaufhörlich bei warmem Wetter. Ich wollte ſchönes Wetter abwarten, aber da regte ſich mein Stolz. Auf den 4ten war meine Abreiſe ſchon ſeit vier Wochen beſtimmt; ſollte ich jezt zum Erſtenmale dem Wetter nachgeben, das ſich immer nach mir richten mußte? Nein. Reiſefertig war ich ſchon ſeit acht Tagen. Um zwei Uhr forderte ich meine Rechnungen, ließ die Pferde kommen, um drei ſaß ich im Wagen. Mit Gewalt erreicht man alles. Ich war noch keine zehn Schritte vom Hauſe, da trat die Sonne hervor. An der Barriere ward ich von dem herrlichſten Regenbogen erwartet, unter dem ich durchzog, und ſo hatte ich das ſchönſte wärmſte Reiſewetter bis jezt. Wäre der Himmel nicht etwas bedeckt geweſen, hätte ich es zu warm gefunden. Aber die Wege ſind ſchlecht und es geht langſamer als ſonſt. Morgen Abend bleibe ich in Verdün und übermorgen komme

ich nach Metz. Dort bleibe ich vielleicht ein paar Tage, und so werde ich wohl länger als acht Tage Ihre Briefe entbehren müssen. Das ist nicht zu ändern, vielleicht schärft das meinen Verstand. In Straßburg hoffe ich dagegen viele Briefe von Ihnen zu finden. Es müssen wenigstens sechs sein. Für jeden weniger wird Ihnen eine härtere Strafe aufgelegt. Finde ich nur 5 Briefe, gehe ich nach Baden; bei 4 nach Carlsruhe; bei 3 nach Stuttgart; bei 2 nach München; bei einem nach Berlin. Finde ich gar keine, reise ich nach Wien, gehe gleich ins Theater und schreie zwischen den Akten: „Wiener! erhebt euch! Befreit euch vom Tyrannenjoche! Es lebe die Preßfreiheit.“ Also darnach richten Sie sich ....

Schreiben Sie mir oft, und auch merkwürdige deutsche Nachrichten, da ich, bis ich nach Straßburg komme, acht Tage lang keine deutschen Zeitungen gelesen haben werde.

Dieſen Brief lege ich morgen in Chalons auf die Poſt. Von Metz aus ſchreibe ich Ihnen wieder. Gute Nacht.

Verdün. Samſtag, den 6. April 1833. Abends halb 11 Uhr.

Wo ich heute durchkam, den Brief auf die Poſt zu legen, hieß es, ſie ginge erſt den andern Tag, ſo daß ich den Brief hierher brachte, wo man mir ſagte ich ſollte ihn morgen in Metz auf die Poſt legen; wenn er nur Dienſtag zur rechten Zeit ankömmt. Das wird Sie ſehr überraſchen ſtatt von Paris von Metz einen Brief zu erhalten. Himmliſch Wetter hatte ich heute. Ich fuhr bis 9 Uhr. Eine Luft wie im Juni, und die Nachtigallen hätten geſchlagen, wären ſie nicht alle beim Präfekten von **Bar-le-duc** eingeladen geweſen, der heute Abend ein großes Concert gibt.

Pfalzburg. Montag, den 8. April 1833.

Ich bin dieſen Abend hier angekommen und möchte Ihnen gern ſagen, ich bin ärgerlich über

Sie; aber es wäre mein Ernſt und darum ſage ich es nicht. Seit einigen Wochen ſpiele ich darauf an, aber Sie verſtehen keine halben Worte und deutlicher kann ich nicht ſchreiben, Sie ſollen ſich eilen von Frankfurt wegzukommen. Zwar von allem dem dummen Zeug, das mir ſeit einiger Zeit und erſt in dieſen Tagen wieder zu Ohren kam: von einer Bewegung, die in Deutſchland, und in Ihrer Nähe (Gott weiß von wem und in welcher Abſicht?) geſchehen ſoll, und ſehr bald — glaube ich kein Wort. Aber wenn das auch nicht wäre, was verlieren Sie dabei, wenn Sie zu meiner Beruhigung vierzehn Tage früher abreiſen und zu mir nach Straßburg kämen? Uebrigens kann ich Ihnen über dieſen Gegenſtand nichts mehr ſchreiben, und Sie in Ihrer Antwort ſollen auch nichts davon erwähnen. Wenigſtens den Verſtand werden Sie haben, mit keinem Menſchen irgend ein Wort über dieſe Sache zu ſprechen.

Ich lege dieſen Brief morgen in Straßburg

auf die Poſt, und ich werde dort ſchwerlich Zeit haben, einige Worte hinzu zu ſezen. Adieu.

Straßburg. Dienſtag, den 9. April 1833.

Ich komme eben hier an, leſe flüchtig Ihren Brief, den ich hier gefunden, und das Frankfurter Journal. Ich beziehe mich auf obiges. Das kann ſich wiederholen.

Ich hatte himmliſch Wetter. Ich logire à la ville de Paris. Ihre Briefe ſchicken Sie Poſtreſtant.

Straßburg. Freitag, den 12. April 1833.

Ich habe heute Ihren zweiten Straßburger Brief erhalten. Wie glücklich würde es mich machen, wenn Sie gleich herkämen. Ich hätte ſo viel mit Ihnen zu beſprechen. Das waren merkwürdige Geſchichten in Frankfurt! Die Verſchwörung war aber verrathen, nicht aus Bosheit, ſondern durch Schwazhaftigkeit. Die Verſchwornen wußten, daß Sie verrathen waren,

und mußten darum vor der Zeit losbrechen. Gerth, Bunſen, Körner ſind in Frankreich. Körner iſt im Arm verwundet. Ich habe ihn geſprochen. Bunſen und Gerth (Erſterer hat einige Wunden) halten ſich hier verſteckt, weil der Präfekt Ordre hat ſie auszuweiſen. Der Haupt-Anführer, den man in Frankfurt nicht kennt, (die Zeitung ſagt, er habe mit einem nordländiſchen Accent kommandirt) war geſtern Abend bei mir. Ein geborner Held. Seine Unerſchrockenheit war bewunderungswürdig. Nachdem alles ſchon beſiegt war, zog er mit fünf Mann von der Hauptwache nach der Conſtablerwache, und hielt das ihn verfolgende Militär im Zaum. Man hatte viele Einverſtändniſſe in Mainz, und während die Mainzer Garniſon nach Frankfurt, Wiesbaden und Darmſtadt gelockt werden ſollte, wollten ſich die Bürger der Feſtung bemächtigen. R. und andere Volkshäupter wußten darum, und eine von ihnen unterſchriebene Proklamation war ſchon im Drucke.

Ich habe einen jungen Menſchen Namens G. aus Rheinbaiern geſprochen. Der war mit ſeinen Eltern und Geſchwiſtern auf dem Wege nach Nordamerika. In Metz erfuhr er von dem Frankfurter Plane, entwich ſeinen Eltern heimlich und focht in Frankfurt mit. Es gelang ihm, ſich mit hierher zu retten. Der Bundestag wird wohl jezt Frankfurt verlaſſen, oder die Stadt wird von Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Truppen beſezt werden. Schreiben Sie mir was wichtiges in der Sache vorgeht und kommen Sie bald. Adieu. Ich bin gar nicht zum Schreiben aufgelegt.

Straßburg. Samſtag, den 13. April 1833.

Liebe Seele!

Sie werden bemerkt haben, daß ich zu meinen lezten Briefen grobes Papier genommen habe. Ich war verſtimmt über die Welt und Sie und da wollte ich, daß auch das Papier mit meiner Gemüthsſtimmung harmonire. Jezt

aber, da ſie mir heute die frohe Nachricht mitgetheilt, daß Sie bald kommen, bin ich wieder ſehr vergnügt und ich nehme feines Papier zu meiner Antwort. — Ich muß Sie aufmerkſam machen, daß das Einführen von verſiegelten Briefen in Frankreich verboten iſt. Ich war vorigen Herbſt an der Douane in St.-Louis faſt in Strafe darüber verfallen. Es gab mir ein Profeſſor in Baſel ein verſiegeltes Paket Bücher nach Paris mit, und bei der Douane war darüber großer Spektakel. Ich war noch gröber als die Douane und da gings. — Natürlich erwarte ich Sie in Straßburg. Was ich ferner thue, weiß ich wahrlich ſelbſt noch nicht. Man warnt mich in dieſer Zeit, nicht nach Baden zu gehen. Mit dem Naſſauer Gelde, ꝛc. machen Sie was Sie wollen, und reden Sie mir nicht mehr von ſolchen Lumpereien, ich habe jezt wichtigere Dinge im Kopf. In der Schweiz, fürchte ich, gibt es dieſen Sommer Bürgerkrieg. In Frankreich ſteht alles

auf der Spize. Der wechſelſeitige Haß der Regierung und Partheien war ſeit vierzig Jahren dort nicht ſo leidenſchaftlich als jezt. — Bunſen, Berckelmann und Gerth, deren Steckbriefe ich heute in der Zeitung geleſen, ſind in Sicherheit, halten ſich aber hier verſteckt und ich habe ſie nicht ſprechen können. Hat die Geſchichte auf die Börſe Einfluß gehabt?

Straßburg. Dienſtag, den 16. April 1833.

Wie freue ich mich, aus Ihrem heutigen Brief zu erſehen, daß Sie bald kommen. Wenn S. Zeit genug hat, die Sache mit dem Naſſauer Gelde in Ordnung zu bringen, ſoll er für die Naſſauer Obligationen öſterreichiſch Papier kaufen, den kleinen deutſchen Staaten gebe ich keinen Credit mehr.

In Deutſchland iſt jezt nach Talleyrand's Ausdrucke **le commencement de la fin** eingetreten. — Heute ſteht in der hieſigen Zeitung: „**Paris, 13. Avril. Un journal de Paris avait**

fait entendre qu'un littérateur distingué de l'Allemagne, qui n'était autre que monsieurBoerne, se trouvait depuis quelques temps en Alsace, d'où il dirigeait le mouvement de Francfort. Mais une chose positive, c'est que monsieur Boerne n'a pas quitté un instant la capitale." So ſchreibt man Geſchichte! Adieu.

Briefe aus der Schweiz.

1833.

Einunddreißigster Brief.

Bern, den 1. September 1833.

Theure Freundin! wie geht's? wie gehts? O wüßte ich das nur ſchon. Sie haben die Sonne mitgenommen. Seit Sie fort ſind, iſt kaltes rauhes Herbſtwetter. Bald nach Ihrer Abreiſe kam *** zu mir, der aus dem Fremdenblättchen meine Anweſenheit erfahren. Abends beſuchte mich Stapfer.

Retour hat ſich keine gefunden, außer eine von vier Pferden bis nach Genf. Dieſer verlangte hundert Franken, und blos bis Lauſanne wollte er mich nicht fahren. Ich hätte es thun ſollen, denn mit drei Pferden bis Genf koſtet

mich (mit Trinkgeld) 180 Franken. Aber da ich Ihren Brief nach Lauſanne beſtellt, wollte ich mich dort aufhalten. Kein Kutſcher begnügt ſich mit zwei Pferden nach Lauſanne nur drei Tage zu rechnen, ſondern alle rechnen vier Tage. Und ich zweifle, ob ſie meinen Wagen mit zwei Pferden fahren. Wenn die Gelegenheit mit vier Pferden morgen noch da iſt, entſchließe ich mich doch vielleicht dazu. Dann bekomme ich Ihren Brief einen Tag ſpäter nachgeſchickt. Als ich geſtern gegen einen Kutſcher, der ſagte: nach Lauſanne wären 17 Stunden, behauptete, es wären nur 15, und ſo ſtünde es ja im Buch — antwortete er mit zornrothem Geſichte: (hiſtoriſch) „ja der Ebel und die andern verfluchten Bücher haben alles Unheil und alle Revolutionen, und die ganze Welt toll gemacht.“ Man rathet mir, ich ſolle nur ja ſuchen zur Weinleſe am Genfer See beſonders in Vevay zu ſein, da wäre es herrlich. Rouſſeau habe im erſten Briefe der Heloiſe die Ge-

gend von Vevay ſehr ſchön und treu beſchrieben. Leſen Sie das und ſchreiben Sie mir darüber. — Geſtern kamen zwei ruſſiſche Damen in vierſpännigem Wagen, voraus ein vierſpänniger Fourgon und hinten ein zweiſpänniger Wagen, worin drei Knaben ſaßen, die goldgeſtickte griechiſche Mützen trugen. Sie reiſen nach Genf und Italien. Sie können ſich denken, wie ich ſie geſegnet habe, die mit dem Blute der Polen und dem Schweiße ihrer Leibeignen ihre Zeche bezahlen. — *** lieh mir zwei Bände vom hieſigen Profeſſor Kortüm (einem Deutſchen und Demagogen von 1815) ein hiſtoriſches Werk. Wie freute ich mich damit, denn ich hatte Langeweile. Es enthält die ſchönſten Geſchichten der Welt: die engliſche Revolution, die Nordamerikaniſche, der Abfall der Niederlande; der Mann hat Geiſt und Gelehrſamkeit — — und ich konnte keine drei Seiten im Buche leſen, ſo abſcheulich iſt der Styl. Ich keuchte, als wäre ich die große Scheideck hinaufgeſtiegen.

Wahrhaftig, ich mußte das Buch weglegen und die Gazette de France leſen. Wenn die Franzoſen nur abſolutiſtiſche Bücher und Zeitungen ſchrieben und die deutſchen Profeſſoren nur liberale; ich würde lieber ein guter Royaliſt werden, als für die Freiheit mich zu todt langweilen.

Montag, den 2. September. Guten Morgen liebes Herz. Wie gehts? Um 9 Uhr reiſe ich ab nach Lauſanne, wo ich morgen Abend ankomme, von dort ſchreibe ich Ihnen wieder. — Ich habe noch drei Retourpferde nach Lauſanne gefunden, muß aber doch 60 Franken dafür bezahlen; alſo nur 21 geſpart. Adieu, bald mehr.

Zweiunddreißigster Brief.

Payerne oder Peterlingen,
den 2. September 1833.

Neun Stunden von Bern und eben ſo viel von Lauſanne, wo ich übernachte. Um halb zehn Uhr habe ich Bern verlaſſen, und ſchon um vier Uhr kehrte ich hier ein. Das nennen ſie eine Tagereiſe! Heute war ſtrenges Winterwetter. Ich mußte Ueberrock, Mantel, Pelzſchuhe anziehen, wie im Dezember. Alle Berge lagen voll friſchem Schnee. Vormittag regnete es heftig. Von Mittag aber wurde es beſſer. Ich kam durch die kleine Stadt Avenches, wo zu der Römerzeit eine Stadt von 60,000 Ein-

wohnern, Namens **Aventicum**, ſtand. Die alte Stadtmauer, die ſchon eine Viertelſtunde von dem jezigen Ort anfängt, ſteht noch. Auch noch ein Thurm und andere Ueberbleibſel. Das hätte S. ſehr intereſſirt. Ich hatte aber nicht Zeit, das alle zu ſehen. Drei herrliche Pferde und einen guten muntern Kutſcher habe ich, Sie hätten Ihre Freude daran. Die Gegend, durch die ich kam, iſt herrlich. Nicht groß und erhaben, wie die, aus der ich komme, aber ſanft italieniſch, meiner wie Ihrer Gemüthsſtimmung angemeſſener. Es war mir oft, als wäre ich in Italien, woran mich beſonders das Schellengeläute meiner Pferde mahnte. Hier iſt ſchon alles franzöſiſcher, feiner. Zwei neue Seen habe ich heute geſehen, den von Neufchatel und den von Murten. — Geſtern Abend war noch der Profeſſor Schnell lange bei mir. —

Dienſtag, den 3. September. Lauſanne. Schon um zwei Uhr Nachmittags kam ich hier an. Wenn ich nur Ihren Brief ſchon hätte,

und wüßte, wie es Ihnen geht. Eher habe ich auch keine Ruhe zum umſtändlichen Schreiben. Alſo von jezt an ſchreiben Sie mir nach Genf. Adieu.

Dreiunddreißigſter Brief.

Lauſanne, den 4. September 1833.

Ihren Brief aus Baſel habe ich heute morgen um acht Uhr ſchon erhalten. Was ich glücklich war! Sie haben in Baſel gut gegeſſen, das iſt mir genug. Sie haben nicht wie andere Menſchen, den Körper außen und die Seele innen, ſondern umgekehrt, und wenn Sie eſſen können, ſtärkt das Ihre Seele.

Auf der Reiſe hierher war ich ſehr poetiſch, ja humoriſtiſch geſtimmt — neuer Schmerz gibt neue Jugend — aber heute nach Ihrem beruhigenden Brief iſt alles verflogen und vergeſſen; eine Dummheit die Ihnen Freude machen wird.

Der Weg von Bern hierher hat mich entzückt. Sanfte Hügel, junge Wälder, da ſah ich, was die Dichter ſo oft einen Teppich genannt, und die weiße Landſtraße kam mir wie ein Streifen Leinwand vor, über den Teppich gelegt, ihn nicht zu beſchmutzen. Die kleine häusliche Natur iſt für uns Alte beſſer als die große. Hohe Berge und Gletſcher, das iſt gut für die Jugend, ihren Uebermuth zu dämpfen, oder für Eiſenfreſſer wie S. Unſer Herz verträgt ſo etwas nicht, und dieſe ſanftere Landſchaft hätte Sie gewiß heiterer geſtimmt. Ehe man nach Lauſanne kömmt, muß man zwei Stunden lang über das Joratgebirg, an deſſen ſüdlichem Fuß die Stadt liegt. Oben erblickt man den See, und die Reihe der Savoyer Gebirge, die mit friſch gefallenem Schnee bedeckt war. Das machte mehr Eindruck auf mich, als die erhabenen Gebirge des Oberlandes. Und Savoyen — es gehört eigentlich zu Italien. Das Wetter war geſtern rauh, heute Nacht regnete es, jezt

iſt es warm und die Sonne kömmt eben hervor. Nahe bei meinem Gaſthauſe iſt eine Terraſſe, von der man eine herrliche Ausſicht hat. Rechts nach Genf, der See ſich wie ein Meer in die Ferne verlierend, links nach Vevay, enger zwiſchen dunkle hohe Berge eingeſchloſſen. Alles heimelt mich hier ſehr an, und bis jezt kam mir noch nicht in den Sinn, nach Paris zu gehen. Lauſanne wäre aber ſchon kein Aufenthalt für mich, man muß beſtändig auf- und abſteigen, das würde mich anſtrengen. In Genf fürchte ich mich vor der Biſe. Jezt bleibt mir übrig Vevay oder andere Orte am See kennen zu lernen, die geſellige Annehmlichkeit mit einer geſunden Lage verbinden. Finde ich einen ſolchen Ort, gehe ich gewiß nicht nach Paris. Dann miethe ich mir eine bequeme ſchöne Wohnung, mit Plaz für uns alle, und kommt Ihr dann nicht zu mir, heirathe ich, um den leeren Raum auszufüllen. Wenn ich nicht nach Paris gehe, weiß ich gar nicht was ich

mit all meinem Gelde machen ſoll. Das Werk: Der Genfer See (in drei Theilen) beſchäftigt mich immer mehr und mehr. Die Form iſt mir ſchon ganz klar. In ein und ein halb Jahr mache ich es fertig.

Vierunddreißigſter Brief.

Genf. Freitag, den 6. September 1833.

Geſtern Vormittag bin ich glücklich hier angekommen. Ich mußte von einem Gaſthofe in den andern fahren, ſie waren alle beſezt. Das ſchlechte Wetter hat die Fremden, die nach Chamouni wollen, hier zuſammengehäuft. Ich fand endlich im Hotel du Nord Unterkommen, das wenig beſucht zu ſein ſcheint, ob zwar ſonſt ordentlich iſt. Da muß ich für das Logis fünf Franken bezahlen, und für das Mittageſſen fünf Franken. Ich fürchte, meine Erwartungen von Wohlfeilheit werden Träume geweſen ſein. Die Poſt geht Mittags um zwölf ſchon ab. Da ich

nun Vormittag Beſuch erwarte, muß ich dieſen Brief plözlich ſchließen, wenn er kömmt. Dieſes zur Nachricht. Auch übrigens kann ich mir heute nicht viel Zeit zum ſchreiben nehmen, da ich eilen muß, mich auf irgend eine Art einzurichten, denn hier im Gaſthofe würde ich mich ruiniren — auch ennuyiren — ich hätte nicht nöthig gehabt das Wort auszuſtreichen.

Das Wetter iſt ſchlecht. Als ich geſtern herkam, da herrſchte der böſe Biſewind. Das iſt ein Teufel von einem Wind. Er verfolgt Einen die Treppe hinauf und verläßt Einen nicht eher, bis man ihm die Thüre vor der Naſe zuſchlägt. Ob ich zwar viel auf der Straße war, habe ich doch nicht geſpürt, daß dieſer Wind die Bruſt anſtrenge; aber den Hut muß man feſt halten. Doch möchte ich deßwegen den Winter hier nicht zubringen. — Die vorige Nacht ſchlief ich in Nyon. Der Weg hierher iſt herrlich. So ſchöne Landhäuſer habe ich noch nicht geſehen. Der See ſtürmte fürch-

terlich, es war ganz wie der Anblick des Meeres. Vorige Woche war der Sturm so arg, daß das Dampfschiff zwei Tage lang nicht von Genf abfahren konnte. In die Lesegesellschaft bin ich eingeführt, die ist sehr schön. Adieu. Wie schmachte ich nach Ihrem Briefe!

Fünfunddreißigſter Brief.

Genf. Sonntag, den 8. September 1833.

Theure Freundin, was helfen alle die vernünftigen Vorſäze, die wir beide immer faſſen, ſo oft wir uns trennen, nicht ängſtlich zu ſein, wenn erwartete Briefe nicht eintreffen? Es kann keiner ſein Herz bemeiſtern. Vergebens rufe ich alles zu meiner Beruhigung herbei, daß ich außer Ihrem Briefe aus Baſel noch keinen von Ihnen bekommen. Wie ich auch rechne, gibt es mir keinen Troſt .... Der gute Gott wird alles zum beſten wenden .. Ich werde dem Conrad ſagen: er ſoll, wenn er morgen meinen Brief auf die Poſt bringt, erſt ſehen, ob er

keinen bekömmt, und im bejahenden Falle mit Bleistift auf die Rückseite des Briefs einen Buchstaben zeichnen. Dieses bedeutet, daß ich Ihren Brief erhalten, und es wird Sie freuen, mich beruhigt zu wissen. — Ich habe mich in eine Pension auf vierzehn Tage begeben. Es ist ein Landhaus in einem Park, wenige Schritte von der Stadt, auf der Straße nach Lyon. Es ist theuer, aber im Gasthause hätte es mich eben so viel gekostet, und Privatlogis konnte ich keins finden. Für mich und den Conrad muß ich für den halben Monat 180 Franken bezahlen. Es ist freilich eine der besten Pensionen. Ich werde Ihnen über die Einrichtung und die Gäste des Hauses näheres schreiben, sobald Ihr Brief eintrifft und ich wieder Gemüthsruhe finde . . Betrüben Sie sich aber nicht zu sehr über meine Unruhe, sobald ein Brief kömmt, ist alles verschmerzt. Ohne meine Briefsorge wäre ich heiter genug. Es ist eine ganz angenehme Gesellschaft im Hause, die mich nicht

zu ſehr ennuirt. Mehr fordere ich nicht. Das Wetter iſt ſchlecht, regneriſch, doch mild. Adieu, meine liebe Freundin.

Wenn ich heute einen Brief bekomme, ſchreibe ich Ihnen morgen gleich wieder, daß Sie meine Freude erſehen und ſich über meine Klagen beruhigen.

Sechsunddreißigster Brief.

Genf, den 11. September 1833.

Wie ſelig bin ich heute! Wer iſt der glücklichſte Menſch? Ich tauſche nicht mit ihm. Endlich habe ich einen Brief bekommen, den Nr. 3 von Heidelberg. Nr. 2 von eben daher habe ich nicht erhalten. Alſo ſeit acht Tagen keine Nachricht von Ihnen. Ich habe keine Worte für meinen Schmerz, ich will keine ſuchen. Das ſoll vergeſſen ſein. Wie ein zum Tode Verurtheilter wankte ich umher, der nicht weiß, an welchem Tage er hingerichtet wird. Ich dachte Sie wären krank. Es war ſo ſchönes warmes Wetter — alles lachte, die Natur, die

Menſchen — nur ich allein war unglücklich und ich fragte Gott, warum er mich ſo ſtrafte. Meinen Hund beneidete ich. Weinen konnte ich nicht und das Herz wollte mir ſpringen. Ein Glück, daß ich körperlich geſund war, wohler als dieſen ganzen Sommer; mit meinem Befinden, wie es vor einigen Wochen war, hätte ich dieſes Leid nicht ertragen. Als heute Ihr Brief kam, da weinte ich vor Freude, da weinte ich allen Schmerz aus und wie wohl iſt mir jezt! Ich ſollte Ihnen das alle nicht ſagen, allein es iſt doch beſſer, daß Sie es wiſſen. Wir können nicht getrennt leben, wir ſind beide zu reizbarer Phantaſie und ſie wird uns quälen bei jedem Anlaſſe. Warum haben Sie aber den zweiten Brief nach Lauſanne geſchickt, da ich ausdrücklich beſtimmt, Sie ſollen ihn nach Genf ſchicken? Daher kam alles . . Nun, Gott ſei Dank, jezt iſt alles wieder gut Ich bin geſund und froh. Sein Sie es auch. Wie es mir hier gefällt? Das kann ich Ihnen bis

jezt noch gar nicht ſagen. Wie mir bis jezt zu Muthe war, hatte ich keine Faſſung, einen ruhigen Brief zu ſchreiben, und heute bin ich ganz berauſcht vor Freude. — Außer der Stadt war ich noch gar nicht. Der Charakter der Penſion, in der ich bin, gleicht nicht der in Interlaken. Dort machen die Eigenthümer die Wirthe. Hier macht die Dame die feine Pariſerin, präſidirt bei Tiſche und gibt ſich das Anſehen, als hätte ſie Gäſte. Es ſind meiſtens Engländer, Herren und Damen, dann ein junger Graf Platen aus Hannover und ein junger Liefländer, der meine Schriften kennt und hochhält. Auch einen Polen *** habe ich dieſer Tage kennen gelernt. Ein artiger Menſch; aber das, was ich an den Polen liebe, ihr wildes ſlaviſches Weſen, bei großer Gemüthlichkeit und feinem Geiſte, das mangelt ihm. —

Ich habe Ihnen ſchon geſchrieben, wie theuer es iſt. Um vier Uhr wird gegeſſen. Abends Thee. Da iſt's wie in einer Pariſer Geſell-

ſchaft, nur nicht ſo angenehm. Zum gemeinſchaftlichen Frühſtück komme ich nicht. Es geht äußerſt fein bei uns her, es iſt um die Schwernoth zu kriegen. So iſt die feine Welt; keiner zeigt ſich da mit ſeinem Charakter und das iſt ſehr langweilig. Die Wirthin lächelt in einem fort und ſpricht in Gegenwart von Leuten auch nicht ein einziges Wort mit ihrem Manne. Dieſer hat das gräulichſte Magiſtergeſicht, das mir je vorgekommen. — Rouſſeau brauchen Sie meinetwegen nicht zu leſen. Ich leſe ihn jezt ſelbſt.

Donnerſtag, den 12. September. Wie glücklich fühlte ich mich beim heutigen Erwachen, da ich wußte, daß ich den Schmerz der Erwartung und den getäuſchter Erwartung eines Briefes heute nicht durchzuleiden hatte. Wie hat mich dieſe Woche belehrt! Geld, Schriftſtellerei, Politik, Ruhm, Paris, ſelbſt Geſundheit, wie verlor das alle ſeinen Werth in meinem Herzen, nur Ihrer blieb.

Es ſei vorüber. Jezt, da ich freien Herzens bin, fängt die Politik an, mich wieder zu intereſſiren. Es ſcheint kriegeriſch auszuſehen. Frankfurt wird förmlich mediatiſirt, und wie Mainz, auf immer mit Bundestruppen beſezt. Es gibt mir die ſchönſte Hoffnung, daß die drei Monarchen wieder Congreß halten. Da kommen zum Vortheil der Welt wieder die größten Dummheiten an den Tag. — Das Wetter iſt herrlich und warm, wie im Juli. Wenn ich Mittags im Speiſezimmer eſſe, ſehe ich von meinem Plaze durch das offene Fenſter gerade dem Montblanc ins Geſicht, bis jezt war er aber noch immer bedeckt. Adieu. Ich gehe in die Stadt und bin ganz glücklich, daß ich heute keinen Brief zu erwarten habe.

Siebenunddreißigster Brief.

Genf, den 14. September 1833.

Ihren heutigen Brief haben Sie ſchon morgens acht Uhr vor dem Frühſtücke geſchrieben. Als Zeichen Ihrer Freundſchaft würde mir das Freude machen; aber wahrſcheinlich ſchrieben Sie ſo früh, weil Sie erwarteten, durch Beſuche geſtört zu werden, und das betrübt mich . . Ich bin geſünder, als ich dieſen ganzen Sommer war. Voriges Jahr ging es mir ebenſo. Den ganzen Sommer war ich unwohl, und vom September an wohl, und ich blieb es den ganzen Winter durch. Mir fehlt zu meiner Zufriedenheit nur das eine noch: mit Ihnen zu-

ſammenzuſein — und das wird die Zukunft auch noch in Erfüllung bringen. Ich glaube ſelbſt, daß die Schweiz ungeſund iſt für Reiſende, die ſich abmüden, in vier Wochen alles zu ſehen. Aber Genf halte ich für geſund. Selbſt die Biſe ſoll nur für ſolche, die im hohen Grade bruſtkrank entzündlicher Art ſind, ſchädlich ſein, und das iſt doch mein Fall nicht. Vevay und die Umgegend ſoll aber gegen alle Winde auch im Winter geſchüzt ſein und eine herrliche geſunde Lage haben. Eine Stunde von Vevay (in Montreux) wachſen Mandeln und Lorbeeren im Freien. In Genf blieb ich nun auf keine Weiſe. Es iſt ſehr viel hohe und feine Bildung unter den Leuten, aber mir zu hoch und zu fein. Die Franzoſen ſind mir lieber, die nicht beſſer drucken als ſie ſprechen; hier aber ſprechen die Gebildeten wie gedruckt. Uebrigens kenne ich Leute dieſer hohen Gattung nicht, und ich werde mich auch hüten, ſie aufzuſuchen. Meine Penſion ennuirt mich. Ich

ſoll fein ſein! Ich Strick ſoll mich durch eine Nähnadel ziehen laſſen, ich Galgenſtrick! So fein ſind die Leute hier im Hauſe, daß keiner von ihnen merkt, wie ich mich im Stillen über alles luſtig mache. Lauter Engländer, die mir das Ohr zerreißen, und ich glaube mein Gehör hat ſich gebeſſert, ſeit ich unter ihnen bin. Die Kerls freſſen Cayenne-Pfeffer, daß ich den Huſten bekomme vom Zuſehen, und Kartoffel wie die Schweine. Wir ſind unſerer fünf Deutſche, und bei Tiſche wird nur engliſch und franzöſiſch geſprochen, kein Wort deutſch. Mit einer deutſchen Dame fing ich geſtern an deutſch zu reden, und das Oos antwortet mir franzöſiſch. Und eine Baſeler Ariſtokratin, welche zwiſchen jedem Gericht die Handſchuh anzieht.

Die *** habe ich in . . . begegnet. Durch das feindliche Verhältniß zwiſchen Vater und Mutter, ſich halb verwaiſt anſehend, und daher mit ihrem Herzen in einer Art kleinem romantiſchen Thale wohnend. Aus Langeweile wollte

ich mich in Eine verlieben. Aber es war keine Möglichkeit. „Da ſizen ſie und haben Hütchen auf!“

Geſtern beſuchte ich den Herrn Rumph, Frankfurter Geſandte in Paris, der eine Stunde von hier auf dem Wege nach Lauſanne ein herrliches Landgut hat. Er hat einen jungen deutſchen Violinſpieler Ernſt aus Paris mitgebracht, der ein großer, aber für Paris zu beſcheidener Künſtler ſein ſoll, ſo daß er ſich dort nicht geltend zu machen wußte. Rumph hat mich auf Mittwoch Abend eingeladen, zu Muſik, die er gibt. — Geſtern ſah ich den Montblanc zum erſtenmal wolkenleer. Achtzehn Stunden von hier entfernt, und doch weit erhabener erſcheinend als die Jungfrau.

Nun, theure Freundin, bitte ich Sie, machen Sie, daß Sie geſund werden und reiſen können, ſobald es Noth thut, und wenn ein Krieg ausbrechen ſoll, Sie Frankfurt verlaſſen, und mit mir zuſammenkommen. Ich ſelbſt rüſte mich

zum Kriege und ſuche mein Herz und meinen Magen ſo viel als möglich zu ſtärken. Wenn ich einmal Ihre Unruhe wegen meiner gehabten Briefangſt vorüber weiß, dann habe ich gar nicht mehr zu klagen und werde vergnügt ſein. So geht es uns aber immer nach jeder Trennung. Unſere Empfindung, wie junges Waſſer, muß ſich Bahn brechen, Berg hinunter und durch Felſen, bis ſie ruhig fortfließt; ruhig bis zum Frühling, dann kömmt ſie wieder in Strudel und ſchäumt. Glück ohne Ruh, Liebe biſt Du!

Wenn meine Logenrede*) gedruckt wird, ſchicken Sie mir eine durch Gelegenheit. Wenn ich mich nur nicht blamire! Als ich dieſe ſchrieb, hatte ich noch keine Freundin und war noch ſehr dumm.

*) S. geſammelte Schriften Stuttgarter Ausgabe Bd. V. S. 57. A. d. H.

Achtunddreißigſter Brief.

Genf. Montag, den 16. September 1833.

Ihr Verdruß, den Sie über meinen Briefjammer gehabt haben werden, iſt nun vorüber. Zanken Sie nicht, daß ich mir ohne Noth Sorge gemacht. Es war doch ein außerordentlicher unerhörter Fall, acht Tage ohne Brief zu ſein! Wie wäre Ihnen dabei zu Muthe geweſen? Ueber Ihren heutigen Brief, worin Sie mir die Möglichkeit ausſprechen, vielleicht noch dieſen Winter nach Paris zu kommen, habe ich vor Freude geweint. Denn ſchon ehe Ihr Brief kam, den ganzen Morgen ging ich im Zimmer auf und ab und überlegte, was wir zuſammen

für Thoren ſind, und wir uns ohne Noth durch getrenntes Leben quälen, da doch unſer beider Vermögen hinreicht, bei einer vernünftigen Oekonomie in Paris zu leben. Auch kann ich ohne alle Anſtrengung monatlich drei Bogen elegante Sachen ſchreiben. Entfernt von Ihnen kann ich das aber nicht. Ich verſichere Sie auf's Heiligſte, daß ich das nicht heuchle, um Sie zum Kommen zu beſtimmen, ſondern daß es mein völliger Ernſt iſt. Erſtens würde mir das Briefſchreiben an Sie viel Zeit wegnehmen, was aber noch mehr iſt, viele Sorge machen. Jeden Poſttag, an dem ich Brief von Ihnen erwarte, habe ich das Fieber — ehe er kömmt, das der ängſtlichen Erwartung, nachdem er gekommen, das der Freude. Alſo an zwei Tagen der Woche könnte ich nichts arbeiten. Dazu kommen die Fälle, wenn ein Brief ausbleibt. Zweitens habe ich die Courage, etwas drucken zu laſſen, ehe Sie es geſehen — beſonders in nicht politiſchen Dingen, worin ich ganz außer

Uebung bin? . . O wie himmliſch wäre das! Die ganze Haushaltung, alles können Sie ſo ökonomiſch einrichten, wie Sie wollen. Nur die Wahl der Wohnung behalte ich mir vor, weil von ſolcher meine Gemüthsſtimmung ſehr abhängt. Gehen Sie aber nicht nach Paris, werde ich wo möglich den Winter in Vevay bleiben; geſund iſt es dort gewiß, und wenn ich mich beſchäftige, wird mir auch die Zeit nicht lang. .

Den 17. — Ich will Ihnen zu Ihrer Unterhaltung einen Genieſtreich von Conrad erzählen. In Lauſanne, wo ich Extrapoſt nahm, gab man mir vier Poſtretourpferde, die ich aber nur für zwei zu bezahlen brauchte. Jezt ging es im ſchönſten Trott zum Wirthshaus hinaus. Nach einigen hundert Schritten rief Conrad dem Poſtillon halt zu. Er hätte den Hund vergeſſen. Er ſtieg ab, lief zurück. Mitten auf der Straße mußte ich anderthalb Stunden auf ihn warten. Ich mußte den

Wagen wieder in's Wirthshaus fahren laſſen, und dem Poſtillon, targemäß, den Betrag einer Poſt, nämlich 5 Franken, bezahlen. Da er immer noch nicht kam, mußte ich einen Wagen anſpannen laſſen, der ihm entgegen fahren ſollte, ihn abzuholen. Endlich kam er, gerade als der Kutſcher abfahren ſollte, ohne Hund zurück, von Schweiße triefend, athemlos. Jezt hören Sie die Dummheit. Er hatte erfahren, der Hund wäre einem Wagen, der nach Vevay fuhr, nachgelaufen. Ich habe die Kutſche ſelbſt bemerkt, ſie ging über den Simplon nach Italien und war mit vier Pferden beſpannt. Dieſen Wagen mit vier Pferden wollte er, Berg auf und ab, zu Fuße einholen. Er kam bis Lutry, einem Orte der 1½ Stunden von Lauſanne entfernt iſt, und dieſen Weg hin und zurück machte er in 1½ Stunden. Meine Wuth können Sie ſich denken. Ich ging wie ein Verzweifelter die Straße auf und ab, ſchlug mir vor die Stirn, klagte jedem Vorübergehenden meine

Plage mit dem Vieh von Bedienten. Alles ſah mich vor Erſtaunen an, und doch lachte keiner, ſo Mitleid erregend erſchien ich. Und als nun Conrad zurückkam, war an Zanken gar nicht zu denken. Mir war nur Angſt, er müßte durch die unerhörte Anſtrengung gleich todt niederfallen, und erſt den folgenden Tag, da er geſund blieb, konnte ich mich über ſeinen Zuſtand beruhigen. Auch hatte ich Mitleid mit ihm, weil er mit thränenden Augen zurückkam, und ich glaubte der Schmerz über den Verluſt des Hundes hätte ſie ihm ausgepreßt. Wahrſcheinlich aber war es nur Schweiß der Augen. Den folgende Morgen in Nyon brachte ein Poſtwagen-Conducteur, der von Vevay kam, den Hund zurück. Ich dachte, der Hund und Conrad würden außer ſich vor Freude ſein, ſich wieder zu ſehen. Aber wie Conrad ſo der Hund. Dieſer ohne auf mich noch auf Conrad die geringſte Rückſicht zu nehmen, kroch gleich unters Bett, und Conrad war ſo kalt und phlegmatiſch, als wäre ihm der Hund keine Stecknadel werth.

Heute denke ich nach Ferney zu gehen und Voltaires Bettvorhang zu ſehen. Ich fahre hin, das iſt ein und ein halb Stunden weit. — Ich habe allerlei humoriſtiſche Sachen über Genf im Kopfe; aber wenn Sie es vorher nicht leſen, wage ich es nicht drucken zu laſſen, und ſchreibe es lieber gar nicht. Seit drei Jahren war ich ein Brummbär, und jezt ſoll ich tanzen. Ich fürchte ausgelacht zu werden.

Ich will gern glauben, daß Wirth, wenn auch nicht 30,000 Fr., doch viel für ſeine Vertheidigungsrede bekömmt. Die Rede hat ſechs Stunden gedauert, muß alſo ein dickes Buch ſein. Wahrſcheinlich iſt ſie ſehr intereſſant, denn ſie enthält gewiß eine lebhafte Darſtellung von der gegenwärtigen Lage Deutſchlands. — Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß wir uns den Herbſt noch in Paris ſehen, oder Sie müßten dümmer ſein als ich mir vorgeſtellt — und das iſt unmöglich!

Adieu. Auf baldiges frohes Wiederſehen.

Neununddreißigster Brief.

Genf, den 19. September 1833.

. . . . „Ich bin die unvernünftigste Person von der Welt," ſagen Sie in Ihrem heutigen Briefe. Die ſieben Weiſen Griechenlands haben in ihrem ganzen Leben nie ſo etwas Wahres und Vernünftiges geſagt. Ich bin auch unvernünftig, aber nur bei Fällen die Sie betreffen. In allen andern Dingen aber bin ich vernünftig. Wie ich mich angeſtellt habe, als ich in acht Tagen ohne Nachricht von Ihnen war, will ich Ihnen mündlich umſtändlicher erzählen. Mündlich — denn da Sie ſo unvernünftig ſind, daß Sie es nicht weiter bringen können,

kann ich mir nicht denken, daß Sie nicht nach Paris reiſen ſollen. „Der Köcher meiner Worte iſt ausgeleert," ich habe darüber alles ſchon geſagt, was zu ſagen iſt. Mit Ihnen in Paris, oder ohne Sie in Vevay, dazwiſchen habe ich nicht zu wählen. Natürlich bin ich für's Erſtere. Das Clima (in Vevay) iſt mild, ſo daß ſchwindſüchtige Engländer den Ort zum Winteraufenthalt wählen, die Gegend, beſonders weiter hinauf nach Montreux, Clotlas, herrlich, aber nicht freundlich, ſondern wildromantiſch. Wohlfeiler wie in Genf iſt es gewiß. Ein Engländer, der bei mir wohnt, hat einen Winter dort zugebracht. Er ſagt, es wäre langweilig. Ich würde mich ſehr ennuiren. Wenn man nicht in einer Penſion lebt, hat man gar keine Geſellſchaft, und kann auch keine im Orte machen, denn die Penſion (als Bürgſchaft einiger Vornehmheit) beſtimmt den Rang. Die Penſionäre ſind gewöhnlich Engländer, das heißt, langweilig. In kleinen Ge-

ſellſchaften, wenn ſich nicht zufällig intereſſante Perſonen darunter finden, mit denen ich vertraut leben kann, habe ich mich immer ennuirt. Die Geſellſchaft in der ich hier bin, ſind lauter vornehme oder reiche Leute. Es geht etwas ſteif zu. Denken Sie ſich, daß alle Damen im höchſten Putze bei Tiſche und beim Thee erſcheinen, und daß die Meiſten derſelben während der dreizehn Tage, daß ich im Hauſe bin, alle Tage ein anderes Kleid anhatten. Die Herren können nur im Fracke ſich zeigen.

. . . Alſo kommen Sie nach Paris. Ich nehme, ich höre keine Einwendung an; es läßt ſich gar nichts vernünftiges dagegen ſagen. Im Sommer wohnen wir an irgend einem Orte in der Normandie oder an der Loire, wo man ſo wohlfeil als in Deutſchland leben kann . . Bedenken Sie auch, daß jeder Brief hier zwei Sous mehr koſtet, als einer in Paris, und daß mich das zu Grunde richtet.

Ich war in Ferney-Voltaire. Da brauste es in mir, und ich hatte für hundert Franken Gedanken Aber wenn Sie nicht kommen, geht das alle verloren. Der Gärtner, jezt ein noch rüſtiger 65jähriger Mann, war zehn Jahr alt, als Voltaire ſtarb und kannte ihn ſehr gut.

Geſtern Abend war ich bei Rumph in Geſellſchaft. Es war eine Soiree auf Pariſer Fuß, etwa fünfzig bis ſechszig Gäſte, mehr als die Hälfte Frauenzimmer. Man machte Muſik. Der Violinſpieler Ernſt aus Wien wohnt bei Rumph. Er gefällt mir ſo gut als Paganini, und beſſer als alle anderen Violinſpieler, die ich noch gehört. Er iſt zwanzig Jahre alt. Ein Engländer ſang und ſpielte eine Art kleine Orgel dazu, ein in Deutſchland erfundenes Inſtrument, nicht größer als ein Blasbalg, aus dem man mittelſt Klappen die verſchiedenſten Töne hervorbringt. Ein dicker Ruſſe, Fürſt *** ſang Russo-Arien, mit Prätention und Komö-

die Namen geſchrieben ſind. Er hat dieſe Sammlung verfertigt, um jedem Brief von außen anzuſehen, von wem er komme und ihn zurückzuſchicken, wenn er ihn nicht haben mochte. Unter einige Namen hat Voltaire Charakteriſtiken geſchrieben. Z. B. **Fou à Toulon — petite tête fou à Lyon — fait des vers.** — Nur zwei Zimmer, die im alten Zuſtande gelaſſen, werden gezeigt, das Schlafzimmer und das Empfangzimmer. Doch genug erzählt ohne Honorar!

Die Stael über die franzöſiſche Revolution habe ich hier zum Erſtenmale geleſen. Ich kam nicht aus dem Erſtaunen. Welch ein Weib iſt das, welch ein hoher Geiſt und welches Herz für Menſchheit und Freiheit! Auch Rouſſeau's Confeſſionen zum zwanzigſten Male, und die Heloiſe zum erſten Male las ich. Ich habe nicht Hände genug für meinen Kopf, niederzuſchreiben, was dieſer jezt in ſich faßt. Zu drei Aufſäzen habe ich zu notiren angefangen. Genf

Blindheit wie jezt, noch nie vorher. — Den Montblanc ſieht man von hier (nämlich außer der Stadt), bei klarem Wetter ſehr gut. Er iſt natürlich von weit größerer Bedeutung als die Jungfrau; aber das muß man berechnen. Für Auge und Gefühl iſt die Jungfrau ſchöner.

Montag, den 23. September. Ich weiß nicht mehr was ich Ihnen ſchreiben ſoll, und habe auch gar keine Luſt zu großen Briefen. Wir ſehen uns bald oder Sie müßten nicht werth ſein, mich zum Freunde zu haben.

Donnerſtag, den 26. Ein Wort in Ihrem Briefe „ich glaube, daß es bei Paris bleiben wird" hält meine Hoffnung aufrecht. Da iſt nichts zu bedenken, wir haben Geld genug. Ich kann die Trennung von Ihnen nicht länger ertragen. Ewige Briefſorgen. Ich hatte geſtern ſchon wieder Kummer, daß der erwartete Brief ausblieb. S. hätte vorgeſtern Abend den Montblanc ſehen ſollen, bei ganz heiterem Wetter. Das iſt wirklich erhaben. Die Jungfrau iſt

unſer Röderberg dagegen. Bis über den Himmel hinaus. Man meinte er hätte den Himmel durchſtoßen müſſen, ſich ganz aufzurichten.

Ich ennuire mich hier ganz infam. Dieſe Engländer und Engländerinnen ſind ganz wie unſere deutſchen Adeligen: artig und langweilig. — Der Plan, einen Theil des Jahres in der Provinz zehn Meilen von Paris entfernt zu leben, erſcheint mir, je mehr ich darüber nachdenke, je vernünftiger. In kurzer Zeit werden von Paris aus Eiſenbahnen nach allen Richtungen gemacht ſein, und dann reiſt man zehn Meilen in drei Stunden. Die Eiſenbahn zwiſchen Paris und London iſt von beiden Regierungen ſchon beſchloſſen und ſie ſoll in zwei Jahren fertig ſein. Dann wird man an einem Tage in Paris frühſtücken und in London ſupiren können. Es liegt etwas Gigantiſches, Weltbewegendes darin, Frankreichs und Englands geiſtige Kräfte in ſo ſchnelle Berührung zu bringen. Das zerſtört alle Tyrannei in

Europa. Wäre das nur alle ſchon ausgeführt, dann könnte man lachen über die Tücken und Dummheiten des Bundestags. — Die Gegend hier herum — der Montblanc ausgenommen, den man aber ſelten ſieht — iſt lange nicht ſo intereſſant, als die von Zürich. Eigentlich gibt es außer der Stadt nicht eine intereſſante Parthie, und man findet nicht einmal Schatten genug, bei warmem Wetter ſpazieren zu gehen. In der Stadt auf den Wällen gibt es einige Spaziergänge, die hübſch ſind. Mittags bei Tiſche und Abends beim Thee, muß ich, wenn ich in's Zimmer trete, jeden wenigſtens mit einem Kopfnicken beſonders grüßen. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht ſo viel Bücklinge gemacht, als dieſe drei Wochen, daß ich in dieſer dummen Penſion bin.

Den 28. ..... Wenn die Deutſchen Patriotismus hätten, würden Sie mich und andere liberale Schriftſteller unterſtüzen, daß wir zum allgemeinen Beſten etwas könnten drucken

laſſen. Aber von einem Buchhändler iſt nicht zu fordern, daß er ſich der Gefahr ausſezt, etwas politiſches drucken zu laſſen, und ohne Honorar können wir ja nicht leben. Es iſt wirklich ſchimpflich. Die Polen und die Italiener geben beide zwei Journale in Frankreich heraus, und die Deutſchen denken an ſo etwas gar nicht. Wie könnte ich nebſt andern Patrioten von Paris aus durch Schreiben wirken, wenn wir Geld hätten.

Sie machen ſich unnöthige Sorge, ob ich die Schweiz vertragen kann. Ich bin ſchon zwei Sommer darin. Mein Befinden hängt gar nicht vom Klima, ſondern wie es ſcheint, von der Jahreszeit ab. Seit drei Jahren befand ich mich im Herbſt und Winter beſſer als im Frühling und Sommer. Das iſt auch diesmal wieder der Fall. In Paris habe ich mich noch immer am wohlſten befunden, wozu freilich auch das dortige moraliſche Klima viel beigetragen.

. . Suchen Sie ſich die Broſchüre zu verſchaffen. Wahrſcheinlich iſt ſie gegen mich. Im Sommer habe ich immer, und laſſe andern Ruhe. Im Winter fängt die Balgerei an. Aber wenn ſie nicht nach Paris kommen, ſchreibe ich kein Wort, auch Ihnen nicht. — Iſt es wahr, daß der Bundestag von Frankfurt nach Wien verlegt wird? Mit wem geht dann Herr von Rothſchild um? Wen wird er dann zum eſſen bitten?

Ich leſe viel. Während ich hier bin, habe ich ſchon zwanzig Bände geleſen. Jezt bin ich am fünften Bande von **Barante, Histoire des ducs de Bourgogne.** Das iſt ſehr ſchön.

Einundvierzigſter Brief.

Genf, den 1. Oktober 1833.

Ihr geſtriger Brief iſt wie Schillertafft, man weiß nicht, welche Farbe er hat. Auf jeden Fall hat er mich verdrießlich gemacht, ſo daß ich mich geſtern gar nicht entſchließen konnte darauf zu antworten, und meinen Brief erſt heute anfange, wo der baldige Abgang der Poſt mir wenig Zeit läßt. Ich bin aber nicht verdrießlich über Sie, ſondern über die Verhältniſſe. Sein Sie feſt verſichert, daß ich durchaus nicht unglücklich bin. Ich habe darin eine beſſere Natur als Sie; ich ſchlage mir Sorgen leicht aus dem Kopfe und bereue nie etwas.

Was ſagen Sie dazu daß die Berry wieder in Frankreich landen will, vielleicht ſchon gelandet iſt? Und daß wir wieder einen deutſchen Kaiſer bekommen? Warum geben mir die deutſchen Patrioten kein Geld, daß ich unabhängig von Buchhändlern etwas für unſer arm Volk thun kann! Es wäre ſo nöthig! Was hätte ich nicht alle zu ſagen! Kein Buchhändler kann ja ohne die größte Gefahr jezt ſo etwas drucken laſſen. Und wenn ich nicht ſchreibe, wer kann, wer wagt es ſonſt in Deutſchland? Wenn nur ſechs Monate lang ſich keine Stimme gegen die wachſende Tyrannei erhebt, ſchläft das Volk ganz ein und bewegt kein Glied, wenn man ihm die Ketten anlegt. Oeſterreich und Preußen wollen abwechſelnd Deutſchland als Kaiſer beherrſchen, Unverſchämtheit und Dummheit wollen ſich das Reich theilen.

. . . . Ach, was iſt mir das Reiſen ſo überdrüſſig und unſere Correſpondenz! Hier bliebe ich auf keinen Fall. Die Goddams ennuiren

mich schrecklich. In Vevay ist ein anderer Jammer. Dort grassiren die Methodisten, und die Familien leben in innerem Zwiespalt aus Religionshaß. — Ich werde hier auf allen meinen Gängen von Spionen beobachtet. Das ist mir noch nirgends so sehr aufgefallen als hier. Herrn ***, der hier im Hause wohnte, habe ich einige Zeilen an Sie gegeben, er wird glaube ich Mittwoch in Frankfurt eintreffen. Ich zeigte ihm Ihr Bild. Er sagte, Sie hätten geistreiche Augen und so eine entschlossene Physiognomie. Ich sagte ihm, er hätte es errathen, Sie wären ein wahrer Kosack. Seitdem ich hier bin, beschäftige ich mich täglich mit dem Englischen und werde es beharrlich fortsezen. Vielleicht kömmt eine Zeit, daß mir nur England als Zuflucht offen bleibt. Ich gratulire! Der König von Spanien ist gestorben. Ich ennuire mich erschrecklich. Ach! Daran sind Sie schuld. Habe ich Sie nur erst einmal wieder, lasse ich Sie mit Ketten an mich schließen.

Ich komme eben von .... zurück. Ich war so ungeduldig, daß ich forteilte, ohne alle Thränen, aber nicht ohne himmlischen Jubel und heißen Dank gegen den Himmel, der meinen Leiden ein Ende gemacht. Aber jezt aufgehorcht und gezittert! In den lezten Tagen habe ich Gozzi's wunderschöne dramatische Märchen gelesen. Alles ist haaraufsträubende Zauberei. Gewöhnlich sind es verwünschte Weiber, die in Stuten, Ziegen, Störche, oder Männer, die in Ochsen, Pferde, Raben, Leoparden verwandelt werden. Durch aufmerksames Lesen habe ich gelernt, wie man solche Wunder macht. Nun schwöre ich es Ihnen, daß wenn Sie das was ich Ihnen erzählen werde, ausplaudern, ich Sie .... verwandeln werde .... Sie brauchen nur Einer der A. etwas davon zu erzählen, von dieser erfährt es der B., von diesem die C., von dieser D. und da ist der Teufel los. Als ich Ihnen neu-

mich kann ſpielen machen, ſobald er mich nur wie eine Spieluhr aufzieht, habe ich dort im Hauſe kein warmes, kein verſtändiges Wort geſprochen. Und würde mir vom Buchhändler jede Silbe mit einem Gulden gezahlt, von dem was ich dort druckenswürdiges geſprochen, könnte ich kein paar Stiefel bezahlen. Herr *** mag wohl ein guter Menſch ſein, aber ohne Feuer und Licht, ohne Salz und Fett. Er macht Verſe! Das waren nun meine eigentlichen Leiden. O Gott! Möchten doch alle Dichter zehen tauſend Klafter in die Erde verſinken — wie der Sachſenhäuſer ſagt! Aber was würde es nützen? Sie kämen als Quellwaſſer wieder herauf. Ein Neffe des Herrn *** iſt im Hauſe, jung, hübſch, etwas ſchmachtend. Er liebt, und macht Verſe! O Gott! O Gott! Schauerliche Erinnerung! Ich muß mir die Augen zuhalten, wenn ich daran denke. Wie gräuliche Kröten kriechen die Verſe mit langen und kurzen Füßen vor meinen Augen herum und ſehen mich giftig an.

— Die ***, Nichte des Herrn *** mag eine gute Frau ſein, aber Gemüth — das muß ihr fehlen, ſonſt hätte ich mich nicht ſo ennuiren können. Uebrigens muß ich es als ehrlicher Mann anempfehlen, alles was ich von .... Unvortheilhaftes ſagen möchte, nicht darum für unzweifelhaft und gegründet zu halten. Man hat mich ennuirt, wer mich ennuirt, iſt mein Feind, und das Urtheil über Feinde iſt oft ungerecht. Ich war nie langweiliger geweſen; denn das iſt wahr und man kann mir es mit Recht vorwerfen: unter langweiligen Menſchen bin ich immer der Langweiligſte. Ich brang den guten Leuten zuweilen einen intereſſanten Stoff der Unterhaltung auf, aber Wärme, Lebhaftigkeit konnte ich nicht hineinbringen. Haben Sie je eine Windmühle bei ſchläfrigem Winde ſich bewegen ſehen? So langſam, ſo einförmig, ſo wenig Schuhe über flachen Boden erhoben bewegte ſich die Unterhaltung. Jezt der Hauptdonnerſchlag, die Cholera unter meinen Leiden:

Verſe wurden vorgeleſen, ganze Bäche von Verſen, Jahrhunderte der Langenweile zogen langſam ſumpfig wie der Styx an mir vorüber. Als ich der Einladung nach .... zu kommen endlich nachgab, hatte ich ganz vergeſſen, daß Herr *** ein Dichter iſt, ſonſt hätte ich mich eher in den See geſtürzt, als mit einem Dichter unter einem Dache zu wohnen. Herr *** iſt ein ſehr gewöhnlicher, weisblütiger, matter Dichter, zu meinem Lobe tauſendmal nicht gut genug, und hundertmal zu gut ihn ironiſch loben zu können.. und dabei die grenzenloſe Eitelkeit aller Dichter. O theure Eſther! So viel hat dein Volk in den ſiebenzig Jahren ſeiner Gefangenſchaft nicht ertragen, als ich in dieſer Zeit ausgeſtanden habe. Ich ſchaudre wenn ich daran denke.

Zweiundvierzigſter Brief.

Vevay, den 10. Oktober 1833.

Gruß aus Vevay! Vorgeſtern reiſte ich von Genf ab, kam den Abend in Lauſanne an, wo ich den folgenden Tag blieb, und heute kam ich hierher. Die Gegend hier ſcheint herrlich zu ſein; aber gerade heute iſt ein wahrer Wintertag, ſo daß ich einheizen ließ und zwei Röcke anziehen mußte. Die Berge waren halb in Nebel gehüllt. Auch hier iſt der Jammer wie in Genf. Man hat in der Nähe keine Spaziergänge. Ueberall iſt man zwiſchen hohen Mauern, welche alle Gärten und Weinberge einſchließen. Um den See zu ſehen, hat man nur die Chauſſee, oder man muß weit ab auf Berge ſteigen. Ich werde Morgen nach Montreux

gehen, ein und ein halb Stunden von hier, und einige Zeit dort bleiben. Dort iſt die Gegend noch ſchöner und das Clima milder als hier. Viele Fremde halten ſich dort wegen der Traubenkur auf. Monnard in Lauſanne hat mir einen Brief an den General Laharpe gegeben, der ſich gegenwärtig in Montreux aufhält. Das wäre der intereſſanteſte Mann von der Welt. Er war früher Erzieher des Kaiſers Alexander und hat in der Schweizer Revolution eine große Rolle geſpielt. Er wird nächſtens achtzig Jahr alt, und iſt noch ſo rüſtig, daß er dieſen Sommer zu Fuße über den Splügen ging. Monnard ſagte mir, er habe vor einigen Wochen geſehen, wie Laharpe hinter einem mit Ochſen beſpannten Wagen gehend, den das Vieh nicht einen Berg hinaufbringen konnte, den Wagen gedrückt und fortgeſchoben habe. In Lauſanne hat es mir ſehr gefallen. Da ſind herrliche Spaziergänge, und wahre Armide-Gärten!

Dreiundvierzigſter Brief.

Montreux. Sonntag, den 13. Oktober 1833.

. . . . Was ſoll ich nun von Montreux ſagen? Wir beide kämen damit nicht zu Stande; ich nicht es zu beſchreiben, Sie nicht es zu faſſen. Mein Pult, vor dem ich jezt ſtehe und dieſen Brief ſchreibe, ſteht am Fenſter, dieſes zur linken Hand habend. Und ohne mich einen Schritt zu entfernen, ſehe ich den Berg hinunter, auf deſſen Höhe das Dorf liegt, über Weinberge, Baumgruppen und die Dächer tiefer liegender Häuſer bis in den See, der hier ſeinen Ausgang hat und ein großes Becken bildet. Links ſtürzt ein wilder Bach von den hintergelegenen Ber-

gen kommend, unter einer alten Brücke durchbrauſend dem See zu. Er muß wiſſen, daß ich harthörig bin, denn er ſpricht ſehr laut. Gegenüber liegen die herrlichen Berge von Savoyen, über die ſo eben die lezten Wolken zogen, jezt liegt die Sonne auf den Gipfeln. Trete ich an's Fenſter, ſehe ich links das alte Schloß Chillon im See, eine viertel Stunde von hier. Weiter hinauf Villeneuve. Dort iſt die Grenze des Sees und zwiſchen den Bergen kömmt die Rhone hervor. Sieht man rechts den See hinab, iſt es wie das Meer, man ſieht keine Ufer. Hinter dem Dorfe erheben ſich himmelhohe Berge, aber bis zur höchſten Spize mit Reben und Nußbäumen bedeckt. Und jezt iſt gerade Weinleſe. Kurz ich ennuire mich fürchterlich, und geſtern Abend ging ich das Dorf hinab bis zur Landſtraße, wo nach der Beſchreibung des Buches einige Lorbeerbäume ſtehen ſollen, um mich daran zu hängen. Zum Unglücke fand ich ſie nicht. Denken Sie, daß ich kein Buch, kein ein-

ziges, keine Zeitung habe, und daß ſchon um ſechs Uhr dunkel wird. Was ſoll ich dann machen? Die Lorbeerbäume kann ich nicht finden, und mich an gewöhnliches Holz zu hängen, dazu bin ich zu ſtolz. Es bleibt mir alſo nichts übrig als zu verzweifeln. Es ſind noch mehrere Familien im Hauſe, aber die eſſen und bleiben unter ſich, ſo daß ich ganz allein bin. Als ich vorgeſtern hierher kam, war noch Laharpe, an den ich einen Brief hatte, mit ſeiner Familie hier, aber geſtern iſt er zurückgereiſt. Laharpe iſt ein charmanter Mann. In dieſem Alter noch ſo viel Lebenskraft! Als ich ankam, ging er gleich mit mir das Dorf hinauf zur Kirche, wo eine herrliche Ausſicht iſt. Er lief ſo ſchnell, daß ich ihm kaum folgen konnte. Er lief hier täglich vier Stunden lang, alle Berge auf und ab. Abends trank ich den Thee bei ihm. Seine Frau iſt aus Petersburg, wie ich aus ſeiner Biographie erfahren, ſchon vierzig Jahre mit ihm verheirathet, und doch ſollte man ſie nicht über fünf

und vierzig Jahre ſchäzen. Sie haben auch eine Tochter. Ach, wären Sie nur heute hier bei dieſem herrlichen Wetter. Wir haben dieſen Sommer ſchöne Gegenden, auch poetiſche geſehen, aber dieſe hier iſt in Reimen. Wenn ich nur jünger wäre! Byron hat das Schloß Chillon beſungen. Mittag halb drei kommt die Poſt, vielleicht bekomme ich heute wieder einen Brief, das will ich abwarten, ehe ich dieſen ſchließe. Unterdeſſen gehe ich das Schloß Chillon ſehen.

— — Ich komme eben davon zurück. Man hat doch drei viertel Stunden zu gehen. Aber welch ein Weg! Man möchte nur immer ſo fort wandern bis an den Simplon, dann hinauf, hinüber nach Rom. In Chillon möchte ich eine Geliebte haben, aber eine, die gut kochen kann, und hier in Montreux wohnen, dann jeden Mittag zu ihr und Abends im Mondſchein zurück. Und die guten Trauben! Das Dorf iſt ſo ländlich, das würde Ihnen gefallen. Geſtern Abend

war ich ganz in Verzweiflung vor Langeweile, ging wüthend im Zimmer auf und ab und ſchrie einmal über das Andere mal aus: Nein, ſo was iſt mir noch gar nicht vorgekommen! Zum Glücke fiel mir bei, daß Conrad einige Theaterſtücke hat. Da las ich dann Emilie Galotti, und Fiesko, und legte mich um halb zehn ſchlafen. Im Bette, auch ohne zu ſchlafen, habe ich nie Langeweile. Ich weiß nicht wie das kömmt. Mein Barbier hat mir heute verſprochen, er wolle mir franzöſiſche Zeitungen ſchaffen. Auch will ich morgen nach Vevay' fahren und mir Bücher holen; dann wird es wohl beſſer werden. Eine wahre Sünderkur halte ich hier.

Vierundvierzigster Brief.

Montreux. Dienstag, den 15. Oktober 1833.

Ihren Brief No. 14 erhalten. Nun, Dank dem Himmel, jezt habe ich die größte Hoffnung, daß Sie doch nach Paris gehen, denn alle andern dummen Pläne haben Sie so ganz erschöpft, daß Ihnen nichts mehr übrig bleibt, als einen vernünftigen Entschluß zu fassen. Wie bescheiden sind Sie, wenn Sie meinen, in Ihrem Plane mit Straßburg sei *wenig* Verstand! Gar kein Verstand ist darin. Es ist die größte Dummheit, die je aus einem Weiberkopfe gesprungen. Straßburg ist der langweiligste Ort von der Welt, fast so theuer wie in Paris.

Dabei kalt, feucht, ungesund. Und wahrscheinlich würde man mich gar nicht dort dulden. Haben Sie denn ganz vergessen, daß ich vorigen Frühling, wie alle Deutsche, von dort ausgewiesen worden bin? Also nach Paris.

Die Badische Kammer, auf Antrag Rotteck's, hat die Anträge der Juden auf Emanzipation wieder verworfen, und zwar so verworfen, daß die Tagesordnung beschlossen, und über den Antrag gar nicht gesprochen wurde. So verstehen sie die Freiheit! Das sind die Liberalen, an welchen das dumme deutsche Volk hängt! Wie freue ich mich, daß ich diesen Rotteck in meinen neuen Briefen herunter gemacht habe. Wenn es nur gedruckt wird. Wo nicht, hätte ich große Lust über diese Judensache etwas besonders gegen Rotteck zu schreiben, und ihm auf seinen goldnen Lorbeerkranz zu dr.... den er neulich von Leipzig bekommen.

Es ist aber auch gar zu herrlich hier, und die Schönheit des Landes kämpft mit meiner

Langeweile nicht immer unglücklich. Gestern war ich in Vevay und habe mir dort Bücher geholt, die drei lezten Bände von Byron's Memoiren von Moore, die ich noch nicht kannte. Jezt bin ich geharnischt gegen Langeweile. Byron hat lange am Genfer See gelebt. Im Childe Harold kommen die Beschreibungen vor. Das über Chillon ist ein besonderes Gedicht. In seinem Tagebuche vom 27. Juni 1816, geschrieben in Ouchy bei Lausanne, heißt es: „J'ai traversé la terre de prédilection de Rousseau, tout plein de son Héloïse, et suis frappé à un dégré que j'aurai peine à exprimer de la force, de l'exactitude des descriptions, et de la beauté sublime de la réalité. Meillerie, Clarens et le château de Chillon sont des lieux dont je dirai peu, parceque tout ce que j'en pourrais dire resterait bien au-dessous des impressions qu'ils laissent.

Mittwoch, den 16. Oktober. Gestern habe ich einen herrlichen Spaziergang nach Cha-

telard gemacht, einem Schloſſe von alterthümlicher Bauart, das drei viertel Stunden von hier auf einem Berge 400 Fuß über dem See liegt. Unten iſt Clarens, wo Rouſſeau ſeine Julie hingedichtet. Das Schloß liegt von Wieſen, Weinbergen, Baumgruppen umgeben, ein Paradies — für Einen, der es mitbringt. Ich ſezte mich in jede Laube, auf jede Bank, ich verſuchte es auf alle Art — vergebens. Mein Herz iſt ſo ausgetrocknet, daß eine Fliege durchkriechen könnte, ohne ſich die Füße naß zu machen. Auch empfand ich nur für Sie, für mich überlegte ich nur. Als ich die Kinder des Gutsbeſizers ſich auf der Wieſe herumwälzen ſah, und dann in's Kelterhaus gehen, wo ſie aus den breiten Fäſſern zerquetſchte Trauben naſchten, ſie hatten ihre Freude an dem guten furchtſamen Thun, der ſich in Todesangſt vor zwei Kühen flüchtete, die ihn mit ihren Hörnern und Glocken verfolgten — vor mir der See und die ernſten erhabenen Savoyer Gebirge, rück-

wärts die ſanften Hügel, mit Wäldern, Weinbergen, Sennhütten, Dörfern bedeckt — da wünſchte ich, was ich immer wünſchte an ſolchem Ort: hier möchte ich geboren worden ſein. Und dann die Bruſt gefüllt mit dieſer himmliſchen Luft, immerhin hinaus in das dürre Leben. Die Erinnerung meines Kinderparadieſes hinge mir wie eine Feldflaſche an der Seite, aus der ich trinke, ſo oft mich dürſtet. O, ich weinte vor Gram und Zorn!

Es gibt nichts liebevolleres als dieſes Montreux. Man ſagte mir, es bleibe kein Schnee hier liegen, vielleicht auch keiner auf der Bruſt. Geſtern Abend acht Uhr ging ich mit meiner Laterne in das Dorf. Es war ſo komiſch wie etwas. Ich hörte am Tage, im Orte ſei ein „Cercle," wo man Journale leſe. Wie ein ausgehungerter Geier ſtürzte ich dem Aaſe zu. Mein Barbier erbot ſich am Mittage mich zum Präſidenten des Cercle zu führen. Dieſer ſaß ganz ſtattlich in ſeinem Kelterhauſe vor einem

Tiſche und verſuchte Wein. Der Präſident wies mich an meinen Wirth, der auch Mitglied wäre. Mein Wirth iſt ein ausgezeichneter großer ſchöner Mann, und jezt über und über mit Weinhefe beſudelt, gleicht er ganz einem Bacchus. Beſchäftigt wie alle Welt, konnte er mich nicht in's Caſino begleiten, erbot ſich aber Einen kommen zu laſſen, der mich dort einführen ſolle. Abends acht Uhr kamen auch zwei Dorf-Honoratioren, wie es ſchien, die Politiker des Orts, und holten mich ab. Ich zündete meine Laterne an, denn auf den Straßen iſt keine, es geht immer Berg auf, Berg ab, und man könnte auf dieſem Pflaſter zehn Hälſe brechen, wenn man ſie hätte. Ich fragte meine Leute, wie ſie denn in den Winternächten ohne Laterne fortkommen könnten? Sie antworteten mir: wer im Winter aus ſeinem Hauſe ginge, käme vor Tagesanbruch nicht heim. Das iſt brav. Endlich traten wir in ein kleines Haus. Mein Führer holte aus der Küche einen Schlüſſel und

ſpizten Ohren und ſehnſüchtigen Blicken nach der Thüre, und wartete wer hereinkäme. Die Thüre ging auf — es war als ſtürzte die Decke über mich zuſammen — und herein trat eine Frau von ſechzig Jahren, ſchwarz gekleidet bis ein Fuß über den Kopf hinaus — ſo hoch reichten Bänder — und von einer Häßlichkeit die Wanzen damit zu vertreiben. Bald darauf kam die andere Dame, dreißig Jahre alt, nicht häßlich und nicht ſchön. Dieſe Leztere hatte ich ſchon Vormittag im Garten bemerkt. Sie kam mir wie toll vor. Sie rannte ſchneller als ein Jagdhund auf und ab. Ich bemerkte aber gleich bei Tiſche, daß Sie nicht toll war, ſondern lebhaft. Sie hat ſüdliches Blut in den Adern. Es ſind zwei Schweſtern, ſie reiſen ohne Bediente und Mädchen, und mit der Diligence. Uebrigens treiben ſie ſich wie alle Engländer umher, bald in Vevay bald in Lauſanne, bald in der Normandie, bald in Genf. Jezt kommen ſie von Interlaken. Wer ſind dieſe Leute? Als

ich die Jüngere fragte: ob sie Engländerin sei, stockte sie etwas und antwortete: sie hätte lang in England gelebt. Sie sprachen viel von Musik, sagen, das sei ihre Leidenschaft. Von hier gehen sie nach Paris. Sollten sie Comödiantinnen gewesen sein? Ich halte sie für Spanier oder Italiener. Mit der Alten habe ich mich gestern Abend bis halb elf recht gut unterhalten. So hat mich das Unglück gebessert! — Aber wie siehts mit Paris aus? Ich meine wir hätten seit vier Wochen nicht davon gesprochen. . . . . Und jezt genug. Der Kopf ist mir ganz schwindlich von dem Paris oder nicht Paris. Kurz, ich bin es satt. Adieu, mein Engel und mein Teufel. Mittag bei Tische wird Bresche geschossen und dann Sturm gelaufen.

Fünfundvierzigſter Brief.

Montreux, den 19. Oktober 1833.

..... Uebrigens, ein Narr, wer jezt ſpart. Es kann kommen, daß wir in zwei Jahren alle Bettler ſind. Das kömmt gewiß, früher oder ſpäter. Alle meine Prophezeihungen, die ich ſchriftlich oder mündlich je gemacht, hat Byron auch geäußert, ſchon vor fünfzehn Jahren. In ſeinen Briefen ſagt er wörtlich: „Ihr wißt nicht was vorgeht. Es wird ein Krieg der Menſchen gegen die Könige. Das Blut wird fließen in Strömen, die Thränen werden regnen.“ Man lacht uns Propheten aus, weil die Erfüllung nicht ſo ſchnell folgt, als der

Donner auf den Bliz. Aber was iſt der Prophetengeiſt? Er ſieht durch ein Perſpektiv das Entfernte als nah; freilich, aber was nicht da iſt, kann er nicht ſehen. Und der Sturm iſt nicht fern. Was täglich kommen kann, iſt immer nah und dauerte es noch zwanzig Jahre. Das hängt vom Zufall ab. Kurz, wir werden Bettler werden. O welche ſchöne Bettlerwirthſchaft! Wir ſtellen uns blind, lagern uns auf dem Boulevard italien und ſtecken Thun einen hölzernen Teller in das Maul. Ich beſize noch ein hölzernes Schüſſelchen aus Lauterbrun, das paßt ihm gerade.

Ich leſe jezt Byron's Leben von Moore. Welch ein Rieſe! Ich und Heine, wenn wir erſt ausgewachſen, ſind zwei Hühneraugen auf ſeiner rechten und linken kleinen Zehe. Ich gebe Heine den rechten Fuß und in dem Buche iſt nur der Abfall ſeines Geiſtes, aber Späne genug, das Herz einen ganzen Winter zu heizen. Wie ſüß und wie ſtark zugleich, er donnert auf der Flöte.

Dann iſt ein Gedicht über die Nichtigkeit des Ruhms und wie Jugend und Liebe alles ſei! Verſtänden Sie es nur, ja kennten Sie nur die engliſche Ausſprache, um ſich an der Muſik der Worte zu erfreuen! Es fängt an:

The days of our youth are the days of our glory;
And the myrtle and ivy of sweat two-and-twenty
Are worth all our laurels, though ever so plenty.
What are garlands and crowns to the brow that is wrinkled?
'Tis but a dead-flower with may-dew bespringled etc.

Was mich an Byron entzückt, was mich zu ſeinen Füßen und an ſein Herz warf, das iſt ſein glühender Haß und ſeine leichenkalte Verachtung gegen Oeſterreich. Er, der die goldenſten Blize der Beredſamkeit beſizt, fand ſie nicht tödtlich genug für Oeſterreich, er ſchimpft auf Marktweiberart: „der Dummkopf, der Eſel, die niederträchtigen Beſtien, die Schufte u. ſ. w.“ Iſt das nicht erhaben aus ſolchem Munde?

Welche Gefühle müſſen es ſein, die Byron zu ſchildern verzweifelte, und die er in ſeiner Wuth und Ohnmacht nur auf den Boden ſpie! Mag Oeſterreich meinen Haß und meine Verachtung ertragen; aber Byron's? Das iſt die Poſaune des jüngſten Gerichts, und weder Jarke noch Heine werden dieſe Donnerſtimme übergimpeln. . . . Iſt das genug für die vier Prozent, die ich an meinen Metalliques verliere? Aber ich habe Vorrath für einen ganzen öſterreichiſchen Bankerott.

Wiſſen Sie, warum Heine den Schlegel haßt? Das hat er mir ſelbſt geſagt. Vor einigen Jahren habe Einmal Schlegel bei der Kurfürſtin von Heſſen geſpeiſt, wo dieſe ihn gefragt, was er von Heine halte? Schlegel erwiderte: daß er ihn nie geleſen, gar nichts von ihm wiſſe. Das iſt's. Die Eitelkeit iſt Heine's Bandwurm. Mit weniger Kopf und mehr Herz, wäre er ein vollkommenes Weib. Wie begierig bin ich auf ſeinen zweiten Theil; aber in der fran=

zösischen Schweiz ist kein deutsches Buch zu sehen.

Das Wetter ist jezt schlecht, es regnet alle Nächte durch. Seit drei Tagen konnte ich nicht spazieren gehen. Aber die Gegend hat auch in dieser Witterung einen unbeschreiblichen Reiz. Die ganze Reihe der Savoyer Alpen, die mein Fenster wie ein Rahmen einschließt, sind mit Schnee bedeckt. Seitdem treten die Thäler hervor, die sonst der Schatten bedeckte und ich sehe in die Gebirge hinein. Es ist zauberhaft schön. Das Spiel der Wolken und des Nebels kann mich Stundenlang beschäftigen; sie haften nicht lange weder an den Bergen, noch auf dem Wasser. Das ist ein Vorzug des Genfersees vor dem Züricher.

Ich habe Ihnen doch schon von den zwei englischen Schwestern geschrieben, die hier im Hause wohnen? Die Jüngere ist schöner als sie mir anfänglich erschien und war schon einmal auf meinem Zimmer. Hem! Sollten Sie nun denken

— aber im völligen Ernſte — daß ſie mir zu verſtehen gegeben, ich ſolle ſie heirathen, nämlich die Eine! Ich wäre zu bedauern, ſo allein, ich ſollte mir eine Compagne wählen! Und ſie haben den Plan mit mir in meinem Wagen nach Paris zu reiſen! Dieſer verführeriſche Wagen hat ihnen das Herz gebrochen! Und ich Unglückſeliger jammere, daß ich ſo gar nicht mehr prellbar bin. Nicht um eine Birne. Sie leſen italieniſche Bücher und ſcheinen doch gar keine Bildung zu haben. Die jüngere, meine Braut, ſpielt Guitarre und ſingt, wollte ſich aber nicht vor mir hören laſſen. Einmal jodelte ſie ein paar Noten. Eine himmliſche Stimme! Sind ſie Italiener? Schauſpieler? Aber ſchon viele Jahre reiſen und leben ſie auf engliſche Weiſe. Ich kann nicht klug daraus werden. Sie ſcheinen nicht viel zu haben, kleiden und betragen ſich auf Komödiantenart. Aber langweilig! Zehn Bände Humor gehen verloren, daß kein vierter dabei iſt, der es mit anſieht

und es verſpottet, wie ich mit dieſen zwei Damen lebe. Ich zwei Weibsleute in meinem Wagen mit nach Paris nehmen! Schande — ſehe ich denn ſo dumm aus? O welchen Gefahren iſt ein unerfahrener Jüngling ausgeſezt! — Von Bulwer leſe ich jezt gerade ein Buch **England and the English**. Sehr lehrreich. Ich leſe es wie ein Schüler, langſam zur Uebung.

Alſo Sie ſchreiben mir bis weiteres nach Lauſanne, wohin ich übermorgen gehe. Das iſt ſchon der achte Brief dieſen Monat, von dem erſt zwei Drittheil vorüber ſind. Und eine merkwürdige Correſpondenz. Waſſer zur Papiermühle; ich wüßte nicht was ſonſt. Der Teufel hole das Briefſchreiben. — Hier bekomme ich nur zweimal wöchentlich eine kleine Zeitung von Lauſanne zu leſen, in der nichts ſteht. Seit dem verfloſſenen Dienſtag kann die Welt untergegangen ſein und ich weiß es nicht. In ſo einer fürchterlichen Lage war ich noch nie. Ich muß eilen nach Lauſanne zu kommen. Adieu.

Sechsundvierzigſter Brief.

Lauſanne, den 23. Oktober 1833.

Seit vorgeſtern bin ich hier. Ihren Brief Nr. 16. erwiſchte ich glücklich noch in Vevay bei meiner Durchreiſe, als man ihn gerade nach Montreux ſchicken wollte und das Wort ſchon naß darauf ſtand. Das machte mir große Freude und noch größere aus Ihrem Briefe zu erſehen, daß Sie noch dumm, das heißt geſund ſind. Wegen Geld habe ich mich ſchon geäußert. Geht es nicht, ſo ziehen wir in einen kleinen Ort in der Nähe von Paris. Soll ich ein juste-milieu werden? Das trägt viel ein, man kömmt aber ins Ginem *). Dem *** könnte ich den Tag

*) Ginem (hebräiſch) die Hölle. A. d. H.

faſt angeben, an dem er in Dienſte der franzöſiſchen Regierung getreten. H . . . der auch das Spiel treibt hat ihn verführt. Ich wollte das alle noch verzeihen, wenn H . . . blos der franzöſiſchen Regierung diente. Dieſe intereſſirt ſich mehr für Sachen als Perſonen, und erfährt ſie auch durch Verrätherei etwas Perſönliches, ſo kann ſie doch den Perſonen, wenn ſie unſchuldig ſind, nicht beikommen, weil Preßfreiheit und öffentliche Gerichtsbarkeit ſie ſchützen. H . . . ſpionirt aber auch für deutſche Regierungen, und dadurch kann er die unſchuldigſten Perſonen ins Verderben ſtürzen.

Montreux habe ich mit wahrer Wehmuth verlaſſen. Ich kann nicht ſagen, wie mich dieſe Gegend anlächelte; als liebte ſie mich. Es gibt wohl ſchönere Gegenden, und vielleicht haben wir den Sommer ſchönere geſehen, aber ſo reizend keine. Es iſt ja mit Landſchaften wie mit Weibern, die ſchönſten ſind nicht immer die reizendſten. — Wenn Sie nicht nach Paris wollen,

kommen Sie doch nach Lauſanne. Mit Ihnen blieb ich ſehr gern hier. Ich habe ein Logis, wie wir es gerade brauchen. Zwei Zimmer gehen nach der Straße, und der Saal mit dem dritten Zimmer nach dem See. Dieſe Ausſicht aus ſeiner Wohnung hat höchſtens der König von Neapel und Donna Maria, kein Dritter in Europa, außer ich. Es iſt unbeſchreiblich ſchön.

Donnerſtag, den 24. Oktober .... Fürchten Sie übrigens gar nicht, daß es mir Verdruß machen würde, wenn die Briefe nicht gedruckt würden. Ich weiß einer Widerwärtigkeit ihre gute Seite abzugewinnen, und ich habe für den Fall des Nichterſcheinens der Briefe ſchon einen Troſt und einen Erſatz im Vorrathe. — Was ich geſtern über Lauſanne geſchrieben und Ihnen vorgeſchlagen, wiederhole ich. Ich halte aber Paris Ihren Nerven (Sie nennen es Stimmung) am zuträglichſten. Es iſt erſchrecklich mit den Weibern, ihren Nerven und

Dummheiten. Ich war verflossenen Sommer viel schlimmer genervt als Sie; aber weil ich ein Mann bin und Verstand habe, wußte ich das zu deuten, und jezt ist's vorüber. Sie aber zappeln in Ihren Nerven wie eine Fliege im Spinngewebe. Und doch haben Sie seit so vielen Jahren die *** unter den Augen, eine wahre vollständige Klinik, den Einfluß der Nerven auf den armen schwachen Verstand einer Frau zu studiren, und doch haben Sie nichts gelernt. Nichts kömmt mir komischer vor, als daß sich die Natur so viel unnöthige Mühe gibt, den Verstand einer Frau zu verwirren — ein Orkan um ein rothes Weihnachtskerzchen auszublasen. — Die Sonne liegt so warm auf meinem Fenster, daß ich das Feuer im Kamin auslöschen mußte. Ich mache täglich einen Spaziergang nach Ouchy. Der ganze Hügel, der von der Stadt sanft ab an den See führt, ist mit Landhäusern bedeckt. Heute Abend bin ich bei Monnard zum Thee eingeladen.

Siebenundvierzigſter Brief.

Lauſanne, den 27. Oktober 1833.

Ich habe wieder Reue, daß ich Ihnen die Reue bewilligt, und ich nehme ſie zurück. Sie haben mir verſprochen nach Paris zu kommen und jezt müſſen Sie Wort halten. O wie freue ich mich! — Das Wetter iſt auch hier wie im Sommer. Aller Schnee von den Bergen iſt wieder geſchmolzen. Hätte ich das vorher ſehen können, wäre ich noch länger in Montreux geblieben, von wo mich nur das ſchlechte Wetter verjagt hat. Aber die Gegend iſt auch hier herrlich. Vorgeſtern brachte ich in einer Soiree zu, das heißt von acht bis zehn. Punkt zehn eilt alles

nach Haus. Aber eine Tochter hat M., eine Tochter! Sie verdiente Königin von Montreux zu sein. Also die Pariser Frage wäre entschieden. Das war aber auch eine Conferenz, mühsamer als die Londoner. Aber ich Talleyrand! Der arme Conrad wird erschrecken, wenn er es hört. Auch Winters keine Ruhe! wird er seufzen. Doch gönne ich ihm sein herbes Schicksal. Seit einigen Tagen, daß ich auf meinem Zimmer esse, ist mein alter Haß gegen ihn wiedergekehrt, der immer eintrifft, so oft ich zu Hause esse. Frage ich ihn dann, was ist da? antwortet er: ein Hühnchen, und dieses Hühnchen spricht er mit einer Syrupsüßigkeit aus, daß mir jedesmal übel davon wird. Sonst bin ich mit ihm zufrieden. Aber noch mehr mit Thun. Was dieser Jüngling lebhaften Sinn für schöne Natur hat, davon haben Sie keine Vorstellung Den ganzen Tag sitzt er draußen auf dem Fenstergesimse und schaut nach dem See hinunter. So oft auf unsern Spaziergängen Mauern

oder Hecken die Aussicht versperren, springt er hinauf oder hinüber, um freie Aussicht zu haben. Aber erschrecklich feige ist er. Besonders fürchtet er sich vor Wasserfällen, und ich konnte ihn nie bewegen, sich einem zu nähern, um zu saufen. Ich bin willens, ihn auf ein Jahr hier in Pension zu geben, daß er französisch lerne.

Mittwoch, den 30. Oktober. — Ich reise künftigen Montag den vierten November nach Paris ab. . Ich werde mir keine Briefsorgen machen, Sie sollen es aber auch nicht. Ich sah einmal zwei betrunkene Kerls, die nicht stehen und gehen konnten. Einer sagte lachend und spottend zum Andern: komme her, laß dich führen, du kannst ja nicht gehen. So spaßhaft kömmt es mir vor, wenn Sie gegen meine unnöthige Briefe-Angst predigen. Sie sind eifersüchtig auf meine schwarzen Damen, und Sie werden alle schwarz finden, auf die Sie eifersüchtig sind. Das ist in der Ordnung. Ich weiß nicht, wo sie jezt sind. Sie reisen von

hier nach Paris in Miethwagen. — Alſo Sie kommen. Schon der Thun allein wird Sie für Ihre edle That belohnen. Es iſt merkwürdig was das für ein Menſch iſt! Er ſteht und geht auf den Hinterfüßen und fängt Fliegen. Denken Sie, welch eine Wohlthat das für den Sommer iſt. Kurz, Sie werden überraſcht werden. Dieſer Winter in Paris wird äußerſt brillant werden. **Mon auguste ami** der König von Belgien iſt dort. Den erſten März beginnt die Gemälde-, den erſten Mai die Induſtrie-Ausſtellung. In der großen Oper wird Don Juan zum Erſtenmale aufgeführt. Wir geben **déjeuners jeunants**; meine Erfindung. Und jezt vernünftig geſprochen. . Ich reiſe alſo den vierten von hier ab. Ich mache nicht den geraden Weg, der von hier über Orbe und Pontarlier nach Dijon geht, ſondern einen Umweg über Gleh, Bourg, Maçon, Chalons nach Dijon. Ich habe mich dazu entſchloſſen, weil der erſte und kürzere Weg über das rauhe, ſehr hohe,

kalte und dabei langweilige Jura-Gebirge führt. Bis nach Dijon hat man nur Berge. Der andere Weg aber ist schöner, bequemer, und da sehe ich einen Theil des südlichen Frankreichs. Das Wetter ist herrlich. Jezt Adieu!

Achtundvierzigſter Brief.

Collonge in Frankreich, drei und ein halb Meilen von Genf.
Montag Abend, den 4. November 1833.

Vive le Roi!

Heute Morgen verließ ich Lauſanne. Ich kam gar nicht durch Genf, ſondern ließ es ſeitwärts liegen und fuhr nahe dabei ab hierher, wo ich übernachte. . Schade um das ſchöne Papier! Gibt es denn eine einfältigere Correſpondenz als unſere? Ich ſchreibe nach Frankfurt, und wenn Sie nach Paris reiſen, findet Sie dieſer Brief nicht mehr in Frankfurt . . Kurz, ſo eine dumme Briefſtellerei gibt es nicht mehr. Ich will auch nicht länger ein Narr ſein und

gleich ſchließen. Von Dijon ſchreibe ich Ihnen wieder. Adieu.

Roi ne puis
Prince ne daigne
Börne je suis.

Vermiſchte Aufſäze und Aphorismen.

Die Polen in der Schweiz.

Wem für die Freiheit das Herz alt werden konnte, der hatte ſie auch in ſeiner Jugend nicht geliebt mit der wahren Liebe.

Im Canton Aargau fielen ſeit der Emancipation des Volkes aus der Gewalt der Ariſtokratie häufige Brandſtiftungen vor. Jezt hat man einen katholiſchen Prieſter als Urheber dieſer Verbrechen entdeckt. Auch in Baſellandſchaft fallen Straßenräubereien und Morde vor, und die Ariſtokraten der Stadt Baſel auch, predigen frohlockend: Seht das ſind die Folgen der wilden Freiheit!

Ich fürchte es nicht — doch ſollte ſein, daß euer Edelmuth nicht ausreiche zu einem edlen Entſchluſſe, dann möge euer Verſtand ergänzen was euerm Herzen fehlt. Seid klug, könnt Ihr nicht menſchlich ſein. Bedenkt euern Vortheil, bedenkt die Zukunft, die ſchon an die Pforte der Gegenwart pocht. Die Tyrannei iſt alt und die Freiheit iſt jung. Die Völker überleben ihre Fürſten und erben ſie. Mögen ſie in der Verlaſſenſchaft ihrer Tyrannen keine Kränkung an euch zu rächen finden. Das Böſe, was alle Völker Europens ſich wechſelſeitig einander angethan, werden ſie ſich verzeihen, denn ſie waren nur blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Unterdrücker. Aber Ihr habt keinen Fürſten, das Schlechte was bei Euch geſchieht, habt Ihr, das Volk gethan. Und was ſchüzt Euch dann gegen gerechte Vergeltung? Euere Berge waren hoch genug, euere Arme ſtark genug, euch gegen die feilen Söldnerheere der Tyrannen zu ſchüzen; aber im Kampfe freien Völkern gegenüber, ſeid Ihr ein winzig kleiner Haufe

Wenn Ihr glaubt, es sei gefahrloser die Menschlichkeit als die Fürsten zu beleidigen, täuscht Ihr euch. Dem einzelnen Menschen bringt seine Tugend oft den Untergang; einem Volke ist das Recht Schild und Schwert. Werdet Ihr ihm untreu, um zu klügeln, und liebäugelt mit der monarchischen Diplomatik, und laßt Euch von ihren Buhlerkünsten umstricken, dann wird Euch der jämmerlichste Wicht von Legationssekretär überlisten, und Ihr werdet der Spott Eurer Feinde. Dann, in Eurer jammervollen Lage werdet Ihr Euch an einen eurer alten Aristokraten wenden, der die Livree irgend eines Fürsten trägt, und werdet ihm die Hände küssen, daß er Euch mit seinem blauen Bändchen, seinem Französisch, seinen Bücklingen und seinen Pfiffen aus eurer Noth helfe.

Seid auf euerer Hut, vergeßt Oesterreich nicht, das nie vergessende. Für Oesterreich gibt es keine Vergangenheit. In seinem Grauen vor der Zukunft möchte es jede Gegenwart zer-

ſtören, welche der Zukunft als Brücke dienen könnte herüberzukommen. Die Vergangenheit, ſelbſt die fernſte, liegt ihm nur im Scheintode, und nicht ein halbes Jahrtauſend vermochte ſeine Geduld zu ermüden, bei der ohnmächtigen zu wachen, bis ſie wieder zum Leben komme. Seht euch vor Schweizer! In der Wiener Staatskanzlei liegt noch kein Staub auf den Akten Euerer Empörung, Geßler ſchreit noch immer um Rache, und Ihr habt gar manchen unter euch, dem gelüſtete öſterreichiſcher Landvogt zu werden.

Die Erde iſt Gottes Haus, keines Menſchen. — Stark iſt jedes Volk, das die Stärke hat ſeiner Größe. Es gibt ſchwache Männer und ſtarke Kinder. —

Der Polen Betragen in Frankreich. Erſt jezt klagt die franzöſiſche Regierung; aber die Polen zeigten ſich gleich anfänglich wie jezt. Doch damals war die Regierung noch nicht ſtark oder keck genug, der Sympathie des franzöſiſchen Volks entgegenzutreten.

Die Schweiz fürchtet sich vor dem deutschen Bund, der sich vor drei Polen fürchtet!

Polen nicht arbeiten — „Gastrecht verletzt.“ Das Land ist dem Volke nicht den Regierungen — Asyl betteln. Kein ächter Mann bettelt so wenig um Freiheit als um Brod. Er weiß das Eine und das Andere zu erwerben und weiß zu sterben. —

Die Freiheit verfolgt man in den Polen zum Schrecken aller Völker. Man will das Volk verächtlich machen überall, zeigen wie es seine Vertheidiger verlasse, wie nur Regierungen ihr geleistete Dienste zu belohnen wissen.

Ein Recht bleibt dem Unglücklichen: Das Recht zu leben, das kein Tyrann rauben kann. Mögen die Schweitzer dies Recht nicht vergeuden, durch die Behandlung der Polen, das einzige, das Ihnen noch bleibt. —

Der Himmel ist ein freies Dach.

Der Schweizerbote (Zschokke) „Die Schweiz und ihre Nachbarmächte" — jammert, daß die Trümmer der alten Aristokratenfaktion ihr Vaterland durch Verläumdungen, Korrespondenzen, öffentliche Blätter anschwärzen. „Die Polen, indem sie das in der Schweiz genossene Zufluchtsrecht mißbrauchten, haben den Genuß dieses Rechts verwirkt. Wer von seinen Feinden verfolgt, sich in mein Haus rettet, aber von hier aus der ihm gewährten Sicherheit, seine Gegner mit Schmähungen und Steinwürfen angreift, verlezt das Gastrecht. Ich soll gegen ihn mein Hausrecht gebrauchen." — Eifert gegen die Aristokraten und dann gegen die „Bewegungspartei" gegen die „radicalen" Blätter. — „Darin werden ohne Scheu auswärtige Fürsten und Regierungen verhöhnt und beschimpft." Sind sie denn so mächtig die Nachbarstaaten der Schweiz, die ganz gewaltig drohenden? Nein. So poltert die Feigheit, daß man das Herzklopfen ihrer Angst nicht ver-

nehme. So laut droht die Schwäche, um ihre Ohnmacht zu bedecken. Das bischen Macht, das langer Mißbrauch der Macht ihnen noch übrig gelaſſen, iſt ihnen kaum genug, ihr ſieches Daſein zu tragen, und ſich fortzuſchleppen zum nahen Untergange. Iſt etwa Oeſterreich mächtig, das die vier Millionen ſeiner Lombarden von hundert tauſend Bajonnetten und zehn tauſend Spionen bewachen läßt? Das, ſobald die Sonne untergeht, ſeine Lunten anzündet und mit Kanonen durch die Straßen Mailands patrouillirt? Das, ſobald der Morgen graut, ſeine Tyroler auf die Stadtthürme pflanzt, dort mit ihren ſcharfen Augen umherzuſchauen, ob von dem Lande der Aufruhr nahe? Oder iſt der König von Sardinien mächtig, der in dem Gequäcke der Fröſche von Savoyen Empörungs-Geſchrei vernimmt, Sumpflichter für Wachtfeuer anſieht, und gegen nackte Fiſcherbuben ſeine wohlbewaffnete Reiterei ausſchickt? Oder iſt der König von Baiern mächtig, der ſeinen

Thron für gefährdet hält, so lange noch ein einziger ehrlicher Mann im Lande außer dem Kerker lebt; der sich so staatsweise zeigte, die Schlachtopfer seiner Tyrannei und das Murren dieser Schlachtopfer aus allen entfernten Provinzen, in München zu vereinigen, damit das Conzert der Jammernden, recht vernehmbar, recht vollständig werde, und dem es so gelang, das Bier in den Adern seiner Altbaiern in wirkliches Menschenblut zu verwandeln? Oder ist der Großherzog von Baden mächtig, der Furcht vor der Schweiz und Unzufriedenheit mit ihr nur heuchelt, um einen Vorwand zu haben, sein Oberland mit Truppen zu bedecken, dessen Bevölkerung durch das preußische Mauthsystem zur Empörung gebracht werden könnte? Die Feindschaft aller dieser Mächte habt Ihr nicht zu fürchten, seid nur vorsichtig mit der Freundschaft Louis Philipps..

Begreift Ihr denn nicht, wie es den Wiz der Tyrannei kizeln muß, die Schweizer, welche zuerst das Fürstenjoch abgeworfen, mit den Polen, die es zulezt versucht, zusammenzuketten, und die Wiege der Freiheit zu ihrem Sarge zu machen? Polen in der Schweiz begraben — wahrlich das ist ein Spaß, bei dem alle Hofmarschälle Europens auffauchzen!

Dünkt Euch das Loos fürstlicher Unterthanen, alles Mark des Landes in die Hofküche zu bringen, so beneidenswerth; gelüstet Euch nach einer Civilliste, soll euer Volk lernen: die Fütterung eines Fürsten und seiner Gesellen sei „die erste und heiligste aller Staatsausgaben;“ denkt Ihr so — dann, Ihr Machthaber der Schweiz, verjagt nur alle Flüchtlinge, die Schuz bei Euch gesucht, liefert sie ihren Henkern aus — die Hofküche, der Fürst, die Civilliste, werden bald über Euch herkommen. Jeder Verstoßene

läßt euch einen Fluch zurück und der Same wird Wurzel faſſen. Der Himmel auch hat ſeine Geſandten unter Euch, die ihm alles berichten, was Ihr thut, was Ihr vorhabt, und wenn Gott, der Euch ein halbes Jahrtauſend beſchüzte, die diplomatiſchen Verhältniſſe mit Euch abbricht: das könnte noch gefährlicher werden als die Rückberufung des Oeſterreichiſchen Geſandten.

Wollt Ihr Menſchlichkeit und Staatsklugheit zugleich üben, wollt Ihr eines der heiligen Gebote des Völkerrechts erfüllen, dann gibt es ganz andere Fremdlinge in Eurem Lande, die Ihr verſtoßen ſolltet. Und dieſe jagt Ihr nicht ins Verderben, Ihr treibt ſie ihrem Glücke zu, denn in allen Königreichen der Welt finden ſie die herzlichſte Umarmung, den reichlichſten Lohn, das gedeihlichſte Fortkommen. Das ſind die Spione, die Euere reine Bergluft ver-

peſten, die das Straßenpflaſter von Genf, von Bern, Zürich, Baſel, Freiburg, Chur, Martigny, Luzern beſchmutzen; die Euere Schweizertreue zu vergiften, Euere Beamten zu verführen ſuchen, die Bürger gegen Obrigkeit, Obrigkeit gegen Bürger, Stadt gegen Land, Land gegen Stadt aufwiegeln; die Eure Häuſer anzünden, Mord und Straßenraub anzetteln, um was der Uebermuth der Tyrannei begangen, dem Uebermuth der zügelloſen Freiheit aufzubürden. Die verjagt aus Euerm Lande! Und Ihr möget ſie ſehr leicht erkennen, wenn Ihr wollt; denn ſie tragen Alle ein Kainszeichen auf der Stirne. Habet nur das Herz zu zeigen, daß Ihr ſie erkannt.

Baiern in ſeinen Zeitungsmanifeſten droht der Schweiz mit der Rache der deutſchen Regierungen, weil dieſe in Schweizer Tagesblättern geläſtert würden. Der Hanswurſt der heiligen

Allianz, den man auf ein Gerüſt vor der Bude des Wiener Congreſſes geſtellt, den Ariſtokraten-Pöbel auf der Gaſſe zu beluſtigen, ehe die Comödie anfängt — er verſchmäht es, gleich ſeinen Prinzipalen, die Schweiz von Ueberraſchung zu Ueberraſchung, von Verwicklung zu Verwicklung, von Nachgiebigkeit zum Nachgeben, von Nachgeben zur völligen Unterwerfung ſachte zu führen: er ſpielt gleich den Ausgang des Stücks und fordert blinden Gehorſam auf Einmal. Die großen Mächte verlangen die Vertreibung der politiſchen Flüchtlinge, Baiern fordert die Unterdrückung der Preßfreiheit.

Wie viele von den reichen und angeſehenen Familien, die aus Deutſchland nach Amerika auswandern, würden die Schweiz zu ihrem neuen Vaterlande wählen, wenn ſie nicht beſorgt wären, die Peſt des deutſchen Fürſtenbundes möchte ſich auch dorthin verbreiten.

Spaziergänge eines Wiener Poeten *).

Jupiters Blitze von der Hand einer Grazie umhergestreut. — Nie hat mich ein Buch so gerührt wie diese Spaziergänge eines Wiener Poeten. Wir Andern in allen Städten und Ländern klagen auch; aber wir klagen doch nicht allein. Es klagen viele mit uns. Tausend Gleichgültige gehen vorüber, und reichen uns keine Hand; aber sie gehen doch vorüber. Sie verstehen uns nicht; aber sie mißverstehen, sie hören uns doch. Berge ringsumher schallen unsern Weheruf zurück. Aber dieser trauernde

*) Geschrieben in Paris 1832. A. d. H.

Mensch auf einer menschenleeren Insel ausgeworfen, allein athmend in einer leblosen Welt, rings umher eine Wasserwüste, kein Echo für seinen Schmerz, unter sich das nahe Grab und über sich nur der ferne Gott — es ist etwas darin, das den tiefsten Grund meiner Seele bewegt, zu dem noch kein Gefühl hinab gereicht. Dieses Buch hat die stillen Schauer in mir aufgeregt, die, seit ich Bürger geworden, durch alle meine Nerven rieselten, so oft ich das Wort Oesterreich hörte. Wahrlich ich komme mir vor wie das possierlich kleine Männlein, das in dem herrlichen Gedichte: Warum? sich auf der Sprache garbenreichem unermessenem Erntefeld, ein einziges goldenes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum? So oft ich erfuhr, was man in Oesterreich thut und duldet, frug ich leise, lispelnd, stille vor mich hin, seufzt ich: Warum? Warum? Fiele ich in Lissabon als Schlachtopfer unter tausend Schlachtopfern,

nun, da ſehe ich doch einen Tyrannen, der Luſt hat an unſerm Schmerze, einen Tiger der unſer Blut trinkt. Ich weiß warum. Aber in Oeſterreich iſt Tyrannei und ich ſehe keinen Tyrannen; Unterdrückung und ich ſehe keinen Unterdrücker; des Lebens koſtbarſte Güter werden geraubt und ich ſehe keinen Räuber, der ſie genießt, der ſie auch nur vergeudet. Warum? Knecht iſt alles. Knecht iſt der Kaiſer, wie der gemeine Soldat; Knecht der Miniſter, wie der niedrigſte Schreiber; Knecht iſt der Unterthan und Knecht iſt das Geſetz. Wo iſt der Herr? Mauer um Mauer gezogen, eine Mauer beſchüzt die andere — und warum? Was wird denn endlich beſchüzt? Ein ungeheures Gebäude aufgerichtet, worin die Menſchen, die es bewohnen ſollen mit eingemauert, als Karyatiden, als Säulen, Decke und Gewölbe tragend — warum? wer ſoll denn das Haus bewohnen? Des Lebens längſte Dauer, zu des Lebens höchſten Zweck zu machen, die friſcheſten ſaftigſten Völker der Erde, vom Baume

der Geſchichte pflücken, ſie in Eſſig einmachen, die Luft von ihnen abhaltend, ſie Jahrhundert nach Jahrhundert bewahrend — warum? Wer endlich wird denn das genießen? Wenn Oeſterreich hundert tauſend Jahre ſteht, hat es mehr gelebt als Athen, Piſa, Florenz in einem einzigen Jahrhundert? Und daß es Menſchen gibt, die das bewundern können! Wenn rings um Oeſterreich alle Länder beben, alle Völker übereinanderſtürzen, alle Throne wanken — doch Oeſterreich ſteht feſt — dann frohlocken ſeine Staatsmänner: Seht! bei uns iſt Ruhe, Friede, Ordnung; was habt ihr gewonnen bei eurem raſtloſen Streben? Gerechter Gott! So kann jeder Grabſtein ſpotten! „Du Menſch unter mir mit deiner ſtolzen Bruſt, mit deinem glühenden Herzen, was biſt du jezt? Staub, Aſche, Nichts. Als du lebteſt, haſt du mich mit Füßen getreten, ſchnell war dein Daſein und ich ſtehe noch immer, und laſte auf dir!" Er ſteht noch der Grabſtein, er hat den Menſchen überdauert;

aber lebt er, hat er je gelebt? Heißt das Leben einen Raum einnehmen, ist das Bewegung so viele Luft verdrängen? Und dauerte Oesterreich noch Millionen Jahre, ein Erdbeben wirft es doch endlich um. Und widerstände es allen Erschütterungen, so verwittert es endlich doch. Wozu war es dageweſen? Und darum ein Volk zum Steine machen, daß es als Grabstein über gestorbene Völker prange! Es ist ein furchtbares Natur-Geheimniß in diesem österreichischen Staate, das ich nie ergründen werde. Einen ähnlichen Staat hatte die Geschichte früher: Sparta; aber weil Sparta die Tyrannei noch besser verstand als Oesterreich, war seine Tyrannei minder schrecklich. In Sparta wurde keine Neigung, keine Kraft des Menschen unterdrückt; sie durften sich alle frei entwickeln. Aber der Staat verstand sie alle zu bändigen, und sie mußten ihm alle dienen. Doch Oesterreich versteht von den tausend Kräften und Neigungen seiner Bürger nur hundert zu be-

zähmen, und die andern hunderte, die widerſpenſtig ſind und die es nicht beherrſchen kann — ſchlägt es todt.

Sein einziger Troſt in dieſem feuchten dunkeln Kerker, daß es ihm an guten Sohlen nicht fehle, dem Drucke der Luft zu entlaufen, auf Feld und Berg.

Rettung *).

Es war im Mai, an einem jener schönen Tage, wo der Mensch und die Natur ihre Schwüre wechseln, und die geschmückte Braut uns mit tausend Reizen umschlingt, und die Sorgen von der Stirne, den Kummer aus dem Herzen schmeichelt, und unsere Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt und mit Blumen unsere Zukunft. Jeder Athemzug ist ein Kuß, zurückgegeben vom Balsamhauch der Luft. Der Himmel regnet sein Licht herab, und die warmen goldnen Tropfen fallen von den Bäumen auf die Erde nieder, und tausend Gräser und

*) Geschrieben in Auteuil 1834. A. D. H.

zähmen, und die andern hunderte, die widerſpenſtig ſind und die es nicht beherrſchen kann — ſchlägt es todt.

Sein einziger Troſt in dieſem feuchten dunkeln Kerker, daß es ihm an guten Sohlen nicht fehle, dem Drucke der Luft zu entlaufen, auf Feld und Berg.

Rettung *).

Es war im Mai, an einem jener ſchönen Tage, wo der Menſch und die Natur ihre Schwüre wechſeln, und die geſchmückte Braut uns mit tauſend Reizen umſchlingt, und die Sorgen von der Stirne, den Kummer aus dem Herzen ſchmeichelt, und unſere Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt und mit Blumen unſere Zukunft. Jeder Athemzug iſt ein Kuß, zurückgegeben vom Balſamhauch der Luft. Der Himmel regnet ſein Licht herab, und die warmen goldnen Tropfen fallen von den Bäumen auf die Erde nieder, und tauſend Gräſer und

*) Geſchrieben in Auteuil 1834. A. D. H.

Würmchen, tauſend Käfer und Blumen laben ſich daran.

Ich ſaß unter einer Eiche im Gehölze von Boulogne. Der alte Baum, ein erfahrner, geſchwätziger Neſtor, ſagte mir viele weiſe Dinge, und erzählte mir viele traurige und luſtige Geſchichten von andern Menſchen, die zu ſeinen Füßen gelegen, geliebt und geſcherzt, geweint und geſungen, und von einem Betteljungen, der in ſeinem Schatten jauchzend einen gefundenen Pfefferkuchen verzehrt, und dann König geworden, und ſorgenvoll von goldnen Schüſſeln geſpeist. Ich horchte der Weisheit und der Erfahrung. Aber die Nachtigall im Gebüſche ſpottete bald mit ihren blühenden Liedern die welke Vergangenheit fort, und ich verließ die Weisheit und die Erfahrung, und folgte der Schönheit und der Hoffnung.

Kinder mit roſenlächelndem Geſichte ſpielten in meiner Nähe zu den Füßen ihrer Mutter, Wanderlehrlinge, und ſo oft ſie ihre kleinen

Schritte ſchwankten, war es wie Blumen, die der Wind bewegt.

Jezt jagten ſchöne ſtolze Frauen auf muthigen Pferden von huldigenden Männern begleitet durch den Wald. Reitet ſchnell, denn die Freude iſt noch ſchneller als das Pferd; bald überholt ſie euch!

Aber ein altes dürftiges Weib ſah den Reitern mit ihren angelaufenen gläſernen Augen nach und ſeufzte. Sie ſaß auf einem Erdhügel vor dem großen Kamine des Frühlings, in dem die Sonne brennt — ſeit ſechs Monaten das erſte Feuer, das ſie nicht mit Hunger bezahlt. Ach! ſo lange die armen Leute ihren Froſt ſtillen, ſchreit ihr Hunger; ſie verbrennen Brod, die armen Leute! Muß denn das ſo ſein?

Muß denn das ſo ſein? . . . . Ich hob das Buch von der Erde auf, das meinen Händen entfallen war, ein neues Buch, erſt an dieſem Tage erſchienen, das man mir aus der Stadt geſchickt. Und indem ich beſchäftigt war, ſeine

Menſch auf einer menſchenleeren Inſel ausgeworfen, allein athmend in einer lebloſen Welt, rings umher eine Waſſerwüſte, kein Echo für ſeinen Schmerz, unter ſich das nahe Grab und über ſich nur der ferne Gott — es iſt etwas darin, das den tiefſten Grund meiner Seele bewegt, zu dem noch kein Gefühl hinab gereicht. Dieſes Buch hat die ſtillen Schauer in mir aufgeregt, die, ſeit ich Bürger geworden, durch alle meine Nerven rieſelten, ſo oft ich das Wort Oeſterreich hörte. Wahrlich ich komme mir vor wie das poſſierlich kleine Männlein, das in dem herrlichen Gedichte: Warum? ſich auf der Sprache garbenreichem unermeſſenem Erntefeld, ein einziges goldenes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum? So oft ich erfuhr, was man in Oeſterreich thut und duldet, frug ich leiſe, liſpelnd, ſtille vor mich hin, ſeufzt ich: Warum? Warum? Fiele ich in Liſſabon als Schlachtopfer unter tauſend Schlachtopfern,

nun, da ſehe ich doch einen Tyrannen, der Luſt hat an unſerm Schmerze, einen Tiger der unſer Blut trinkt. Ich weiß warum. Aber in Oeſterreich iſt Tyrannei und ich ſehe keinen Tyrannen; Unterdrückung und ich ſehe keinen Unterdrücker; des Lebens koſtbarſte Güter werden geraubt und ich ſehe keinen Räuber, der ſie genießt, der ſie auch nur vergeudet. Warum? Knecht iſt alles. Knecht iſt der Kaiſer, wie der gemeine Soldat; Knecht der Miniſter, wie der niedrigſte Schreiber; Knecht iſt der Unterthan und Knecht iſt das Geſetz. Wo iſt der Herr? Mauer um Mauer gezogen, eine Mauer beſchüzt die andere — und warum? Was wird denn endlich beſchüzt? Ein ungeheures Gebäude aufgerichtet, worin die Menſchen, die es bewohnen ſollen mit eingemauert, als Karyatiden, als Säulen, Decke und Gewölbe tragend — warum? wer ſoll denn das Haus bewohnen? Des Lebens längſte Dauer, zu des Lebens höchſten Zweck zu machen, die friſcheſten ſaftigſten Völker der Erde, vom Baume

der Geſchichte pflücken, ſie in Eſſig einmachen, die Luft von ihnen abhaltend, ſie Jahrhundert nach Jahrhundert bewahrend — warum? Wer endlich wird denn das genießen? Wenn Oeſterreich hundert tauſend Jahre ſteht, hat es mehr gelebt als Athen, Piſa, Florenz in einem einzigen Jahrhundert? Und daß es Menſchen gibt, die das bewundern können! Wenn rings um Oeſterreich alle Länder beben, alle Völker übereinanderſtürzen, alle Throne wanken — doch Oeſterreich ſteht feſt — dann frohlocken ſeine Staatsmänner: Seht! bei uns iſt Ruhe, Friede, Ordnung; was habt ihr gewonnen bei eurem raſtloſen Streben? Gerechter Gott! So kann jeder Grabſtein ſpotten! „Du Menſch unter mir mit deiner ſtolzen Bruſt, mit deinem glühenden Herzen, was biſt du jezt? Staub, Aſche, Nichts. Als du lebteſt, haſt du mich mit Füßen getreten, ſchnell war dein Daſein und ich ſtehe noch immer, und laſte auf dir!" Er ſteht noch der Grabſtein, er hat den Menſchen überdauert;

aber lebt er, hat er je gelebt? Heißt das Leben einen Raum einnehmen, iſt das Bewegung ſo viele Luft verdrängen? Und dauerte Oeſterreich noch Millionen Jahre, ein Erdbeben wirft es doch endlich um. Und widerſtände es allen Erſchütterungen, ſo verwittert es endlich doch. Wozu war es dageweſen? Und darum ein Volk zum Steine machen, daß es als Grabſtein über geſtorbene Völker prange! Es iſt ein furchtbares Natur-Geheimniß in dieſem öſterreichiſchen Staate, das ich nie ergründen werde. Einen ähnlichen Staat hatte die Geſchichte früher: Sparta; aber weil Sparta die Tyrannei noch beſſer verſtand als Oeſterreich, war ſeine Tyrannei minder ſchrecklich. In Sparta wurde keine Neigung, keine Kraft des Menſchen unterdrückt; ſie durften ſich alle frei entwickeln. Aber der Staat verſtand ſie alle zu bändigen, und ſie mußten ihm alle dienen. Doch Oeſterreich verſteht von den tauſend Kräften und Neigungen ſeiner Bürger nur hundert zu be-

meine Hoffnung, und je dunkler der Abend dämmerte, je heller ward es in mir.

Die Wehen der Zeit wurden immer stärker, und als es Noth war, daß ein Geburtshelfer käme, schickte ihn uns der Himmel.

Wahrlich, dieses Buch ist ein goldener Schlüssel, der tausend stillstehende Herzen in Bewegung sezen, tausend abgelaufenen Geistern wieder Leben geben wird. Und was edle Menschen geträumt, werden sie erwachend als wahr erkennen und es fassen. Und was gute Menschen geglaubt, wird ihnen zum Wissen, und mit Zahlen, Maas und Gewicht ihr bestimmtes, sicheres, zu schäzendes Eigenthum werden. Und das kalte, bleiche, todte Wissen der Schriftgelehrten wird sich aus seinem Buchsarge erheben, und von der Liebe angehaucht, zu Fleisch und Blut werden, und lebend unter den Lebendigen umherwandeln, und nicht länger als ein Gespenst die Unwissenheit und den Aberglauben erschrecken.

Gepriesen sei De La Mennais, der uns den Nervenlauf der menschlichen Leiden gezeigt, und den kranken Völkern eine weise Lebensordnung vorgeschrieben. Gepriesen sei er, daß er uns die listigen Geheimnisse des großen Schachspiels aufgedeckt und das Volk belehrt, wie es nur eines leichten Griffes mit seiner breiten Hand bedürfe, das todte Königsspiel über den Haufen zu werfen, und dann auf befreiten Feldern Korn, Früchte und Blumen zu säen.

Jezt faßt nur eure gewaltigen Beschlüsse, Ihr weisen Fürstenräthe in Wien! Mit der Vollmacht des Himmels in der Hand, werden wir mit euch rechten, und mit unserm Rechte in der Hand gegen euch kämpfen. Ihr habt des ersten und des zweiten Testaments gespottet, dieses dritten lacht ihr nicht.

Das aber wird das Schicksal dieses Buches sein, und so wird es kommen. Wenn sein Licht in die dunklen Gewölbe der Klöster, zwischen die Mauern der lichtkargen Kirchen, in die

Schlafzimmer der Fürſten und Staatsmänner bringt, werden die Fledermäuſe und Eulen auf-flattern, und die ſchlafenden Völkerwächter wer-den erwachen und erboßt ſein, daß man ſie aus dem Schlafe geweckt. Dann werden ſie nach ihren Nachtwächtern ſenden, daß ſie das ruhe-ſtörende Buch gefangen nehmen. Die Mächtigen und die Reichen, die das Buch geleſen, werden es verwünſchen. Der Adel der Gelehrten wird es verſpotten. Manchen unter den Gebildeten würde es gefallen, wäre nur keine Religion darin; aber mit etwas Glauben iſt ihnen auch das koſtbarſte Wiſſen zu theuer bezahlt. Nach einiger Zeit wird man nicht von dem Buche ſprechen und es vergeſſen. Und jezt beginnt ſeine Wirkung. Es wird in das Volk dringen, ſich unter dem Volke verbreiten, von Hütte zu Hütte, von Hand zu Hand. Und ſein Wort wird von Mund zu Mund, ſeine Lehren von Ohr zu Ohr, ſein Licht von Auge zu Auge wandern. Und Millionen werden erſtaunen, daß

sie erst jetzt erkennen, was seit Jahrhunderten unter ihren Augen gewesen. Und Millionen werden erstaunen, daß sie erst jetzt bedenken, was sie schon längst gewußt. Und dann wird sich ein Herz an das andre, eine Hand an die andre ketten. Und die Kette wird immer länger und länger werden, bis das Volk seinen Riesen-Kreis geschlossen und Ihr umringt seid. Dann rettet nichts mehr: —

„Das Thier, das von Fleisch und Blut lebt."

Und die Welt athmet frei.

Fragoletta.

— — — Ich habe in dieſen Tagen das wunderlichſte Buch von der Welt geleſen, einen Roman in Weingeiſt: **Fragoletta — Naples et Paris en 1799.** Es iſt ſchon vor drei Jahren erſchienen, in Deutſchland bekannt genug, gewiß auch überſezt. Im erſten Theile wird der Krieg der Franzoſen in Neapel geſchildert, dann die Rückkehr des Königs, die Furie Caroline von Neapel, Nelſon, die Hamilton, Schlachten, Mordgemezel, Banditen, Erdbeben, alle Schrecken der Menſchen und der Natur. Der zweite Theil ſchildert Paris um die nämliche Zeit, ſeine Geſchichte, Sitten und geſelliges Leben. Es iſt

alles mit Geist, Phantasie, mit den lebhaftesten Farben geschildert. Besonders anziehend ist die Beschreibung eines Festes, das Ouvrard auf seinem Landgute gab. Da sehen und hören wir: die Stael, Benjamin Constant, Talleyrand, die Recamier, alle ausgezeichnete Personen, die damals in Paris lebten. Und während des Festes kam die Nachricht, Buonaparte wäre von Aegypten zurückgekehrt. Diese Nachricht schlägt wie ein Bliz in die Lustbarkeit. Einer schleicht sich nach dem andern fort, nach Paris zu eilen. Ouvrard selbst verschwindet zuerst. Tausend Kerzen, hundert Musiker, leuchten, spielen endlich nur den Wänden. Das alle ist aber nur die Landschaft, in der zwei Liebende spazieren gehen. Man höre und staune was das für Menschen sind! Der Held des Romans ist ein französischer Offizier Namens Hauteville. Den führt der Krieg nach Calabrien. Dort lernt er ein junges Frauenzimmer Fragoletta kennen, erst vierzehn Jahr alt, aber schon sehr entwickelt.

Eigentlich iſt ſie verheirathet, an einen alten und ehrwürdigen Mann, der in den politiſchen Stürmen ſich das Recht eines Gatten auf ſie erworben, nur um ſie und ihr Vermögen beſſer ſchüzen zu können. Er betrachtet und behandelt Fragoletta als ſein Kind. Hauteville liebt ſie bald, ſie ihn auch. Der Alte vor ſeinem Tode legt die Hände der Liebenden in einander, und ſtirbt beruhigt, Fragoletta unter dem Schuze eines würdigen Mannes zu ſehen. Dieſe iſt jezt unabhängig. Hauteville will heirathen, ſie will aber nicht, ob ſie ihn zwar liebt. Warum nicht? Es iſt nicht klug daraus zu werden. Und hat man hundert junge Wittwen ſchon nein ſagen hören, diesmal kann man es ſich nicht erklären. Hauteville iſt ſehr unglücklich. Einige Zeit darauf kehrt Hauteville nach Paris zurück. Dort lebt ſeine Mutter und Schweſter. Als er in das Zimmer tritt, ſieht er — Fragoletta, aber in männlicher Kleidung. Er iſt verſteinert, zweifelt, fragt. Fragoletta lächelt und ſagt:

es wundere ihn gar nicht, daß er ihn mit seiner Schwester verwechsele, sie wären sich so ähnlich, daß sie gar nicht zu unterscheiden wären. Er kenne Hauteville's Verhältnisse zu seiner Schwester, er habe Briefe für ihn nnd sie lebe gegenwärtig in Wien. Adriani heißt Fragoletta's Bruder. Hauteville bemerkt bald, daß zwischen Adriani und seiner Schwester ein zärtliches Verhältniß Statt finde. Er und seine Mutter haben nichts dagegen. Adriani ist reich, vornehm, an die ersten Pariser Häuser empfohlen. Hauteville eilt nach Wien seine Fragoletta aufzusuchen. Dort angekommen findet er sie nicht mehr und reist nach Paris zurück. Da findet er trostlosen Jammer in seiner Familie. Adriani hatte seine Schwester verführt, entehrt, und darauf die Flucht genommen. Hauteville eilt dem Verführer nach bis Italien, kann ihn aber nicht finden. Aber seine Fragoletta findet er, sehr betrübt, sehr herabgekommen. Sie weiß warum er kömmt, redet ihm zu, sich in sein Schicksal

zu finden, mit Blutvergießen werde doch nichts abgewendet und gut gemacht. Hauteville ſagt, er ſuche nicht Adrianis Blut, es ließe ſich ja alles noch ausgleichen, wenn er die Ehre ſeiner Schweſter herſtellte, indem er ſie heirathe. Er erneuert gegen Fragoletta ſeine alten Empfindungen für ſie. Dieſe weißt ihn ab. Er entdeckt endlich Adriani, macht ihm erſt ſanfte Vorſtellungen, und da dieſer taub dagegen bleibt, duelliren ſie ſich. Adriani ſtürzt und Hauteville verläßt Italien. Das Buch iſt aus. Man merkt wohl es muß dahinter noch etwas ſtecken; aber das Wunderbare iſt, daß der Held ſelbſt dieſes nie merkt und nie erfährt, was ihm das Schickſal für einen ſeltſamen Streich geſpielt. Der Leſer ſelbſt erfährt es eigentlich auch nicht, aber er kann es errathen. Gleich im Anfange des Romans iſt eine Scene, die im Antikencabinette zu Florenz ſpielt. Hauteville beſchaut in Geſellſchaft mehrerer Damen, worunter auch Fragoletta, die Kunſtwerke. Die verſchiedenen

Statuen und Gruppen werden kunſtkenneriſch beſprochen. Endlich kömmt der berühmte Hermaphrodite an die Reihe. Die Damen, nach Art gläubiger Kunſtkenner, ſprechen ohne Verlegenheit und Schüchternheit von dem Werke. Nur allein Fragoletta ſchleicht ſich davon. Hauteville ſchreibt das jungfräulicher Schamhaftigkeit zu und — das war es nicht . . . Fragoletta und Adriani, Bruder und Schweſter, ſind ein und die nämliche Perſon. Als Weib liebt Fragoletta Hauteville, als Mann deſſen Schweſter. Darum nannte ich Fragoletta einen Roman in Weingeiſt . . . . Gibt es nun etwas ausſchweifenderes? Wie iſt es möglich, daß ein Mann von ſo viel Geiſt und Sinn, wie der Verfaſſer von Fragoletta (de Latouche,) ſich ſo verirren konnte? Und das ohne alle Noth, ohne allen Gewinn. Das Buch wäre eben ſo ſchön geworden, ohne jene tolle Phantaſie, und brauchte man Liebende und ihr Unglück, hat die Liebe nicht Hinderniſſe genug, und mußte der Verfaſſer

gerade ſolche wählen, die man nicht überwinden kann, die zu beſiegen ſo ſchändlich iſt? Das Buch hat hier bei ſeiner Erſcheinung ſehr gefallen. Ich kann mir das denken; für die verſchlemmten Pariſer war das Teufelsdreck.

Volupté, par Sainte-Beuve.

Deux Volumes.

(1834.)

Die französischen Romane, die guten wie die schlechten, kann man trinken, so leicht und fließend ist die Schreibart. In dem Romane aber, von welchem hier die Rede ist, muß der Leser erst den Styl zermalmen. Es kömmt eben daher, weil dem Verfasser, wie allen Franzosen, die Philosophie der Empfindungen noch etwas fremdes ist, deren Substanz sie noch nicht flüssig bekommen konnten.

Sonderbare Entwickelung des französischen Geistes, der erst Schmetterling war, ehe er zur Puppe wurde.

Held ſpricht von ſeiner Reue und Buße, ehe man ſeine Sünden erfährt.

Man lieſt den Roman ſo langſam, als wäre es ein wiſſenſchaftliches Werk.

Die Geſchichte iſt ſo ſchwer beladen mit Philoſophie und Moral, daß ſie nicht von der Stelle kömmt.

Der Roman hat unüberſehbar breite Strecken bedeckt mit dem Heidekraut einer frucht- und ſchattenloſen Liebesphiloſophie, und man muß oft lange leſen, ehe man wieder Häuſer und Menſchen findet. Welche mühſelige Wolluſt! wird mancher Leſer nicht ſelten ausrufen.

Den Rezenſenten von Gottes Werken (Roman) der Menſch, Roman oder Geſchichte? hat man nie gefragt.

Glücklicherweiſe vergißt der Verfaſſer oft ſeine Drohung, uns eine Biographie (Pſychologie) der Wolluſt zu geben, und ſo oft er ſich ihrer erinnert, fertigt er ſie kurz und verdrießlich ab.

— Der Held, weit entfernt voluptueux zu ſein, iſt merkwürdig keuſch. —

Der Held, ein unglücklicher Meteorolog der Seelenwitterung, der beſtändig nach Barometer und Thermometer ſieht, und darüber verſäumt gutes Wetter zu genießen, gegen ſchlimmes ſich zu decken. — Ein Deutſcher gewinnt nichts aus dem Romane; er hat für ihn nur ein hiſtoriſch-politiſch-geographiſches Intereſſe, die Bedeutung nämlich, daß er einen Franzoſen zum Verfaſſer hat. — Erzählt feierlich und zerknirſcht wie er zum erſtem Male in Paris ausgezogen mit dem feſten Vorſatze, an dieſem Tage ſeine Unſchuld zu verlieren. Dieſes geſchah nach ſeinem zwanzigſten Jahr. — Moraliſche Luſtſeuche. — Sein Reuejammer, gewöhnlich verziert mit lateiniſchen Frucht- und Blumenſtücken aus der Bibel und den Kirchenvätern.

1 Vol. Es kann noch dahin kommen, daß die franzöſiſche Nation eine Betſchweſter wird.

— Glückliche Unſchuld, beneidenswerthe Unwiſſenheit! —

2 Vol. Vor dem Schluchzen des Büßenden hört man ſeine Bekenntniſſe nicht. — Man kann ſchon hart, tief fallen, und das erzählen; man findet Verzeihung, Mitleid, erregt Erſtaunen; man muß aber verſchweigen, daß man auf einen Miſthaufen gefallen.

Sein Herz leidet an mehreren Weibern, von welchen er die Eine liebt, die Andere geliebt hat, die Dritte geliebt hätte, von der Vierten geliebt wird — kurz, er leidet an allen Conjugationen dieſes regelmäßigen Zeitworts. Das wäre nur etwas ganz gewöhnliches; aber in ſeiner Noth ruft der Held oft den heiligen Namen Gottes an: o Dieu! — und bringt vor dieſe höchſte Inſtanz kleine Streithändel, die vor den Friedensrichter gehören. Nur noch wenige Franzoſen kennen die Gerichtsordnung Gottes. — Der zweite Band, klarer, beſſer,

intereſſanter als der erſte, weil da die Sünden zu der im erſten Bande pränumerirten Reue abgeliefert werden. — Der Held erzählt ſein Leben einem jungen Freunde zur Lehre und Warnung. Er kann den Eindruck nicht verfehlen. Wäre der Weg des Laſters immer ſo beſchwerlich, die Sündigen immer ſo langweilig, würde jeder die Tugend zum beſſern Zeitvertreibe ergreifen. — St. Paul, St. Auguſtin, Marc-Aurel, Boſſuet als Beweisſtellen der Wolluſt. — Der Verfaſſer, bei all ſeinen ſauern Bemühungen, das Geheimniß der menſchlichen Natur zu ergründen, kömmt nicht tiefer als bis zur zweiten Schicht der Phyſiologie. — Der Feſtungskrieg der weiblichen Koketterie und das alle ſo weinerlich. — Die Stecknadeln der weiblichen Koketterie. — Zu wenig geſündigt, um ein Heiliger zu werden. So wohlfeil erkauft man kein ſeliges Leben.

Behüte uns der Himmel, daß wir je eines ſo tugendhaften Beſtrebens ſpotten ſollten, ſei

auch das Bemühen noch ſo ungeſchickt. Ja, in dieſem Kinderlallen, in dieſen ängſtlich geheimen Verſuchen, iſt etwas rührendes. Aber ein Lächeln darf man ſich doch erlauben, wenn man wahrnimmt, wie die Franzoſen endlich einſehen, daß, und begreifen warum ihr Wiſſen bis jezt wurzellos geweſen, und darum all ihr Thun ſeit einem halben Jahrhundert fruchtlos geblieben; und wie ſie mit Dank und Erſtaunen von dem Chriſtenthum reden, als von einer neuen Welt, die erſt jezt entdeckt worden wäre.

Die Liſte und Schelmereien der Verſuchungen, den Gerechten ſtraucheln zu machen, und den Büßenden von der betretenen Bahn der Tugend abzulenken.

Ueber das Chriſtenthum. Der Verfaſſer lobt es ſehr. Nimmt endlich die Prieſterweihe, und ſo endigt die Geſchichte, daß er das Weib ſeiner reinſten Liebe, als Prieſter tröſtend, bis an die Schwelle des Todes begleitet. —

Wir Deutſche haben das alle beſſer, oder vielmehr wir haben das ſchlimmer. — Demuth der Menſchheit, Hochmuth der Menſchen. — Gottesfürchtige, gottergebene Menſchen, wie ſie ſich nicht ertragen. —

Shakespeare, der beſte Ueberſezer dieſes unſterblichen Werkes: Der Menſch, und ſonderbar, die Deutſchen haben den Ueberſezer gelobt und das Original getadelt. —

Die das Buch in die Hände nehmen oder wegwerfen, angelockt oder abgeſchreckt durch den Titel, die täuſchen ſich, die Einen wie die Andern.

Alte Nationen haben viele Aehnlichkeit mit alten Weibern.

Steht ſeiner reinſten Liebe, der Frau eines Andern, als Prieſter in der Todesſtunde bei. Beichte. Communion. Letzte Oelung. — Die Krankheiten der Seele und des Herzens heilt man wie die des Körpers ſchwer und ſelten mit Arzeneien, ſondern durch Lebensordnung. —

Hamann *).

Hamann, gleich noch andern früheren, gleichzeitigen und ſpätern deutſchen Philoſophen, wendete eben ſo viel Wiz und Scharfſinn an, den Glauben an die heilige Schrift und deren Offenbarungen zu vertheidigen, als die gleichzeitigen franzöſiſchen Philoſophen angewendet, ihn anzugreifen. Aber Wiz und Scharfſinn ſind Waffen gut zum Angriffe, doch nicht zur Vertheidigung des Glaubens. Wer die Dunkelheit beleuchtet, um zu lehren, was ſie ſei, der zerſtört ſie. Hamann ſucht den Zwiſt des Ver-

*) Geſchrieben in Auteuil 1834. A. d. H.

ſtandes mit dem Glauben zu ſchlichten, ohne daß einer dem andern einen Schritt entgegenzukommen, ohne daß ſie von ihren wechſelſeitigen Anſprüchen das Geringſte aufzuopfern nöthig hätten. Ein verzweifeltes Unternehmen. Der Glaube iſt Licht für das innere Auge, Muſik für das innere Ohr. Einer tauben und blinden Seele erklärt man das durch Worte nicht.

Hamann hat ein ſo kindliches Vertrauen zu Gottes gütiger und väterlicher Führung, daß er von 300 Pfund Schulden redend, die er in London gemacht und die ihn ängſtigen, ausruft: „wie ſollte es Gott auf eine Kleinigkeit ankommen? Die 300 Pfund ſind ſeine Schulden.“

Die deutſche Sprache zur Zeit Hamanns hatte etwas von den Sitten, Kleidern, Trachten und Moden der damaligen Zeit, wie ſie auch in Frankreich herrſchten. Es fällt uns etwas ſchwer, einen geiſtreichen Mann mit einer Allongeperücke, wie ſie Voltaire trug; eine große tragiſche Schauſpielerin im Reifrocke zu finden.

Hamanns Geiſt ſcheint von ſeiner Sprache maskirt.

Hamanns Schriften. Gold mit Schlacken, ohne Geſchmack, ohne Form.

Die Manigfaltigkeit der Kenntniſſe der deutſchen Schriftſteller und ihre Beleſenheit in der Literatur aller Völker und Zeiten, gibt ihnen, wenn ſie Dichter und Humoriſten ſind, eine große Bildung aus allen Zweigen des Wiſſens, ſo daß man gelehrt ſein muß, die Spiele ihres Wizes zu verſtehen. So Hamann. Sie ſind ſo bekannt mit jenen Kenntniſſen, dieſe ſind ihnen ſo häuslich und alltäglich geworden, daß ſie ganz vergeſſen, daß es gebildete Leſer geben kann, die dieſes nicht verſtehen.

Hamanns Worte reichen nicht für ſeine Gedanken, nicht für ſein Denken hin.

„Die Dämmerung des Ausdrucks“. Glückliches Wort Hamanns, das man auf ſeine Schriften anwenden kann.

Hamann lebt nur in der Bücherwelt. In

seinen Schriften ist so viel von Büchern die Rede, als in den Memoiren der französischen Schriftsteller von Menschen.

Den deutschen Gelehrten ist die Welt ein Buch, wozu die Wissenschaft den Text, das Leben die Notizen liefert.

Hamanns Schriften haben einen Vorzug, der oft den Werken der berühmtesten Schriftsteller fehlt, um ihnen die äußerste Vollendung zu geben; ein Vorzug, den jeder Schriftsteller sich aneignen sollte und könnte, weil weder Talent noch Geist dazu gehört, sondern nur Klugheit oder Bescheidenheit; ein Vorzug, der auch eine schlechte Schrift vor strengem Tadel und den Leser einer langweiligen Schrift vor Langerweile schüzt — die Kürze.

Es gibt unter den deutschen wenige philosophische Schriftsteller, die man unmittelbar genießen kann, die dem Geist eine schon zubereitete Nahrung geben. Die Vollendetsten geben uns Mehl, das man erst zu Brod backen, die

minder Vollendeten Getraide, das man erſt mahlen muß. Hamann aber gibt uns dieſes nicht einmal. Die Bedürfniſſe unſeres Geiſtes zu befriedigen, gibt er uns die Arbeit. Er iſt ein ſcharfer Pflug, und wenn man ihn geleſen, und in die Furchen, die er in unſerem Geiſte gezogen, geſäet hat, wird man der Aerndte froh. Seine Gedanken bereichern uns nicht, aber ſein Denken.

Hamann hat oft Artikel gegen ſeine Rezenſenten. Die Schimpfreden deutſcher Kritiker und Antikritiker ſind rieſenhaft. Die Zänkereien der homeriſchen Helden ſind artiges Hofgeſchwäz damit verglichen.

Hamann mußte von ſeinen Rezenſenten, die ihn nicht verſtanden, oft den Vorwurf hören: er habe nur wizig ſein wollen, ſo wie den der Dunkelheit. Hamann in ſeinen Antikritiken, ſucht ſich deutlich zu machen, aber ohne Erfolg. Er gebraucht eine Blendlaterne, wobei er ſieht, aber kein Anderer.

Es gab mehrere ſolche Geiſter wie Hamann, die wie Blize in die dunkle Nacht ihrer Zeit herabfuhren, aber nicht dazu dienten, ſie zu erhellen, ſondern nur zu erfriſchen.

Frau von Genlis ließ ihre Zöglinge mit bleiernen Schuhen große Fußwanderungen machen, damit ihnen hierdurch weite Fußreiſen in gewöhnlichen Schuhen zum Spiele würden. Ich würde aus gleichem Grunde den Franzoſen, die ſich mit der deutſchen Literatur bekannt machen wollen, um ſich gegen alle Ermüdung abzuhärten, rathen mit Hamann den Anfang zu machen.

Hamann lebte und wirkte gleichzeitig mit Rouſſeau, Voltaire, und ſie gehörten zwei an einander grenzenden Völkern an. Wenn man aber das Leben und Wirken Hamanns und anderer deutſchen Schriftſteller mit dem der franzöſiſchen des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht ſollte man nicht glauben, daß Jahrhunderte oder das Weltmeer ſie getrennt? Welche Noth, Armuth und Verborgenheit bei den Deutſchen,

welches Wohlleben, welcher Glanz und welches Ansehen bei den französischen Schriftstellern! Auch viele der lezten litten und hatten mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, aber sie besiegten endlich immer ihre ungünstigen Verhältnisse, und hatten in ihren Kämpfen immer Waffenbrüder zur Seite. Und welch' ein Unterschied zwischen den Widerwärtigkeiten eines deutschen und eines französischen Schriftstellers. Der erste focht im Dunkeln, keiner war Zeuge seines Muths und seiner Wunden, und alle seine Leiden wurden lebendig begraben. Der französische Schriftsteller, der Verfolgungen und Noth litt, hatte ganz Paris zum Zeugen. War er wie Rousseau unglücklich, ein Bettler, ein verkannter Biedermann, so spielte er seine Lebensrolle, gleich dem Glücklichen, dem Reichen, dem beliebten Voltaire, auf der nämlichen Bühne, beim Schein derselben Lichter mit ihm. Welcher Luxus in der Noth Rousseaus, welche Armuth in der Hamanns! Der französische Schrift-

ſteller litt wie ein König im Kerker, den ſein Feind, der ihn gefangen hielt, in den Hungerthurm ſperrte; der deutſche hungert wie ein armer Taglöhner. Der franzöſiſche ging im Sturm unter, der deutſche ertrank in einem Mühlbache.

Rousseau, Juge de Jean-Jacques. Dialogues.

Motto: „Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis (Ovid) — Il confia le premier dialogue à Mr. Brook-Bothby. Ce manuscrit ne fut point imprimé du vivant de l'auteur. — Il les acheva en 1776.

Du sujet et de la forme de cet écrit. „J'ai souvent dit, si l'on m'eut donné d'un autre homme les idées qu'on a donné de moi à mes contemporains, je ne me serais pas conduit avec lui comme ils font avec moi.“

Rouſſeau konnte das Geheimniß nicht errathen, warum er ſo allgemein verkannt, gehaßt, verſpottet, verfolgt wurde. In dieſer Schrift wollte er ſich anatomiren; aber das iſt alles

vergebens. So lange die Seele athmet, kann man nicht aus dem Fleische und der Haut heraus. Während dem Leben ist jede Selbstvertheidigung eines verkannten Menschen unnüz, nach dem Tode überflüssig. Die Vertheidigung vermehrt nur die Beschuldigung der Gegner, denn der Angeklagte kann nicht unterlassen seine Natur im Kriege noch mächtiger als im Frieden hervortreten zu lassen. —

Man muß nicht fragen: woher kömmt es, daß so viele edle Menschen aller Zeiten verkannt, gehaßt und verfolgt wurden, und die Liebe und Achtung, die ihnen gebührte, den Ausgezeichnetsten unter den Schlechten zugewendet wurde? — Nicht darüber muß man sich wundern. Das war nie anders, das wird nie anders sein. Leidenschaften sind die Wolken, welche die Sonne der Wahrheit verfinstern. Aber man muß fragen, woher kömmt es, daß diese Verkennung oft so lange dauert, und selbst das Leben eines Menschen überdauert. Das geschah nicht

in den alten Republiken, wo das Volk immer ſchnell von ſeinem Wahnſinn zurückkam, weil die Führer, die es irre führten, nur die Macht übten, die ihnen Glück oder Gunſt oder Geiſteskraft gab, die bald endete. Wo aber die Macht ein Recht iſt, das Recht ein Beſitz, und erblich; da wo Vorurtheile in einem Stande befeſtigt, durch Geſeze bewacht werden, wo der Einfluß der Individuen aufhört, da enden die Vorurtheile nie.

Rouſſeau hielt den Menſchen für gut. Da er nun aller Orten und Länder auf gleiche Weiſe wie in Paris, Spott und Verfolgung fand, da er überall verkannt worden auf gleiche Weiſe, weil er überall der nämliche blieb, überall beleidigte durch ſeinen Stolz der Tugend, hielt er das für eine organiſirte Verſchwörung, die aus dem Hauptquartier ſeiner Feinde geleitet worden. — Er vergaß, daß die Menſchen ſich überall gleichen, daß von den

Waſſertropfen, die eine gemeinſchaftliche Quelle haben, es keiner Verſchwörung bedarf. —

Rouſſeau hielt's mit keiner Parthei, und das in Paris! Er hätte in der Einſamkeit leben ſollen, dann hätte er alle Verfolgungen vermieden. Wer in der Geſellſchaft lebt, muß flüſſig ſein, wer hart und unauflösbar darin herum ſchifft, wird hin und her geſchwemmt, ſinkt zu Boden, oder wird fortgeſpühlt.

Rouſſeau konnte keine Wohlthat ertragen, die Feſſeln der Erkenntlichkeit waren ihm unerträglich. Er ward der Feind ſeiner Wohlthäter.

Der üble Einfluß der Armuth auf den Charakter eines reichen Geiſtes macht mißtrauiſch. — L'historien du coeur humain nennt ſich Rouſſeau ſelbſt und mit Recht.

Das Herz, das Vaterland des Menſchen.

Rouſſeau, dem wie die Ohren, ſo das Herz ewig ſauſte. — Wer das nicht kennt! Leiden — Störungen. — Man glaubt, ſie kämen von außen, aber ſie kommen nicht von außen.

ſtüzen! Das ſchläferige Weſen wieder einzuführen, war der Hauptzweck jener Beſchlüſſe des Congreſſes von München-Gräz; man wollte den jungen deutſchen Volksvertretern den alten Puls des Regensburger Reichstags beibringen, und man wird dieſen Zweck bald erreichen. Keiner verliert dabei als das deutſche Volk; denn ſeine uns wohlbekannten ſo freiſinnigen, muthigen und ſtandhaften Fürſprecher, werden in dem Anwachſen ihrer Collegien-Hefte und der Vermehrung ihrer publiziſtiſchen Citate reichen Erſaz für die Verminderung ihrer Bücher finden.

Des alten Buches zweiter Theil.

Eine Käs-Novelle (Käse-Mährchen)

von

Ludwig Börne.

(1835.)

Ein geneigter Leser unterscheidet sich von einem ungeneigten nur durch den Grad des Winkels, den er mit dem Buche oder dessen Verfasser bildet. Der geneigte Leser bildet einen spizigen, der gleichgültige einen rechten, der ungeneigte Leser einen stumpfen Winkel; woher es auch kömmt, daß Schriftsteller von Verstand ihre feindlichen Rezensenten stumpf nennen. Aus diesen mathematischen Säzen könnten für die deutsche National-Literatur, besonders für die romantische Poesie die wichtigsten Folgerungen gezogen werden. Es ist aber gegenwärtig

nicht meine Abſicht dieſe zu erörtern. Es genügt mir einige nüzliche Wahrheiten gleich voran aufgeſtellt zu haben; denn jeder gewiſſenhafte Schriftſteller ſollte, ſo oft er ein neues Werk beginnt, bedenkend die Ungewißheit aller menſchlichen Dinge, und daß er auch bei dem beſten Willen dahin geführt werden könne, unnüze, einfältige und ſchädliche Sachen zu ſchreiben, gleich im Anfange irgend einen Nuzen für die Leſer ſicher ſtellen.

Ich kann jezt beruhigt fortfahren. Der ungeneigte wie der geneigte Leſer werden es nicht weniger logiſch und dankbar als landwirthſchaftlich finden, daß ich künftiges Mährchen, welches ich eben zu dichten anfange — denn ſeit mich Athelſtan Tieck ſcheel angeſehen, und der Hanns in mich gefahren, halte ich mich für einen Dichter, wenn auch nur für einen claſſiſchen — daß ich es ein Käſe-Mährchen nannte. Mit Recht wurde es ſo genannt, weil es aus der Butter-Novelle entſtanden iſt,

gemacht und verfertigt worden, womit Tieck die Urania von diesem Jahre verziert hat. Geschmackvolle Leser könnten mich fragen: warum ich meine poetische Production statt Käsemährchen nicht lieber Mährchen-Käse genannt, und warum ich von Tiecks Poesien redend, nicht treffender Novellen-Butter als Butter-Novelle gesagt? Auf die erste Frage weiß ich nichts zu antworten, denn ich fühle, daß ich Unrecht habe; auf die andere aber erwidere ich: daß hier nicht von Tieck's gewöhnlicher Novellen-Butter, sondern von einer potenzirten, von einer eigentlichen Butter-Novelle die Rede sei, welche unter dem Namen: das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein, im genannten Almanache zu lesen ist. Noch eine dritte Frage könnte man an mich richten: warum ich für nöthig gehalten, aus Tieck's Novellen-Butter Novellen-Käse zu machen, da Alter und Säure jene Butter selbst schon zu Käse gemacht? Diese große Frage zu erörtern ist aber jezt nicht

Zeit, ich werde ſie umſtändlich in dem ſiebenten und achten Theile meiner Briefe aus Paris beſprechen, die nächſtens in der Andreäiſchen Buchhandlung in Frankfurt erſcheinen werden, die aber nicht für den Pöbel in den Buchhandel kommen, ſondern blos für die verehrten Mitglieder des hohen deutſchen Bundes pro Dictatura gedruckt werden, wobei alſo Herr Ludwig Tieck in Dresden nicht zu kurz kömmt.

Ich hatte anfänglich das Käſe-Mährchen der Urania von 1836 zugedacht; aber zwei Zweifel, die bald in mir aufſtiegen, brachten mich von meiner Entſchließung wieder ab. Die verdrießliche Kakophonie in zwei Zweifeln hat mir Hanns eingeblaſen; ſie thut mir leid, aber Hanns iſt unwiderſtehlich. Das erſte Bedenken war: der Komet, der im Herbſte dieſes Jahres erſcheint, und der mit ſeinem furchtbarem Schweif aus Dunſt und Waſſer an der Erde ſo nahe vorbei ſtreicht, daß zu befürchten iſt, die deutſchen Almanache werden nicht mit

ihm zu konkurriren wagen und im nächſten Jahr gar nicht erſcheinen. Das zweite Bedenken war: ich wußte nicht, ob Herr Tieck und ſämmtliche Dienerſchaft der Urania, ſowohl die Stahlſtecher als die Poeten und Proſaiſten, ihr Werk und Bilder ſelbſt verantworten müſſen gegen den Bundestag und ſeinen Wohlfahrtsausſchuß, oder ob ſie unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung ſtehen und ſchreiben. Wäre ich des leztern gewiß geweſen, hätte ich mir es zur großen Ehre gerechnet, mich unter das Gefolge der Urania zu miſchen; denn es gibt nichts Ehrenvolleres für einen ächten deutſchen, tapfern, kühnen, unabhängigen, freiſinnigen, ſtolzen Mann, als ſich mit ſeinen Meinungen, Geſinnungen und Reden unter die Vormundſchaft eines Buchhändlers zu ſtellen. Aber ich war deſſen nicht gewiß, fürchtete meine Worte ſelbſt verantworten zu müſſen, und dieſer Gedanke iſt mir unerträglich, ja er könnte mich raſend machen. Zu antworten, ſtatt zu fragen — pfui!

Auch werden mir meine erbittertſten Gegner die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich immer nur unverantwortliche Sachen geſchrieben.

Möchte mich doch Einer das Geheimniß lehren, wie Oberon-Tieck die anatomiſche Unmöglichkeit zu Stande gebracht, ſich ſelbſt zu umarmen und ſich hierdurch zum großen Dichter zugleich zu machen und zu erklären! Auf dem gewöhnlichen oſteologiſchen Wege iſt dieſes gar nicht zu erreichen. Aber ein König der Elfen iſt wie ein König der Menſchen; er erlaubt ſich alles, weil ihm keiner wehrt. Seine gute brave Haushälterin, die ſeine Küche beſorgt, ihm wollene Strümpfe ſtrickt und den Rücken mit einem Lappen Flanell reibt, erhebt er zu einer Gloriane, zu einer Titania. Eine dürre proſaiſche Seele, voller Menſchenfurcht und Philiſterbedenklichkeiten, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Gott und ohne Hoffnung, krönt er zum Dichterfürſten, und wenn ſich einer erkühnt, dieſer Fürſtlichkeit wie jeder andern zu ſpotten,

ſchimpft er ihn einen unterirdiſchen, buckelichen, krummbeinigen, ſtotternden Gnom, der von Dingen ſpricht, die ihn nichts angehen, und die er nicht verſteht.

Aber weder Wachler, noch Menzel, noch ſonſt ein deutſcher Literatur-Hiſtoriker hätte es nur drei Tage vorherſehen können, daß ich mit Meiſter Ludwig Tieck ein romantiſches Verhältniß anknüpfen würde — ich, der gegenwärtigſte aller Menſchen, die ſich je in den Straßen von Paris umhergetrieben haben. Denke aber darum keiner ſchlimm von mir, weil ich ſo gegenwärtiger Natur bin; meine ſchwache Verdauung iſt Schuld daran. Ich habe ſchon vor vielen Jahren die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht, daß alle ausgezeichneten romantiſchen Dichter unſeres Vaterlandes zugleich ausgezeichnete Eſſer und Trinker ſind und waren; ja, wenn es nicht unſchicklich wäre, könnte man ſie Freſſer und Säufer nennen. Auch werden ſie, wenn ſie einſt vor Gottes Richterſtuhl ſtehen, und der

Herr ſie fragen wird — nicht, was habt Ihr gethan für euer Volk? denn ihm iſt wohlbekannt, daß ſie Sklaven waren und ihnen die Hände gekettet, wie uns Allen — aber ſie fragen wird: was habt ihr gelitten? — werden ſie nichts zu antworten wiſſen als: die Gicht, die Rückenmarkdürre, das Aſthma, die Nervenſchwindſucht — und der Herr wird ſich ihrer elenden Seelen um ihrer elenden Leiber willen erbarmen.

In meiner Jugend, da ich noch einen guten Magen hatte, gefielen mir Tieck's romantiſche Dichtungen ungemein, ja ſie entzückten mich oft; und vorgeſtern, da ich von Tieck's friſcher ungeſalzener Novellen-Butter koſtete, konnte ich ſie nicht vertragen. Es kann aber auch ſein, daß die Veränderung meines Geſchmacks nicht aus dem Unterleibe, ſondern daraus entſpringt, daß ich älter und Tieck alt geworden. Es iſt auch möglich, daß es eine Selbſttäuſchung geweſen, als ich glaubte, Tieck's romantiſche Dichtungen

hätten mich einſt entzückt. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß damals, als dieſes geſchah, ich, ſo oft ich ein Buch von Tieck (wie ohne Unterſchied auch jedes andere) in die Hand genommen, ich immer kurz vorher getrunken hatte, und zwar mehr viel als gut. Entweder ſogenannten alten Malaga bei Sioli, oder Hoppelpoppel bei Schelling (nicht dem Naturphiloſophen, ſondern dem Kuchenbäcker auf dem Markte) oder Franzwein im Ring, oder Cognac auf meiner Stube, oder irgend etwas Anderes, irgend wo anders. Es iſt alſo möglich daß, was ich damals für Entzücken gehalten, nichts anders geweſen ſei, als die Begeiſterung, die ich aus dem Alkohol geſchöpft, und womit ich als Weihwaſſer den hochchriſtlichen und tiefromantiſchen Tieck beſprengt hatte. Vielleicht aber iſt dieſes alle nicht und ich thue mir unrecht.

Vielleicht wäre ich heute noch ſo romantiſch und buttergeſinnt, wenn ich nicht ſeit vier Jahren in Paris wohnte, dieſer vermaledeiten Stadt,

in der Kaiſer Oktavian und die heilige Genoveva ſelbſt, ſchon nach einem Aufenthalte von drei Tagen, ihren eigenen leiblichen Vater auslachen würden.

Herr von Raumer in England
und
ſeine Genoſſen in Deutſchland.

Wie beneide ich den edlen Donquichotte um ſeinen ruhmvollen und glücklichen Wahn! Er kämpfte mit Windmühlen, freilich; aber er glaubte doch gewaltige Rieſen zu bekämpfen. Ich aber fechte mit Windmühlen, und weiß, daß ich mit Windmühlen fechte, und muß doch mit ihnen fechten. Denn was ſie mahlen, ſind die Gebeine eines Volkes, und was ſie heraus-bringen, iſt die Speiſe für das unerſättliche Thier, das von Fleiſch und Blut lebt, und was ſie klappern, iſt die Lüge, und was ſie

gewinnen, iſt eine Meze Dienſtbarkeit. Wer aber nicht weiß, was eine Bockmühle iſt, der weiß nicht was ich leide. Nur wer Herrn von Raumer kennt und ſeines Gleichen, der kennt meinen Schmerz, denn er weiß, was eine Bockmühle iſt. Eine Bockmühle, oder eine preußiſche Windmühle unterſcheidet ſich von einer gewöhnlichen holländiſchen darin, daß, während leztere nur mit dem Dache und den Flügeln, erſtere mit dem ganzen Gebäude ſammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann. Und jezt bedenkt, was nicht all für Zeug in dem hiſtoriſchen Raumer ſteckt, und was ſich alle mit ihm dreht, wenn er ſich dreht, und was es einem feſten und ſtolzen Herzen koſten muß, ſich von ſolchen Windmühlen anſchwindeln zu laſſen. Wäre es die Liebe nicht, die mich treibt, die Liebe, die nicht rechnet, ich bliebe weit von ihnen. Denn was wäre zu gewinnen in ſolchem Kampfe? Ruhm nicht, denn es iſt keine Gefahr dabei, und den Ekel zu

beſiegen, das iſt kein Heldenthum; Ehre nicht, denn ich ſtreite im Dunkeln; und Vortheil bringe ich der guten Sache auch nicht, ich bringe ihn eher der ſchlechten. Sie werden nach ihrer Art Fezen aus meiner Wahrheit ſchneiden, und ihre durchlöcherten Lügen damit flicken.

Altes und junges Deutſchland.

Herr Kühne, eines der bedeutendſten Mitglieder des Berliner literariſchen Thierkreiſes, hat ſich über mich und mein Beſtreben wie folgt geäußert („Literariſcher Zodiacus“ 1835 Jan. S. 73.) „An Börne haben wir dieſe vul„kaniſch ausgebrannte, hohle, dürre, unfruchtbare Schreckgeſtalt der Weltironie. Der we„nige von Jean Paul theilweiſe erborgte Humor „wurde raſch aufgebraucht, der Wiz, mit dem „er anfangs ſo glücklich den kleinen Krieg ge„gen die Frankfurter Preſſe und ſonſtige Lokal„miſeren geführt, wurde an ihm wie ein Haut„jucken und Gliederzucken zur Krankheit, ſein

„anfangs leuchtendes, blizendes Auge wurde „ſtechend und ſtarr, ſein Gedankenſpiel wurde „fix, ſein früher ſchäumendes Gehirn verbrannte, „ſein Herz verkohlte, ſeine Phantaſie wurde zu „Zunder. Die Symptome zeigten ſich allmäh= „lig, aber immer zahlreicher in dieſer craſſen „Ausartung; Börne könnte, wenn es mit rechten „Dingen zuginge, nichts weiter mehr thun, als „radical wahnwizig werden, oder Hand an ſich „legen; weiter bleibt ihm nichts übrig in einer „Welt, die der leibhafte Teufel für ihn regiert. „Sobald Börne's Ergießungen unſchön wurden, „mußte man nicht allein für ſein Gemüth, das „ſich völlig aushöhlte und verkohlte, auch für „ſein Gehirn beſorgt werden. Er iſt ein ſchreck= „bares Phänomen der Zeit, ein großes Talent „iſt in ihm zur Ruine geworden. Ich habe die „Stadien ſeiner Entwickelung ſtill verfolgt, ich „könnte eine Geſchichte dieſes pſychologiſchen „Patienten ſchreiben, es wäre die Geſchichte des „menſchlichen Wahnſinns."

Wenn dieſer Herr Kühne wirklich das iſt, wofür er ſich ausgibt: der ſchlaue Mouchard meiner Entwickelung, der ihr lange leiſe nachgeſchlichen, und der alle ihre Wege kennt, dann ſollte er ſeine wichtigen Entdeckungen der Welt mittheilen, er ſollte mein mediziniſcher Plutarch werden, und die Geſchichte meines Geiſtes ſchreiben, welche, wie er ſagt, nichts weniger als die Geſchichte des menſchlichen Wahnſinns iſt. Es wäre ſeine Staatsdienerpflicht dieſes zu thun, nicht etwa zu meinem eigenen Beſten, denn ich muß es in der Zerknirſchung meines Herzens bekennen, daß an mir Hopfen und Malz verloren iſt; aber er ſollte es thun zur Belehrung der Andern, zum abſchreckenden Beiſpiele, wohin es führt, wenn man in Deutſchland den windſtillen Freihafen der Wiſſenſchaft verläßt, und in die Stürme des Lebens hinausſchifft. — Sollte aber Herr Kühne, weil er die Vernunft der eleganten Welt verwaltet, darum keine Zeit übrig haben, ſich mit meiner Unver-

nunft zu beſchäftigen, ſo mache ich ihm das freundliche Anerbieten eben ſo viele Mühe, und zwar mit landesüblichen Zinſen, auf ſeine elegante Vernunft zu wenden, als er Mühe und Arbeit meiner groben Unvernunft gönnen wird. Kurz, und um mich mit klaren Notariatsworten zu verpflichten: ich will ſo lange ein fleißiger Mitarbeiter an der Zeitung für die elegante Welt ſein, als Herr Kühne gegen mich ſchreiben wird, und ich glaube mir nicht zu viel zu ſchmeicheln, wenn ich überzeugt bin, daß ich mich dieſer zu übernehmenden Verpflichtung, nicht blos zur Zufriedenheit der eleganten Leſer, ſondern auch zu der des Herrn Kühne ſelbſt entledigen werde. (Ich will ſo flau ſchreiben, ſo zahm, weich, morſch, bleichſüchtig und rückenmarkdürr, ſo polizeimanierlich und bundestäglich, daß alle Welt bekennen ſoll, daß ich dem jungen Deutſchland zur größten Zierde gereiche.) Aber hat Herr Kühne es auch wohl bedacht, als er wagte, die Cenſur in Frankfurt, dieſe

heilige Mutter Gottes, die ja wie in Frankfurt, ſo auch in Berlin, Wien, Leipzig, München und in ganz Deutſchland angebetet wird, unter die Localmiſeren zu rechnen? Er ſehe ſich vor, Herr von Rochow könnte ihn ſonſt als Relaps behandeln, und ihm unterſagen die elegante Zeitung zu redigiren.

Herr Kühne kann es mir glauben, daß ich noch eben ſo viel Credit bei Jean Paul als früher genieße, und daß derſelbe ſich nicht weigern wird, mir von ſeinem Humor zu leihen, ob ich auch den, welchen ich ihm einſt abgeborgt, noch nicht zurückbezahlt habe. Dieſer reiche und edle Geiſt vertraut am liebſten den Armen. Mein früheres Talent Localmiſeren glücklich zu behandeln, wie ſollte ich es verloren haben? An Miſerenlokalen, provinzialen und nationalen iſt noch heute kein Mangel in Deutſchland, und das müßte ein Genie von Dummkopf ſein, den ein ſo reicher Stoff nicht zu begeiſtern vermöchte.

Wenn ich aber geduldig wie ein deutſcher Leichnam mich dem Zergliederungsmeſſer des Herrn Kühne hingebe, dann darf ich wohl im Namen der Gerechtigkeit mir eins von ihm bedingen; nämlich: daß er mich wirklich zergliedere, mich, nicht ſich; daß er meine Pariſer Briefe, die es hier doch wohl gilt, zum Vortheile des Rechts und der Wahrheit widerlege, ſie aber nicht für ſich als Panisbriefe benuze; daß er nicht den Geiſt aus meinen Werken ziehe, welches, wie er mir gern geſtehen wird, ſehr ſchwer iſt, ſondern das Wort. Daß er meine Reden anführe, unverfälſcht, unverſtümmelt, vollſtändig, mit Gänſefüßchen verwahrt, und dann bekämpfe, niederſchmettere, zermalme er mich ohne Barmherzigkeit. Und wenn er ſo thut, möge er auch das lezte Wort behalten, ich würde, ich könnte nichts darauf erwidern. In jeder meiner Meinungen iſt zugleich deren Vertheidigung enthalten, und wer meine ausgeſprochenen Meinungen wörtlich und vollſtändig anführt, der hat mich zugleich vertheidigt.

(1835.)

Goethianer. — Eure Kunst, eure Poesie ist nichts als Formschneiderei — wer für die Zukunft lebt, lebt in ihr und weil körperlos auch schattenlos und im reinsten Lichte seines Daseins. Man wird meiner noch gedenken, wenn man längst aufgehört haben wird euch zu verschmähen, wenn man euch vergessen haben wird. — Ihr liebt nichts als euch und haßt nichts als die Liebe. — Die wahre Kunst ist eine Tochter der Zeit, aber die eure ist ein Findelkind, wie eure Kunst so ihr. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft lebt Ihr nur in der Gegenwart, klammert euch daran fest. Darum zittert Ihr, wenn die Gegenwart wankt, darum haßt Ihr wer sie rüttelt, darum haßt Ihr was wird und noch nicht ist, jede Hoffnung, und lebt nur dem Genusse.

Tieck. — Wahrheit, Freiheit, Recht, Menschenliebe sind Tieck und seinen Gläubigen nur

Mährchen. — Die betrübten Waiſen des todten Apis (Goethe), die ſich einen neuen Gott und Vater ſuchen. — Tieck zeige uns das Wort, das er gegen Napoleon gedichtet, als ſeine Herrſchaft auf Deutſchlands Fürſten laſtete, nur zu leicht für ihre Schuld, nur zu kurz für die Wohlfahrt des deutſchen Volkes; er zeige uns das Wort, das er in der Dresdner Inſurrektion geſprochen. Ihr ſeid wie Emigranten aus dieſer Zeit der Freiheit und ſchimpft ohnmächtig und droht lächerlich von der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts zu uns herüber. Weimar iſt euer Coblenz und Goethe euer Condé. — Goethe hatte ſeine Jugend wie die Blattern ausgehalten, der Werther blieb ihm als eine Narbe zurück, denn Gott ſei Dank, Deutſchland hat noch keinen Jenner gehabt, gleich Paris, der gelehrt die Jugend inoculiren, daß auch nicht eine Narbe im Herzen übrig bleibe — das poetiſche Polizei-Geſindel!

Reiſen.

(1836.)

Semilaſſo's Lorbeeren, Heine's florentiniſche Nächte, des Herrn von Raumer's radikale Rübchen und konſervative Rohrſtengel, und die Geſchichte der Deutſchen bis auf die neueſten Tage — nämlich die von Menzel — raubten mir den Schlaf. Morpheus ſelbſt hätte einer ſo zahlreichen Räuberbande nicht widerſtehen können. Meine Geſtalt ward täglich ſchlanker und lieblicher, und meine Seele nahm ungemein ab und nahte ſich der Leichtigkeit. Ach! ich war ſo flau und rückenmark-dürr wie das junge Deutſchland, und weder der erſte Bota-

niker unter den Politikern, noch der erste Politiker unter den Botanikern hätte entscheiden können, ob ich zu den radikalen Rübchen oder zu den conservativen Rohrstengeln gezählt werden müsse. Ich war ja gar nichts mehr, höchstens ein bischen Schimmel auf einem faulen Fleck der Welt, und Herr von Raumer hätte mich gelobt, wegen meiner mäßigen Gesinnung. Wenn es aber in Berlin nur zwei Menschen gibt, die mich ein wenig lieb haben, so könnten sie mich durch eine kleine Gefälligkeit, die sie nichts kostet, glücklich machen. Ich bitte sie, in Gegenwart des Herrn von Raumer einmal einen geographischen Wettstreit mit einander zu führen, ob Berlin im Wendekreise des Krebses oder in dem des Steinbocks liege, und Herrn von Raumer zur Entscheidung aufzufordern. Ich weiß zwar mit Bestimmtheit vorher, daß Herr von Raumer zur Vermittelung der beiden Extreme in den Meinungen und aus ehrfurchtsvoller Rücksicht vor dieser Vermittlung entschei-

den wird: Berlin liege unter dem Aequator; ich möchte es aber nicht blos von vorn wiſſen, ſondern auch von hinten, und ich lechze nach der Erfahrung.

In der erbärmlichen Beſchaffenheit des Leibes und des Geiſtes, kam ich am jüngſtverfloſſenen 22. Mai, meinem fünfzigſten Geburtstage, nach einer ſchlafloſen Nacht, blaß und zerſtört zum Frühſtücke. Nicht der herrliche Morgen, nicht einmal die Glückwünſche und Geſchenke, welche mir die Freundſchaft bot, konnten mich erheitern. Meine Freundin ſah mich bekümmert an und ſagte: Sie ſollten reiſen. Ich ſprang vom Stuhle auf und hatte die Milch umgeworfen. Nachdem ich eine Weile lang, nachdenklicher als einſt Cäſar am Rubikon, an dem Milchbache auf und abgegangen war, bemerkte ich: reiſen kann jeder Narr, aber reiſebeſchreiben! das kann auch jeder Narr, fiel Freund S. ins Wort. Freilich, ſagte ich, kann das jeder Narr; warum ſollte ich es alſo nicht

auch können? Ja, ich will reiſen und reiſebeſchreiben, und ich ſchwöre es bei dieſer unſchuldig vergoſſenen Milch, die um Rache ſchreit — nicht gegen mich, ſondern gegen die, die ſie vergoſſen, denn ich war nur das blinde Werkzeug — ich ſchwöre, nicht eher wieder heimzukehren, als bis ich meinen großen Zweck erreicht.

— Sie ſollen keinen andern Zweck haben, als ſich Bewegung zu machen und ſich zu zerſtreuen. Sie ſind wieder ſehr hypochondriſch. — Ich will es bekennen, ob es zwar der Leſer vielleicht ſchon gemerkt haben wird, daß ich mich diesmal aus wichtigen Gründen, nämlich aus eigennüzigen, eines guten Styls befleißigen werde. Zwar kömmt mir nichts ſchneiderhafter vor, als wie Heine der Schneider ſeiner Gedanken und Empfindungen zu ſein, und mehr daran zu denken, wie man ſie gut kleide, als wie man ſie gut erziehe; da ich aber ſchon ſeit drei Jahren den Vorſaz in mir herum trage, von meinem fünfzigſten Jahre an ein Spizbube

zu werden, und ich daher alle Verkleidungen verſuchen will, möchte ich auch den guten Styl koſten. So thöricht werde ich aber nie ſein, mich um einen beſſern Ausdruck abzumühen, wenn der beſte ſchon früher gefunden worden iſt von einem Andern. Da nun Herr von Raumer in ſeinen Briefen aus England nach Hauſe ſchrieb, daß einmal, da er in London etwas mit angehört, was gelaſſen anzuhören gegen ſeine Staatsdiener-Pflicht geweſen wäre, es ihm wie ſpaniſcher Pfeffer durch die Naſe gefahren ſei; ſo eigne ich mir dieſe Schönheit an, und ſage: es fuhr mir wie ſpaniſcher Pfeffer durch die Naſe, als ich meine Freundin von meiner Hypochondrie ſprechen hörte.

Wild und durch und durch gepfeffert, frug ich ſie: haben Sie das in meinem Geſichte oder in Menzel geleſen? Glauben Sie ihnen nicht, ſie lügen oder heucheln beide, nein, ich habe nicht den Spleen; der Hochmuth, die Eitelkeit, die Habſucht, der Neid, das ſind die Teufel,

die mich plagen, und die will ich austreiben — wie man Teufel austreibt. Es gibt aber nur eine ſichere Art den Teufel los zu werden, nämlich, indem man thut was er will; er plagt immer nur die Widerſpenſtigen. In früherer Zeit, da es noch öfter Menſchen gab als heute, die werth waren, daß ſie der Teufel holte, da holte er ſie. Aber welche Menſchen? die edlen. Es waren immer die beſten Seelen, die vom Teufel beſeſſen waren; die ſchlechten brauchte er nicht zu holen, die kamen von ſelbſt.

Ja ich muß reiſen. Ich muß mit Lord Brougham Senf eſſen, und an dem Tiſche eines Königs die glänzende Vaiſſelle und die Profuſion der Speiſen bewundern. —

Ich muß mir glückliche Liebſchaften erreiſen, zwar nicht ſo viele als Heine, denn das iſt unmöglich, weil ſie zahllos ſind; auch nicht halb ſo viel, denn das iſt auch unmöglich; aber doch ſehr viele, welches möglich iſt, und den ganzen aſtronomiſchen Tag will ich den ſchönen Roſen-

kranz von Küſſen abbeten, und zum Entzücken aller Mezger die Sache des Fleiſches beſingen. Auch will ich ſo lange Champagner trinken, bis ich noch etwas geiſtreicheres geſchrieben, als Raumer's radikalen Rübchen und konſervativen Rohrſtengel. Ich will . . . — Sie ſind ein Narr!

— Der Himmel ſei dafür geprieſen. Was! Habe ich darum die deutſche Quartgeſchichte drei Wochen lang in meinen Händen gewogen, daß mich heute noch die Knöchel davon ſchmerzen; habe ich ſie darum durchjammert und durchlacht, um am Ende, da ich auf Ruhe und Erholung hoffte, mir von einem Philiſter ſagen zu laſſen, ich ſei ein grober Fanatiker und ich ſolle einmal in die Grazie des geiſtreichen Spötters und des Thümmelhafteſten Schriftſtellers ſeiner Zeit hineinblicken und mich ſchämen? Darum? Habe ich ihnen darum ſeit zwanzig Jahren zugerufen: ſeid keine Hofräthe, keine Philiſter, ſchreibt leſerlich, ſeid liebenswürdig, ſeid keine Perücken, um zu erleben, was man jezt ſieht? Sie ſind

keine ſteifen Hofräthe mehr, ſondern flink wie die Lakaien ſtellen ſie ſich hinter jede glänzende Equipage, möge darin ſizen wer da will; ſie ſind keine ſteifen Philiſter mehr, ſind aber Kleinmeiſter, Haſenfüße und jämmerliche Gecken geworden; ſie ſchreiben leſerlich, aber wie man ſie früher nicht leſen konnte, mag man ſie jezt nicht leſen, und man bedauert die Unverſtändlichkeit, die früher ihre Unverſtändigkeit bedeckt; ſie ſind ſo liebenswürdig geworden, daß ſie um das Lächeln jeder Gaſſendirne buhlen; die Perücken haben ſie abgeworfen, aber ſtatt friſcher Locken kamen Kahlköpfe hervor. Klug vor der Erfahrung, lebensmüde vor dem Kampfe. Betrüger ehe ſie betrogen worden, Tugend, Recht, Freiheit verſpottend in den ſchönen Jahren der Schwärmerei, an der Nadel geſpießte Schmetterlinge, ein jämmerlich Geſchlecht, das mich anekelt. Das iſt die Grazie jener adeligen und bürgerlichen deutſchen Gecken. . . . . .

kranz von Küſſen abbeten, und zum Entzücken aller Mezger die Sache des Fleiſches beſingen. Auch will ich ſo lange Champagner trinken, bis ich noch etwas geiſtreicheres geſchrieben, als Raumer's radikalen Rübchen und konſervativen Rohrſtengel. Ich will . . . — Sie ſind ein Narr!

— Der Himmel ſei dafür geprieſen. Was! Habe ich darum die deutſche Quartgeſchichte drei Wochen lang in meinen Händen gewogen, daß mich heute noch die Knöchel davon ſchmerzen; habe ich ſie darum durchjammert und durchlacht, um am Ende, da ich auf Ruhe und Erholung hoffte, mir von einem Philiſter ſagen zu laſſen, ich ſei ein grober Fanatiker und ich ſolle einmal in die Grazie des geiſtreichen Spötters und des Thümmelhafteſten Schriftſtellers ſeiner Zeit hineinblicken und mich ſchämen? Darum? Habe ich ihnen darum ſeit zwanzig Jahren zugerufen: ſeid keine Hofräthe, keine Philiſter, ſchreibt leſerlich, ſeid liebenswürdig, ſeid keine Perücken, um zu erleben, was man jezt ſieht? Sie ſind

keine ſteifen Hofräthe mehr, ſondern flink wie die Lakaien ſtellen ſie ſich hinter jede glänzende Equipage, möge darin ſizen wer da will; ſie ſind keine ſteifen Philiſter mehr, ſind aber Kleinmeiſter, Haſenfüße und jämmerliche Gecken geworden; ſie ſchreiben leſerlich, aber wie man ſie früher nicht leſen konnte, mag man ſie jezt nicht leſen, und man bedauert die Unverſtändlichkeit, die früher ihre Unverſtändigkeit bedeckt; ſie ſind ſo liebenswürdig geworden, daß ſie um das Lächeln jeder Gaſſendirne buhlen; die Perücken haben ſie abgeworfen, aber ſtatt friſcher Locken kamen Kahlköpfe hervor. Klug vor der Erfahrung, lebensmüde vor dem Kampfe. Betrüger ehe ſie betrogen worden, Tugend, Recht, Freiheit verſpottend in den ſchönen Jahren der Schwärmerei, an der Nadel geſpießte Schmetterlinge, ein jämmerlich Geſchlecht, das mich anekelt. Das iſt die Grazie jener adeligen und bürgerlichen deutſchen Gecken. . . . . .

partout qu'elle est plus forte que jamais. Il est vrai, qu'elle fait plus de bruit et qu'elle a plus de colère que jamais; mais c'est le bruit de la colère d'une cataracte, qui irrésistiblement entrainée vers l'abime, tombe en écumant et en mugissant de rocher en rocher, jusqu'à ce que, réduite en poudre, elle soit dévorée par le tombeau. La royauté est en apparence plus puissante que jamais, parcequ'elle à placé sa fortune en rente viagère et qu'elle consomme son capital; elle parait bien fraiche, bien vermeille; mais c'est l'éclat des joues d'un malade qui se meurt de consomption. Elle est au bout de ses moyens, elle n'a plus de force vitale et elle est reduite à consulter et à suivre les pratiques superstitieuses de la police secrète, de cette vieille sorcière qui lui escroque son argent, la trompe et se moque d'elle. La monarchie est tombée si bas, que les princes ne sont plus que les premiers mouchards de leurs pays.

Il n'y a pas un seul événement, pas un hasard, pas une science, pas un art, pas une nouvelle invention, pas une découverte, pas un seul homme d'état, pas un roi, qui ne conspire contre la royauté. Les caisses d'épargne, les sociétés de tempérance, les omnibus, l'homéopathie, la diète de Francfort, le roi de Bavière, les congrès des souverains, toutes ces consultations enfin des médecins, qui tiraillent le malade et l'emportent en lambeaux; les Tartares, les Baschkirs et les Kirghises au camp de Kalisch, qui s'exercent sous le commandement de l'empereur Nicolas à couper la tête aux hommes et la gorge aux femmes, pour effrayer les petits princes de l'Allemagne, les radicaux de Berne et les républicains de la France; tout cela est entré dans la conjuration. La géometrie elle-même, de temps immémorial amie de l'ordre et de la stabilité, froide et impassible de sa nature, à pris parti contre les rois; elle a tracé ses chemins de fer, elle pousse ses bateaux et

ses voitures à vapeur, et la royauté s'en va en fumée.

Et même les romans, si doux, si inoffensifs, si aimables, la consolation et le délassement des censeurs, les délices des vieilles princesses et des princes appanagés, ont tiré le poignard contre César! Un franc sans-culotte en voyant tout cela se pâmerait d'aise; mais nous autres gens proprement habillés et bien élevés, tristement condamnés à l'étiquette et à la politesse, il faut nous contenter de sourire. Eh bien, sourions et parlons des romans séditieux, des romans historiques.

Transportez-vous en arrière de vingt ans d'ici, au temps du congrès de Vienne. Dans cette sainte ville monarchique, où l'on garde les reliques gouvernementales, s'étaient alors rassemblés les principaux propriétaires de l'Europe, pour y tenir ce fameux marché de moutons chrétiens, qu'on a désigné par le nom de la paix de Vienne. Ah! qu'en ces beaux jours les pasteurs des

peuples furent contens et charmés. Ils se frottaient la tête avec de l'eau de Cologne et tachaient d'oublier les songes fâcheux et importuns des vingt-cinq dernières années. Ils dansaient, ils jouaient aux proverbes, ils s'amusaient au casse-tête politique, composant et décomposant avec des triangles, des carrés et des parallélogrammes, des territoires, de beaux royaumes, des grand-duchés, des principautés, les uns plus ingénieux que les autres. Le loup corse qui avait dévoré les bergers et leurs troupeaux était assommé; le tournis des brebis, ainsi que les vétérinaires courtisans appelaient la révolution, avait cessé ses ravages. On se promit d'être plus circonspect à l'avenir; de ne pas se laisser attrapper une seconde fois; de fermer plus soigneusement les bercails; et de se donner des mâtins plus forts, plus vigilans et en plus grand nombre. La gentilhommerie allemande s'était offerte pour cet honorable service de surveillance et d'aboiement, et avait

dans ce dessein formé une société secrète sous le nom de la chaîne de la noblesse; mais les princes n'en voulaient pas, ils se suffisaient à eux-mêmes. Les présomptueux! Dans l'orgueil de la victoire, ils furent presque généreux; ils ne chassaient pas la liberté de leurs terres; il lui assurèrent même un certain état, en la chargeant de traire leurs vaches; les princes donnaient des constitutions.

Vers ce même temps, que les pères des peuples avaient donné l'ordre de remaillotter leurs enfans, et de les bercer pour les endormir, il vivait à cinq cents lieues de Vienne, au fond d'une île, un simple bourgeois, un petit homme boiteux, auquel la providence avait ordonné de se moquer des rois, de défaire ce qu'ils avaient fait, d'éveiller les peuples en les amusant, en leur parlant de leur origine, de leur ancienne gloire, en leur racontant leurs combats, leurs victoires, leurs défaites, en leur dressant la généalogie de leurs souffrances; en

les convainquant qu'eux-mêmes étaient les auteurs de leurs misères; que les rois n'avaient fait que profiter des discordes intestines et des haines et jalousies entrenationales des peuples; et que c'est ainsi que les peuples conquis étaient devenus les esclaves des peuples conquérans, et les peuples conquérans les sujets de leurs capitaines, les esclaves de la discipline.

Sir Walter Scott s'acquitta avec l'habileté et la fidélité la plus grande de la charge que la providence lui avait donnée et dont il ne savait ni ne devinait pas le secret. C'était un tory, un aristocrate, un artiste enfin, qui ne s'inquiète jamais de ce qui doit être, mais de ce qui est. Précisément en l'an 1814, quand les rois, pour la première fois d'accord, traçaient en secret leur plan de campagne contre les peuples, Walter Scott publia son Waverley, qui commence cette suite innombrable de romans historiques qui contribuèrent plus que les événemens, plus que tous les écrits politi-

ques et journaux, à éveiller les peuples, à les avertir de leur danger, et à leur donner la conscience de leur force et de leur droit. Dès que les opprimés ont leurs historiens, les oppresseurs tombent dans l'oubli. Les rois n'ont été plus forts que les peuples, que par la raison qu'un enfant qui veille est plus fort qu'un géant qui dort. Que le géant s'éveille et il est le maitre de l'enfant. Et peu importe la manière dont les peuples soient éveillés, que ce soit par des coups de fouets et par des injures, ou par la voix douce et caressante de la liberté, il suffit qu'ils ouvrent les yeux pour foudroyer leurs tyrans.

En moins de vingt ans les romans historiques ont fait le tour du monde. Ils entraient dans les chaumières, ils entraient dans les palais, et c'était plaisir de voir, combien peu les gouvernemens les plus ombrageux s'en défiaient. Et en vérité, tandis que le peuple puisait ses enseignemens dans les romans historiques, les

princes devaient y trouver une douce flatterie. Faute de résistance, ils avaient presque oublié qu'ils étaient les maitres; partout le peuple était battu si plat, que le marteau du despotisme se rouillait faute de métaux malléables. Les romans historiques rappellaient aux lecteurs couronnés que leur pouvoir n'a pas toujours été incontesté, qu'il leur fallût beaucoup de combats et de victoires pour subjuguer les peuples; ils sentaient dans leurs veines le sang de leurs ancêtres, et en lisant des romans ils se croyaient des héros.

En même temps que les romans historiques se répandaient par toute l'Europe, et par suite de cet événement littéraire, l'histoire proprement dite, prit une nouvelle direction et l'art de décrire l'histoire changea entièrement de face. Mais pour ne pas nous égarer trop loin, nous nous bornerons àc onstater ce fait, sans en developper les conséquences. Maintenant la littérature de tous les pays et de toutes les lan-

gues s'est enrichie de romans historiques. On en trouve dans les langues italienne, russe, suédoise, danoise, polonaise, allemande; même la nation royale-prussienne a un roman royal-prussien. Et ce qui est le plus curieux, c'est que tous ces romanciers historiques n'avaient que l'art en vue, et qu'ils n'écrivaient jamais dans un but politique. De même que Walter Scott, l'Italien Manzoni était un monarchiste, même un fameux flatteur du pouvoir. Le Russe Bulgarin, dont les romans historiques sont très estimés, assurément n'y entendit pas malice; car en sujet du magnanime Czar et engourdi par le vent glacial qui souffle de la Sibérie, il ne devait jamais écrire qu'en tremblottant. Mr. Haering l'auteur de Cabanis, de ce roman historique qu'on a traduit en français, est l'homme le plus innocent du monde, au coeur papier timbré, lui qui n'a pas une seule goutte de sang dans les veines, ni une seule goutte d'encre dans son écritoire qui ne soit pas royal-

prussien; et dont les rêves même sont officiels. Cet honnête écrivain fut entrainé, sans le sentir, par le courant du siècle séducteur, et il se pendrait de déséspoir, s'il avait jamais la conscience que son roman ait été un ouvrage démagogique, et un crime de lèze-majesté. Heureusement ses amis n'ont pas à trembler pour sa vie, car il a l'habitude de ne pas me croire et d'excuser ma scélératesse, à cause de ma folie. Messieurs les Berlinois sont des hypocrites imperturbables. Maint professeur et référendaire royal-prussien tête-à-tête avec un républicain lui baiserait les mains, tandis qu'en présence d'un témoin, il dirait de grossières injures même à un royaliste constitutionnel. A l'avenir messieurs les Berlinois! Il y a de l'étoffe en vous pour mille Fouquier-Tinville; car vous êtes des caffards et des trembleurs.

Les romans historiques, abstraction faite de eur tendance morale et sociale, sont une dé-

génération de la poésie. Le mariage du roman avec l'histoire produit un genre bâtard qui n'est ni roman, ni histoire. L'art, en imitant la nature, ne doit lui emprunter que la forme et la couleur, mais jamais l'étoffe. Si vous lui empruntiez encore l'étoffe, ce serait comme si vous appliquiez des fleurs naturelles à un paysage peint. Les romans historiques sont du nombre des mille symptômes de la décadence des arts et de la littérature, que les amis intéressés de l'ancien ordre des choses reprochent, avec une joie maligne, à notre jeune siècle. Cependant nous autres amis du mouvement et du progrès, nous ne nous attristons guère de cette décadence manifeste; car nous n'ignorons pas que le printemps des arts tombe dans l'hiver des peuples, et que les chef-d'oeuvres des poêtes et des artistes ont toujours été les oraisons funèbres de la liberté et les monumens funéraires de la vertu publique.

Les romanciers qui prennent des histoires anciennes pour sujet, échappent à la censure du grand nombre des lecteurs, qui n'a pas comme les critiques la mauvaise habitude de regarder tout par un microscope, mais qui lisent simplement avec leurs yeux. Car dans les histoires anciennes, la vérité et la fiction, l'histoire et le roman, se confondent par la grande distance, on ne s'aperçoit pas de leurs empiétemens reciproques, de là vient qu'on est moins choqué par les difformités de ce genre de littérature. Mais le romancier dont l'imagination s'attache à une histoire moderne, perd cet avantage, et dès qu'il y a désaccord entre le roman et l'histoire, aucun lecteur ne balance à prendre parti pour l'histoire et à faire le sacrifice de la fiction par souvenir de la réalité. Or c'est ce qui est arrivé à Mr. de Latouche, en puisant ses inspirations dans l'histoire de la révolution française, et si l'estimable auteur de Fragoletta, si riche en esprit, en sentimens et en imagi-

nation a échoué dans Grangeneuve, c'est une preuve qui peut nous dispenser de toutes les autres preuves, que l'histoire contemporaine ne se prête jamais au bon plaisir du romancier.

Jocelyn. Episode. Journal trouve chez un curé de village.

Par Alphonse de Lamartine. *).

(1835.)

Deuxième époque. Séminaire de . . . .

1. Janv. 1793. —

„Ces corridors obscurs, ces nefs, ces murs épais
Ont versé sur mon front leur silence et leur paix;
Les souvenirs cuisants, les regrets, les images
De liberté, d'amour, de rians paysages,
A peine ont jusqu'ici dans mes nuits pénétré;"

L'homme qui joui de la paix de l'ame, n'a pas le sentiment des passions qui ne le tour-

*) Fragments d'une critique non achevée sur Jocelyn. Les indications qui les précédent font connaitre les morceaux du poême auxquels elle se rapporte.

mentent pas; l'homme en bonne santé, ne pourrait jamais se rendre compte de toutes ces maladies dont il est libre. Le véritable contentement ne se prête pas à l'analyse; on ne peut faire l'anatomie du bonheur, qu'après qu'il a cessé d'exister.

18. Fevrier 1793. —

L'amour de Dieu ne doit pas être une science, une affaire, un métier. Dieu est dans le bruit du monde, non moins que dans le silence, il se montre dans les passions autant que dans la paix de l'ame. Celui qui se retire dans la solitude pour trouver Dieu, montre qu'il n'a pas su le trouver partout.

25. Fevrier 1793. —

„O peuple ivre de sang,

Tu détruis de tes mains l'erreur qui nous abuse
Et de tous tes tyrans, ton exemple est l'excuse!"

C'est tout le contraire. De toutes les violences du peuple les tyrans sont l'excuse.

28. Fevrier 1793. —

Le mot Dieu trop souvent répété — on ne comprend pas Dieu ou on ne le respecte pas, quand on ne comprend ou qu'on ne respecte pas ses lois — c'est le langage d'un courtisan, d'un prêtre, qui exploite la vénération des hommes pour son maitre. —

Devant Dieu un roi est un homme comme un autre, et quand il permet qu'une tête couronnée tombe sous la hache du bourreau, cela ne doit pas plus dérouter la foi, qu'un crime dit vulgaire que la sagesse divine laisse consommer.

Troisième époque.

20. Septembre 1793.

Les sentimens délayés dans des cuves de mots. — La peur et l'amour n'ont jamais demeuré dans le même coeur — 23. Octobre — On regrette que l'éducation de Laurence soit tombée en si mauvaises mains. Jocelyn ne

lui apprendra ni à combattre pour sa patrie, ni à venger la mort de son père, il ne lui enseignera que des lâches prières que Dieu renvoie à celui qui les fait — 28. Octobre — Jocelyn, dans la vigueur de l'âge pleure toujours. — 29. Octobre. — Ce poême est un chapelet sur lequel le poête dit ses patre-nostres. — Dieu ne doit pas être un lit de repos pour les paresseux et les peureux — on peut se reposer dans la solitude de l'ame, mais après avoir vécu et combattu, par lassitude, non pas comme Jocelyn par paresse de vivre.

1. Decembre 1793.

La Date du Journal éveille en nous le souvenir des importans événemens de la révolution française, ce qui détruit tout notre intérêt pour Jocelyn. Le poête aurait dû mettre la terreur et la passion de la révolution à côté de la paix d'ame et du sublime silence de la na-

ture. Il est beau de regarder la tempête de la rive, mais il faut voir la tempête, les angoisses des naufragés. Excepté deux coups de fusil, qui auraient pu partir aussi bien des mains d'un chasseur ou d'un brigand que de celles de soldats républicains, on n'entend rien du furieux orage, qui régna alors en France.

Quatrième époque.

Fevrier 1794.

En bas l'orage du peuple, sur la hauteur la terreur d'une nature sauvage, et Jocelyn avec son coeur mol, toujours en pleurs! Moïse priait du moins tandis que son peuple combattait, mais Jocelyn tout saint qu'il est ne pense qu'à lui-même!

Mars 1794.

L'homme qui a toujours Dieu dans sa bouche, qui ne voit que lui, qui ne pense qu'à lui, qui pour le créateur oublie sa création, ressemble au courtisan, qui ne compte que son mai-

tre dans le monde, et oublie sa patrie et le peuple.

Cinquième époque.

***Grenoble**, 6. Avril 1794.*

„Bénissant ses bourreaux du geste et du sourire
Comme on marche au triomphe, il marchait au Martyre
Sachant que la victoire en ces combats de foi
Est à celui qui tombe et qui meurt pour sa loi!"

Appeler les prêtres persécutés ou immolés des martyrs, ce n'est pas le mot juste, On n'a pas voulu les contraindre à adorer Jupiter et à renier le Christ, on ne leur demandait que de respecter les lois de la France plus que celle de Rome. Louis XVI. était victime d'un fanatisme déplorable, mais non pas martyr. Roi il ne mourut pas pour la foi chretienne, mais pour le paganisme politique.

Sixième époque.

26. Mai 1795.

Jocelyn a sacrifié l'objet de son amour aux menaces d'un prêtre farouche, à sa propre con-

science timorée, mais il n'a pas sacrifié son amour. Il n'a aucun droit à notre sympathie, ni à notre admiration. Un amour malheureux est chose si ordinaire. —

Mélanges.

Le Zodiaque littéraire, une des meilleures revues de l'Allemagne, contient un article de M. Gans sur le salon de madame Récamier. Nous eussions beaucoup désiré traduire ce beau morceau; mais nous n'aurions jamais pu en venir à bout, sans le mutiler ou l'étendre. Pour des idées germaniques d'un certain tour, l'idiome français est un véritable lit de Procruste, et il faudrait être un monstre de cruauté pour essayer de les y coucher. M. Gans professeur à l'université de Berlin, est un homme de beaucoup d'esprit, surtout quand

il est à Paris; mais néanmoins il s'entend parfaitement bien à cet art merveilleux qui est propre à tous les savans de sa patrie, de préparer les plus belles fleurs en légumes et de donner aux choses les plus légères et les plus gracieuses un air de dignité philosophique. On ne penserait jamais que les charmes de la société de madame Récamier, qui jouit depuis plus de trente ans d'une réputation européenne, et que M. Gans lui-même savait si bien apprécier, aient pu servir de thème à de graves apophtègmes Hegeliens. Il est beaucoup à regretter, que M. Gans n'use pas toujours de son héroique talent de résister aux circonstances, et qu'il se plaise quelquefois à s'y prêter, comme il l'a montré récemment dans l'affaire de la jeune Allemagne. Les charmes d'un professorat doivent être beaucoup plus forts que ceux du salon de madame Récamier; M. Gans qui ne s'est pas laissé séduire par les derniers, au point de n'être qu'aimable et de

déposer son langage doctorale, s'est laissé amener par les premiers à faire violence à ses sentimens généreux ordinaires et à rénier M. Gutzkow qui, persécuté par l'inquisition politique de Francfort, a été lâchement abandonné par tous ses anciens amis. Il est beau d'être professeur et d'avoir un coeur royal-prussien; mais il est plus beau encore de n'être rien et d'avoir un coeur généreux. Vous avez beaucoup d'esprit, messieurs les savans Berlinois; mais vous n'avez pas autant de sentimens, qu'il en faut à une petite fille pour aimer sa poupée. Et vous, cher Gutzkow! dans l'ivresse d'une jeune ame ardente et fière d'un avenir riche de gloire, vous vous êtes moqué du ciel; voyez maintenant si avec de tels hommes royaux-prussiens vous pourriez vous passer de Dieu!

La Diète de Francfort et M. Heine*).

L'étonnement de ces mots doit être grand de se trouver ensemble; mais quant à nous nous ne nous en étonnons pas le moins du monde: tel maître tel valet — voir la préface de son salon. — Nous conseillons à M. Heine de ne pas trop se fier à un sauf-conduit de la Diète de Francfort. L'Allemagne ne manque pas d'un Novogorod. „Loix de ma patrie". Une loi soufflée par les jésuites de Munich,

*) Ces pensées ont été suggérées à Boerne à l'occasion d'une lettre de M. Heine, insérée dans le Journal des Débats et adressée à la Diète de Francfort. Voir cette lettre à la fin de ce volume.

ébauchée par un commis de M. de Rochow, approuvée par des ministres malades et sanctionnée par la Diète en démence n'est pas une loi de la patrie et ne mérite pas une obéissance respectueuse. — Gutzkow a servi de Fieschi à la Diète de Francfort; ce n'est pas qu'on voudrait imiter les loix d'intimidation françaises, on se moque de telles loix en Allemagne, on les regarde comme des loix d'encouragement. — L'humble supplique de M. Heine on l'acceptera avec satisfaction comme arrhes de sa conversion; mais assurément la diète de Francfort ne se payera pas d'un tel désaveu. — C'était bien modeste de la part de M. Heine de se déclarer inférieur à Luther, mais ç'aurait été encore plus modeste de ne pas se mesurer avec lui — la mousse qui couvre un rocher.

Voyez maintenant, messieurs les ministres de l'instruction publique, combien la providence

se moque de votre esprit législateur tant primaire que secondaire. Les frivoles marquis et les bourgeois timides de l'ancien régime ont fait la révolution de 1789, les fils et les élèves des terribles jacobins ont été les instrumens les plus dociles du despotisme de Napoléon, et les disciples du catéchisme impérial et du jésuitisme de la restauration ont fait la révolution de 1830. Voilà maintenant M. Heine né juif et élevé dans la loi de Moïse qui succède à Luther et qui est le plus ferme soutien du protestantisme!

La diète de Francfort aura lu avec un sourire moqueur la missive de M. Heine; mais elle ne se payera pas de vains mots, elle ne lui pardonnera que quand il aura consommé son apostasie.

Ce sera beau d'entendre M. Heine chanter des pseaumes sur la grande route entre Forbach et Mayence.

Luther et Heine! Nous ne sommes pas fabulistes. Mais si nous l'étions! quel beau sujet de fable: le rocher et l'éponge!

La Diète de Francfort, que M. Heine il n'y a pas encore deux ans avait appelé dans un de ses ouvrages: le vampyre qui suce le sang au coeur du peuple allemand, s'est-elle donc amendée depuis? s'est-elle changée en pigeon? ou M. Heine n'a-t-il pas de sang à perdre?

Les malheureux patriotes allemands ont tout perdu jusqu'à l'espérance même; il ne leur est resté que l'honneur. M. Heine par sa lettre à la diète de Francfort a taché de compromettre encore ce qui leur reste; il n'a

pas réussi, mais on doit lui tenir compte de sa bonne volonté. A l'égard de toute autre personne vis-à-vis de laquelle nous aurions eu à répondre des opinions que nous avons émises sur son compte, nous nous serions exprimés avec moins de modération; mais l'héroique stoïcisme de M. Heine nous désarme, nous avons honte de nous prévaloir d'une franchise à si bon marché.

. . . . . C'est beau de défendre l'innocence malheureuse et persécutée, mais quand les innocens sont réunis au nombre de quinze millions, et qu'ils ont des rois et un demi million de soldats à leur tête, comme les protestants allemands, ils peuvent se défendre eux-mêmes. M. Heine ferait une oeuvre beaucoup plus méritoire, s'il voulait au lieu de protéger les protestans, que personne ne pense à attaquer, prêter son puissant appui aux juifs, ses anciens corréligionnaires, dans la réligion des-

quels il est né et élevé, et qui peu nombreux sont encore dans la plus grande partie de l'Allemagne hors du droit commun, très molestés et vexés par la population chretienne.

. . . . . Je n'aime pas à troubler les amours de qui que ce soit, pas même les amours propres; mais les Français ne doivent pas croire que nous autres Allemands soient réduits à M. Heine, qu'il soit l'Hercule de l'Allemagne, qui a terrassé la hydre du catholicisme.

Aphorismes.

Il n'y a rien de plus dangereux aux pouvoirs, que de vaincre trop souvent. Par la défaite les vaincus apprennent enfin à vaincre.

Parmi les grands hommes des sciences et des arts, il y a des génies créateurs et des génies destructeurs. L'influence des derniers est même plus forte et plus durable que celle des premiers, mais ils sont moins vénérés et moins estimés que les autres. A leur égard on commence ordinairement par l'indifférence, et en passant par le dédain, on arrive à l'oubli.

C'est que les hommes ne sont reconnaissants que pour le bienfait positif, et ne tiennent aucun compte des maux dont on les a délivrés, des entraves dont on les a affranchis. Lessing a fait plus pour la littérature allemande que Schiller et Goethe; mais comme il n'a rien créé parcequ'il a epuisé ses forces et sa vie à déblayer le terrain, il n'est pas aussi populaire que les premiers.

La langue française parait toujours supposer, qu'elle ait à s'expliquer avec de grands ignorants, tant elle a soin d'être précise et claire; la langue allemande au contraire, prend tout le monde pour des savants, et sans doute c'est la dernière qui se trompera le plus souvent dans son calcul.

La réligion est encore plus nécessaire aux heureux qu'aux malheureux; il faut de la

croyance pour souffrir; pour jouir il en faut davantage.

Le tombeau rend les femmes égales aux hommes; j'aime les femmes qui publient leur livres sous le voile de l'anonyme, ou dont les ouvrages ne paraissent qu'après leur mort.

Les femmes doivent être stationnaires, conservatrices, ni révolutionnaires ni réactionnaires. Je leur pardonne même des penchants aristocratiques; quand la saison des fruits est passées on aime les fruits confits préparés par de belle, mains.

L'intelligence d'une femme même la plus spirituelle, n'est qu'une lumière boréale. Ce que les femmes perdent en admiration, elles le regagnent largement en amour.

La France c'est Voltaire, l'Allemagne c'est Rousseau; la destination de la première est de détruire, la destination de l'autre est de fonder.

La jeune Allemagne. Quand on a la concience de sa jeunesse, on est déjà très vieux — ils croient être au port et déchirent les voiles qui ont poussé leur esprit.

Les langues du midi ont quelque chose de reptil, elles sont glissantes, rampantes, douces au toucher, ce sont les langues des pays conquis. Les langues du nord sont osseuses, dures, franches, marchant haut, ce sont les langues des peuples conquérants.

La peur est raisonnable en France, c'est un malheur; l'arbitraire n'a rien de comique qui offre une compensation à celui qui souffre.

Quand je dis, il faut être citoyen avant d'être poëte, j'espère trouver de l'écho en France; comme je suis sûr d'en trouver en Allemagne, quand je dis, il faut être homme avant d'être citoyen.

Nous autres Allemands nous descendons tous de Hamlet et de Faust. Nous avons gouté jusqu'au dégout de la terre et du ciel. Nous avons beau désirer nous vendre à l'enfer. Le crédit de notre vertu est si solide, que le diable même ne veut pas avoir affaire à nous, craignant d'être trompé.

Malheur à celui qui entre dans le labyrinthe de la philosophie allemande, sans avoir le fil d'Ariadne qui l'aide à en sortir, le minotaure du doute le dévorera.

Si monsieur Cousin n'a pas digéré la philosophie, du moins il l'a mangé.

Les nerfs ces espions du corps humain.

Les Allemands traduisent tout, les actions étrangères comme les livres étrangers. Les imitations de la révolution de 1830 dans quelques provinces allemandes, n'ont été que des traductions.

Révolution française. En France l'ancien régime était déraciné, on n'avait qu'à l'abattre; en Allemagne quand on aura abattu l'ancien régime, les racines resteront toujours.

Depuis la mort de Louis XVI. il y a guerre ouverte entre Voltaire et Rousseau, qui antérieurement lorsque leurs intérêts étaient encore d'accord se ménageaient réciproquement,

et tout en se trompant l'un l'autre ils marchaient et combattaient de front. Voltaire c'est le chef de la bourgeoisie, Rousseau c'est le chef du peuple.

Un peu moins de fidélité et un peu plus d'honneur s'il vous plait.

On ne peut pas accorder le patriotisme avec l'amour de la liberté.

Qu'est-ce qu'un roi? Autrefois c'était le premier gensdarme, aujourd'hui c'est le premier mouchard de son pays.

Monsieur Thierry a bien deviné les maladies inconnues et les douleurs secrètes des peuples.

Toute femme de génie est le mauvais génie de son mari. Une femme auteur, quand elle est d'ailleurs aimable et aimante, pourrait être la consolation d'un homme sourd, mais elle serait le désespoir d'un homme qui ne serait qu'aveugle.

Une femme polygraphe est un monstre; un volume, un verre de champagne, un bon mot tous les ans, c'est assez.

Quand on nous force de dire tyran au lieu de roi et de parler de la tyrannie au lieu de la royauté, est-ce-que le pouvoir a beaucoup gagné à rendre ces mots synonymes?

Monsieur de Ruhmor est un gentilhomme allemand, mais un homme d'esprit.

Le peuple allemand est composé de maitres d'école et d'écoliers.

L'avenir rode autour de la demeure du présent. Que celui-ci sorte une seule fois sans tirer la clef derrière lui et il est délogé pour toujours.

On sait que la Diète germanique a récemment lancé un décret contre l'école littéraire et philosophique connue sous le nom de jeune Allemagne, qu'elle accuse de tendre au bouleversement social en attaquant la réligion, la morale et toutes les institutions fondamentales de la civilisation. Le décret de la Diète est nominativement dirigé contre cinq personnes, en tête desquels figure M. Henri Heine, écrivain bien connu en France, qui est regardé comme le fondateur de cette école nouvelle. M. Heine nous prie de publier la lettre suivante, qu'il vient d'adresser à la Diète.

A la haute Diète de la confédération germanique.

Messeigneurs.

Le décret que vous avez émis dans votre 31e séance de 1835 me penètre d'une affliction profonde.

A cette affliction vient se méler, je dois l'avouer un sentiment d'étonnement extréme. Vous m'avez accusé, jugé, condamné, sans m'avoir entendu, sans que nul ait été chargé de ma défense, sans que j'aie été cité de comparaitre. Ce n'est pas ainsi que procé-

dait, en pareil cas, le Saint-Empire dont la confédération germanique a pris la place. Le Docteur Martin Luther, de glorieuse mémoire, put avec un sauf-conduit, se présenter par devant la Diète de l'Empire et s'y défendre publiquement et en toute liberté. Loin de moi la présomption de me comparer à l'homme qui nous a conquis la liberté de discussion en matière réligieuse. Mais il est naturel au disciple de se prévaloir de l'exemple du maître. Si vous ne daignez pas m'accorder un sauf-conduit pour aller plaider ma cause en personne devant vos seigneuries, rendez-moi du moins la faculté de me défendre par la presse allemande, en levant momentanément l'intredit dont vous avez frappé mes écrits présents et à venir.

La demande que je fais près de vous n'est pas une protestation, c'est simplement une supplique. Il m'est impossible de m'abstenir, car l'opinion publique interprèterait mon silence contre moi. Elle y verrait l'aveu des tendances coupables qu'on m'impute et le désaveu de mes écrits. Je me flatte au contraire qu'aussitôt que vous aurez permis de me défendre, il me sera aisé de démontrer péremptoirement que ma plume a été guidée, non par une pensée irréli-

gieuse et immorale, mais par une synthèse hautement morale et réligieuse, à laquelle depuis long-tems, ont rendu hommage, non seulement quelques écrivains de telle ou telle école littéraire designée sous le nom de jeune Allemagne, mais la plupart de nos plus illustres auteurs, tant poëtes que philosophes. Quelle que soit d'ailleurs votre décision, messeigneurs, au sujet de la présente supplique, soyez persuadés que j'obéirai toujours aux loix de ma patrie.

Ne croyez pas, Messeigneurs, que je songe à me prévaloir, pour vous braver, de ce que je suis hors de votre atteinte; j'honore et honorerai toujours en vous l'autorité supréme de notre chère Allemagne. La sécurité personnelle que me garantit mon séjour à l'étranger m'est précieuse relativement à vous, en ce qu'elle doit vous être un gage de la sincérité des sentimens de considération parfaite et de profond respect que je professe pour vos seigneuries.

Henri Heine, docteur en droit.

(Journal des Débats, 30. Janvier 1836.)

Mannheim, Buchdruckerei des kath. Bürgerhospitals.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Schwarzwälder Dorfgeſchichten,

von

Berthold Auerbach.

Vierte illuſtrirte Auflage.

Inhalt:

1) Der Tolpatſch.
2) Die Kriegspfeiffe.
3) Des Schloßbauers Vefele.
4) Tonele mit der gebiſſenen Wange.
5) Befehlerles.
6) Die feindlichen Brüder.
7) Ivo der Hajrle.
8) Florian und Crescenz.
9) Der Lauterbacher.

Vorgeschichten

von

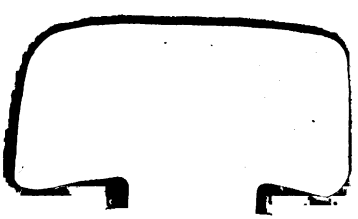
Berthold Auerbach.

Neue Folge.

Zweite Auflage.

Inhalt:

Sträflinge. — Die Frau Professorin. — Lucifer.

Preis eines jeden dieser beiden Bände:
Broschirt: 1 Thlr. fl. 1. 45 kr.

M84594
PT1821
A1
1844
v.5-6
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY